Paul Lindau

Spitzen

Spitzen

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Berlin

Romane

von

Paul Lindau

III.

Spitzen

1914

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Spitzen

Roman

von

Paul Lindau

11. und 12. Auflage

1914

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/berlin03lind

RBR
Jantz
#275

Erſtes Buch

I.

Endlich hatte Gräfin Juliane den dringenden Bitten ihrer Tante, der Fürstin Karola von Eyckhof-Menthin, nachgegeben und ihr versprochen, den Ball bei dem Bevollmächtigten zum Bundesrate, Baron von Heddersdorf, doch noch zu besuchen. Die Gräfin hatte zwar schon abgeschrieben und ihre Ablehnung genügend begründet: ihr Mann, der Wirkliche Geheimrat und Präsident Graf Albrecht von Isseneck, war auf einer Dienstreise begriffen und wurde erst morgen zurückerwartet. Aber Fürstin Karola hatte sie so herzlich gebeten, ihrer Tochter, Prinzessin Alix, die heute abend beim Baron von Heddersdorf zum erstenmal in der Berliner Gesellschaft erscheinen sollte, freundlich zur Seite zu stehen, und die reizende Alix selbst hatte sie so bestürmt und ihr immer wiederholt, daß sie der mütterlichen Obhut eigentlich kaum bedürfe, die Unterstützung einer jungen, lebhaften und beliebten Frau aber, mit der sie von allem möglichen schwatzen, und die sie in

allen schwierigen Fällen um Rat fragen dürfe, durchaus nicht entbehren könne, — die Vorstellungen der Tante waren so vernünftig und herzlich, die anmutigen Quälereien der Cousine so unwiderstehlich gewesen, daß Juliane gegen Mittag einige flüchtige Zeilen an die Baronin von Heddersdorf sandte und die Zurücknahme ihrer früheren Absage wie die nachträgliche Annahme der Einladung in zwölfter Stunde mit irgend einer harmlosen Notlüge begründete.

Jetzt bereute es die Gräfin doch, daß sie nicht standhaft geblieben war, daß sie nicht bei ihrer Weigerung, den Ball zu besuchen, verharrt hatte. Sie empfand gegen das Haus Heddersdorf ein merkwürdiges Vorurteil, ein abergläubisches Widerstreben; es brachte ihr Unglück!

Bei denselben Heddersdorfs war auch sie vor fünf Jahren, als ungemein lebhaftes neunzehnjähriges Mädchen, in die Berliner Gesellschaft eingeführt worden, da hatte sie den Grafen Iseneck kennen gelernt, da war der erste Grundstein zu ihrer Ehe gelegt worden; da hatte sie später auch die Bekanntschaft mit dem jungen Fürsten Ulrich von Engernheim-Kypstein gemacht, — mit dem „tollen Ulrich", wie der Fürst zu jener Zeit in seinen Kreisen allgemein genannt wurde. Kurzum, mit dem Namen Heddersdorf verknüpften sich für Gräfin Juliane nur Erinnerungen, die sie tief verstimmten.

„Alles im Leben wiederholt sich," sagte sie halblaut vor sich hin, während sie sich an das breite Fenster setzte und gedankenvoll auf den blendend hellen Park, dessen Wege mit einer dichten, weichen, sanften Schneeschicht wie mit weißem Plüsch überzogen waren, hinabblickte. Der Schnee, der seit Stunden unaufhörlich und bedächtig

vom hellgrauen Dezemberhimmel herabfiel, hatte sich auch auf den Bäumen gelagert, die zarten Linien der Aeste und Zweige klumpig umhüllt und sich in die Vertiefungen der schwarzen Stämme eingebohrt.

„Es wiederholt sich alles!"

Juliane seufzte tief auf. Die Vorgänge der letzten Tage vergegenwärtigten ihr mit grausamer Schärfe alle Umstände, die den entscheidenden Schritt ihres Lebens begleitet hatten. Jetzt freilich spielte eine andere die Hauptrolle: die entzückend frische, nichtsahnende Alix, die mit ihren wundervollen, großen dunkelblauen Kinderaugen in die Welt lachte, aber das Schauspiel war dasselbe. Für sie war es zur Tragödie geworden; möchte es nur für die liebe Alix einen befriedigenden Ausgang haben!

Gerade wie heute war vor fünf Jahren, im Winter 1874, ihr Oheim, der Fürst Engelbert von Eyckhof-Menthin, mit seiner Frau, der Schwester ihres Vaters, der Fürstin Karola, geb. Gräfin Wiking, nach Berlin gekommen, um an den Beratungen des Herrenhauses, zu dessen erblichen Mitgliedern der Fürst gehörte, teilzunehmen. Juliane war diesmal von ihren Verwandten, bei denen sie, als sie Waise geworden war, die liebevollste Aufnahme gefunden hatte, eingeladen, sie nach Berlin zu begleiten. Und sie verstand den Sinn dieser Einladung und die Bedeutung des Berliner Aufenthalts für sie sehr wohl. Tante Karola hätte sich gar nicht besonders anzustrengen brauchen, um in vorsichtigen Andeutungen darauf hinzuweisen, daß es für ein junges Mädchen an der Schwelle der Zwanzig nicht bloß reizvoll, sondern

auch ganz zweckmäßig sei, wenn es aus der stillen Zurückgezogenheit des ländlichen Lebens heraustrete und in der lärmenden anregenden Welt der Großstadt um sich blicken lerne. Juliane hatte es sich ja selbst schon gesagt, daß ihre Tage auf Menthin gezählt waren. Sie hatte sich bei ihren Verwandten wahrhaft glücklich gefühlt; sie liebte sie wie ihre Eltern und wurde von ihnen wie ein Kind geliebt. Juliane hatte sich vollkommen daran gewöhnt, Alix als ihre jüngere Schwester zu betrachten, und Alix, die zwei Jahre alt war, als die neunjährige Juliane aufs Schloß kam, wußte nichts weiter, als daß Liane, wie sie auf Menthin hieß, zur Familie gehörte: ob Schwester, ob Base, war ihr einerlei.

Juliane hatte ihre Mutter in frühester Kindheit verloren und keine Erinnerung an sie bewahrt. Als sie neun Jahre alt war, starb auch ihr Vater nach langem und schwerem Leiden. Auch die Erscheinung ihres Vaters schwebte ihr nur noch dunkel und in verschwommenen Umrissen vor. Sie wußte nur, daß sie, so lange sie denken konnte, einen ganz eigentümlich blassen Mann auf einem Rollstuhl von einem Diener hatte herumfahren sehen, daß sie täglich einigemal zu ihm geführt wurde und ihn Papa nannte; er hatte aber nie darauf etwas erwidert, sie hatte ihn nie sprechen hören; als er begraben wurde, weinten alle, und sie weinte mit den übrigen. Dann war sie nach Menthin zum Onkel Engelbert und zur Tante Karola gekommen, und da war es viel schöner als daheim. Und es dauerte gar nicht lange, so hatte sie ganz vergessen, daß sie jemals wo anders gewesen war. Menthin war ihr zur wahren Heimat geworden.

Aus dem Kinde war ein junges Mädchen geworden, ein ausgelassenes, witziges, ungemein lebhaftes junges Mädchen, vielleicht etwas zu lebhaft, zu aufgeregt und nervös. Aber „es kleidete sie", wie Fürstin Karola sagte.

Alles zitterte und zuckte in Julianen. Wenn man ihr Guten Tag sagte, leuchteten ihre tiefbraunen Augen lodernd auf, und wenn sie über irgendwelche Geringfügigkeit eine abweichende Meinung hatte, so legte sich ihre Stirn in tiefe Falten, und sie furchte die starken Brauen. Sie war ungemein zart gebaut, hatte Hände und Füße wie ein Kind, und die ganze Erscheinung wirkte in ihrer Zierlichkeit und Schmiegsamkeit wie die einer Spanierin. Auch der kleine runde Kopf mit der mattgelben und dabei vollkommen gesunden Gesichtsfarbe machte durchaus den Eindruck des Südländischen: diese halbgeöffneten roten Lippen, diese schnippische Nase mit ihren leicht beweglichen Flügeln, diese großen, lebhaften, funkelnden Augen von tiefbrauner Farbe, umsäumt von langen, glänzend schwarzen Wimpern und mit starken, sichelförmig geschwungenen Brauen gekrönt, und dies üppige, kaum zu bändigende blauschwarze Haar, das sich an Stirn und Schläfe natürlich lockte. Wer Komtesse Juliane von Wiking sah, ohne zu wissen, woher sie stammte, würde ihre Heimat niemals im kalten Norden, sondern immer nur im sonnendurchglühten Süden gesucht haben. Und sie war auch wie die Sonne im Hause des Fürsten. Sie brachte Leben und Licht und Luft in das alte Menthiner Schloß, und wenn Fürst Engelbert und Karola selbstsüchtig gewesen wären, so hätten sie sich nie von ihrem Lieblinge getrennt.

Aber sie liebten das lustige Kind eben wirklich und

uneigennützig; und sie sagten sich, daß Juliane nun in dem Alter sei, in dem für sie und ihre Zukunft etwas geschehen müsse.

Unter den Nachbarn, den näheren Bekannten und Freunden, die im Hochsommer und namentlich im Herbst zur Jagdzeit auf kürzere oder längere Zeit in Menthin vorsprachen, war keiner, der für Julianen paßte. Julianens Vermögen war nicht bedeutend; es genügte bei weitem nicht, um dem im fürstlichen Ueberflusse verhätschelten und verwöhnten Mädchen die Fortführung ihres bisherigen Lebens aus eigenen Mitteln auch nur annähernd zu ermöglichen. Sie war nichts weniger als praktisch und verstand von Geld und Geldeswert so gut wie nichts. Es war sogar zu befürchten, daß sie ihrer Mutter, die eine sinnlose Verschwenderin gewesen war, einigermaßen nachartete. Deshalb stand auch der Reichtum an Juwelen und Spitzen, die Juliane geerbt hatte, außer allem Verhältnisse mit dem von ihren Eltern hinterlassenen Barvermögen.

Die Liebhaberei für Spitzen hatte Juliane jedenfalls von ihrer Mutter geerbt, und bei dem Kinde hatte sich diese Neigung noch erheblich verstärkt; sie war bei der Komtesse beinahe zur Manie ausgeartet. In dem Alter, in dem andere Mädchen mit ihren Puppen spielen, spielte Juliane schon mit ihren kostbaren Spitzen, und sie konnte sich nicht satt sehen an der Sauberkeit und Zartheit der mühseligen Arbeit, an den zahllosen spinnwebefeinen Stäbchen des Netzes mit den darauf gestreuten, bald streng ornamentalen, bald in fröhlicher Willkür sich gebenden Zeichnungen in malerischer Vermischung. Gegen alle

anderen Handarbeiten hegte sie die tiefste Verachtung. Immer wieder und wieder hatte sie Tante Karola gebeten, sie in der Kunst des Spitzenklöppelns unterrichten zu lassen; sie hatte ihr so lange zugesetzt, bis ihr zu ihrem sechzehnten Geburtstage die gutmütige Fürstin eine leibhaftige Klöpplerin, die man aus Brüssel hatte kommen lassen, aufbaute.

Juliane war selig, die belgische Arbeiterin wurde ihre beste Freundin.

Stundenlang saß Juliane tagein, tagaus über das Klöppelpolster gebeugt und zeigte einen Eifer, eine Gelehrigkeit und Geschicklichkeit, die das freudigste Erstaunen ihrer Lehrerin hervorriefen. Nach einem halben Jahre kehrte die Belgierin reich beschenkt heim. Sie konnte die Komtesse nichts Neues mehr lehren; ihre weitere Ausbildung hatte nur noch die Zeit zu übernehmen, die geduldige Uebung.

Und wunderbar! das lebhafte, unruhige Mädchen, das es gewöhnlich nicht fünf Minuten auf demselben Fleck duldete und das beständig umherquirlte, war wie ausgetauscht, sobald sie hinter dem Klöppelpolster saß und mit ihren zierlichen schmalen Fingern die Stäbchen hin und wieder warf und die feinen Fädchen verknüpfte und verknotete. Da rührte sie sich stundenlang nicht von der Stelle . . .

Durch ihre unermüdliche Ausdauer und ihr Geschick hatte sie es mit der Zeit wirklich zu einer beachtenswerten Fertigkeit gebracht und allerliebste Arbeiten hergestellt. Dabei hatte sie sich allmählich auch eine gründliche Kenntnis der Spitzen angeeignet. Sie besaß alle

zugänglichen Werke, die über Spitzen erschienen waren, und hatte sie mit Ernst studiert. Sie war in der Geschichte der Spitzen, in den verschiedenen Spitzenarten und Mustern bewandert wie ein Fachgelehrter. Mit bester Laune ließ sie die Neckereien des Oheims, der sie wegen dieser eigentümlichen Liebhaberei oft hänselte, über sich ergehen.

„Wenn ich keinen Mann finde," sagte sie munter, „habe ich doch wenigstens etwas gelernt, um mir mein Brot zu verdienen."

„Gewiß!" stimmte der Fürst zu. „Wenn du noch etwas mehr dazu lernst und recht fleißig bist, kannst du es doch wohl auf einen Wochenlohn von fünf, sechs Mark bringen. Und viel mehr brauchst du ja nicht — für deine Handschuhe."

Einen Mann finden! — Juliane hatte im Scherze gesagt, was ihre sorgenden Verwandten gerade während der letzten Wochen und Monde oft und ernsthaft beraten hatten. Und an demselben Abend wurde der Beschluß gefaßt, daß diesmal Karola und Juliane den Fürsten, der sich zur Session des Herrenhauses nach Berlin zu begeben hatte, begleiten sollten.

Juliane machte in den aristokratischen Salons und auch bei Hofe durch den Reiz ihrer Erscheinung und ihres Wesens Aufsehen. Sie wurde viel umschwärmt; aber unter all den jungen Kavalieren, die mit ihr durch den Saal flogen und in den Tanzpausen sich über die frische Schlagfertigkeit ihrer Antworten höchlich ergötzten, war auch nicht einer, der sich ihr mit ernsthafteren Absichten zu nähern schien. Man fand die kleine Komtesse „fesch",

„pikant", „schneidig" — alles mögliche; aber die nicht unbekannt gebliebene Thatsache, daß die Nichte des sehr reichen Fürsten von Eyckhof selbst ziemlich unvermögend war, erlegte den jungen Leuten, die sie umschwirrten, in ihrem Benehmen zu ihr doch eine gewisse Zurückhaltung auf, die den Fürsten und dessen Gemahlin bekümmerte und die stolze Juliane empörte. Sie machte aus ihren Empfindungen kein Hehl, und durch die schroffe Zwanglosigkeit ihrer Sprache erwarb sie sich bald in ihren Kreisen den Ruf einer zwar geistvollen, aber nicht eben liebenswürdigen jungen Dame. Die jüngeren Herren zogen sich mehr und mehr von ihr zurück; sie hatten geradezu Angst vor dem „kleinen schwarzen Teufel", wie man sie nannte.

Julianen war das ganz recht. Sie hatte von jeher mit Vorliebe die Gesellschaft älterer und reiferer Männer aufgesucht und immer behauptet, daß sie im Verkehr mit jungen Leuten verdumme, sich nicht das Geringste aus dem mache, was sie von diesen zu hören bekomme, und niemals wisse, was sie ihnen sagen solle.

Wie viel lieber plauderte sie mit dem Grafen Albrecht von Iseneck, den sie auf dem ersten Ball in Berlin beim Baron von Heddersdorf kennen gelernt und im Laufe des Winters in fast allen Gesellschaften, die sie besuchte, wiedergefunden hatte, — wie viel lieber mit diesem klugen, ja bedeutenden Manne, als mit all den jungen Gecken, die sie mit ihren Alltäglichkeiten und Albernheiten langweilten.

Was schadete es, daß Graf von Iseneck in der Mitte der Fünfzig stand, also fünfunddreißig wohlgezählte Jahre

älter war als sie? Sie dachte nicht an den Geburtsschein, wenn sie ihm gegenüber saß und ihn mit ihren dunklen Augen anglühte. Hinter ihren halbgeöffneten Lippen wurden ihre milchfarbenen Zähne sichtbarer als sonst, wenn sie ihm zuhörte, und sie fühlte ein bewunderndes Erstaunen darüber, wie dieser Mann jede Frage, die zufällig aufgeworfen wurde, beherrschte, vertiefte und erweiterte. Sie war stolz darauf, daß der Graf es nicht nur nicht verschmähte, mit ihr, dem unbedeutenden kleinen Dinge, sich in ein ernsthaftes Gespräch einzulassen, sondern daß er sie sogar offenbar dazu aufsuchte, sie wegen keiner ihrer Thorheiten und Unwissenheiten auslachte, vielmehr augenscheinliche Freude dabei empfand, sie über dies und das, was ihr bisher verschlossen geblieben war, aufzuklären.

Der Graf flößte ihr auch durch sein ernstes und nützliches Wirken Respekt ein. Er war steinreich und hätte so gut wie viele andere in behaglichem Müßiggange sorglose Tage verbringen können. Und noch heute, da ihm die Jahre wenigstens eine Beschränkung seiner Thätigkeit wohl verstattet hätten, arbeitete er vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit dem jüngsten und emsigsten seiner Beamten um die Wette. Er nahm eine der hervorragendsten juristischen Stellungen im Reiche ein. Präsident Albrecht Graf von Ieneck war Wirklicher Geheimrat, Kronsyndikus und durch Allerhöchstes Vertrauen lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Wegen seiner ausgezeichneten Geistesgaben, seines tiefen Gerechtigkeitsgefühls und seiner ehernen Pflichttreue stand er allgemein in höchstem Ansehen.

Auch sein Aeußeres war trotz seiner Jahre sehr wohl dazu angethan, ein kluges, viel jüngeres Mädchen zu fesseln. Der Graf, der in seiner Jugend bei den Garde-Küraſſieren gestanden hatte, war von stattlicher Figur, breitschultrig und groß und hielt sich musterhaft kerzengerade. Die hohe stolze Haltung des Kopfes verriet ein gewisses Selbstbewußtsein und ließ erkennen, daß er seit langen Jahren mit keinem Vorgesetzten, sondern nur mit Untergebenen zu verkehren, daß er keinen Befehl zu empfangen, sondern nur Befehle zu erteilen hatte. Er hatte den Kopf eines Cäsaren: eine hohe, nachdenkliche Stirn, von kurzgeschnittenen, leicht ergrauten, aber noch vollen Haaren eingefaßt, klare, sehr helle, scharfe Augen, eine ziemlich große Adlernase, breite, feste Lippen und ein stark hervortretendes rundes Kinn. Er trug keinen Bart.

Seit zwanzig Jahren war Graf von Iseneck Witwer. Seine Frau, die bildschöne Tochter eines armen kleinen Beamten, in die er sich leidenschaftlich verliebt und mit der er sich gegen den einmütigen Willen seiner Familie vermählt hatte, hatte er nach kaum einjähriger Ehe unter tragischen Umständen plötzlich verloren. Sie war bei einer größeren Gebirgspartie, die sie gemeinsam unternommen hatten, verunglückt. Graf Albrecht war tief unglücklich, aber er klagte niemand sein Leid. Er schloß sich mehr und mehr von der Gesellschaft ab, vergrub sich in seine Arbeit und lebte nur noch der Pflicht seines Berufs und seines Amtes. Erst in den letzten Jahren, als er die Fünfzig schon überschritten hatte, glaubte man eine leichte Veränderung in seinem menschenscheuen Wesen zu bemerken. Er nahm nun an den geselligen Zer-

streuungen regeren Anteil als zuvor. Während er bisher nur solche Einladungen angenommen hatte, die er als Befehle auffaßte, die er aus amtlichen Rücksichten nicht ablehnen zu dürfen glaubte, und nie länger, als es ihm gerade geboten erschien, in den Salons verweilte, blieb er jetzt oft stundenlang in den Gesellschaften, unterhielt sich lebhaft mit den Damen, sah den tanzenden Paaren zu und setzte sich wohl auch zu einer Partie Whist nieder. Er war ein ziemlich fleißiger Besucher der Theater und Konzerte geworden. Der tiefernste, ja strenge Ausdruck war indessen von seinem Gesichte nicht gewichen. Man hatte ihn niemals lachen sehen. Liebenswürdig im Sinne des oberflächlichen Verkehrs war er nie gewesen und war es nicht geworden. Sein ganzes Wesen war die Verneinung des harmlos Gemütlichen.

Fürst Eyckhof und Karola hatten sich schon darüber gewundert, daß Juliane an diesem älteren, achtunggebietenden, abgeschlossenen Manne so unverhohlenes Gefallen fand. Aufs äußerste erstaunte der Fürst, als er eines Tages in den Mittagsstunden den Besuch seines alten Freundes Grafen Albrecht empfing und von diesem hörte, daß er entschlossen sei, die blutjunge Juliane durch das Band der Ehe dauernd an sich zu fesseln, wenn das junge Mädchen, wie er hoffe und glaube, zur Annahme seines Antrages geneigt sei.

Der Fürst, der fünf Jahre jünger war als Graf Albrecht, hörte seinem alten, erfahrenen weltklugen Freunde, an dessen guten Rat er sich so oft gewandt hatte, auf der Stelle an, daß er ihn nicht auf das Seltsame und Bedenkliche einer solchen Verbindung erst aufmerksam zu

machen brauche. Die wenigen bestimmten Worte, in denen Graf Albrecht seine Absichten kundgab, konnten ihm keinen Zweifel darüber lassen, daß der Graf alles reiflich überlegt hatte, daß ihn die starken Gegensätze nicht schreckten, daß ihn die Verschiedenheiten des Alters, der Charaktere, der Lebensanschauungen und Neigungen in keiner Weise beunruhigten.

„Ich werde mit Julianen sprechen, oder vielmehr meine Frau wird mir dies Geschäft abnehmen; denn auf dergleichen verstehen sich nun einmal die Frauen besser als wir," sagte der Fürst, während er Albrechts Hand drückte. „Sie werden wohl heute noch, spätestens morgen von uns hören."

Der Fürst sprach mit Karola, Karola sprach mit Julianen, die auf die befremdliche Mitteilung schon vorbereitet war und nichts anderes darauf zu erwidern hatte, als: „Lieber den Grafen als jeden andern!", die über alle Bedenken, die Tante Karola geltend zu machen für ihre Pflicht hielt, in der ihr eigentümlichen, entzückend leichtsinnigen Weise lächelte, die mütterliche Freundin schließlich stürmisch umarmte und ihr mit einem langen Kusse den Mund schloß.

Eine Stunde später erhielt Graf Albrecht vom Fürsten eine Einladung zum Diner und tags darauf wurde die folgende Doppelanzeige in mehreren Hundert Exemplaren versandt:

„Engelbert Fürst von Eyckhof-Menthin und Fürstin Karola geb. Gräfin Wiking beehren sich, die Verlobung ihrer Nichte Juliane Gräfin Wiking mit Sr. Excellenz dem Wirkl. Geheimrat, Präsidenten Albrecht Grafen von

Iseneck zu geziemender Anzeige zu bringen. Schloß Menthin und Berlin, 4. Dezember 1874."

Und:

„Juliane Gräfin Wiking. Albrecht Graf von Iseneck. Verlobte. Schloß Menthin und Berlin, 4. Dezember 1874."

Diese Verlobung bildete die größte Ueberraschung des Winters; es war das „Ereignis" der Gesellschaft, und in den Salons am Saume des Tiergartens, in der Wilhelm-, Voß- und Behrenstraße und am Pariser Platz wurde tagelang kaum von etwas anderem gesprochen.

Man kann nicht behaupten, daß dieses Ereignis mit besonders freundwilligen Kommentaren begleitet worden wäre; vielmehr hatten alle Gespräche über diesen Punkt einen leicht spöttischen Beigeschmack, und zum erstenmal wurde über den Präsidenten, dessen ganze Persönlichkeit zum Spaß und Hohn so wenig wie möglich geeignet war, leicht gewitzelt. Die Glückwünsche, die dem Brautpaar und den fürstlichen Anverwandten von allen Seiten dargebracht wurden, waren allesamt in die freudigste und herzlichste Form gekleidet.

Zu jener Zeit nun war auf einer Gewerbeausstellung, die sich regen Zuspruchs zu erfreuen hatte, ein Kunstwerk ausgestellt, für das niemand ein tieferes Verständnis besaß und eine aufrichtigere Bewunderung empfand als Komtesse Juliane. Es war die wunderbar getreue, mit äußerster Kunstfertigkeit hergestellte Nachbildung eines historischen Prachtstücks alter Spitzenarbeit, das Julianen aus Beschreibungen und Abbildungen längst bekannt war: eine der früheften und zugleich meisterhaftesten Spitzenarbeiten, ein langer Umhang, den Graf Lamoral von

Egmont im Jahre 1554 dem Infanten Philipp, nachmaligem König Philipp II. von Spanien, zu dessen Vermählung mit Maria von England als stolzesten Zeugen der Brabanter Klöppelkunst verehrt hatte. Das Original befand sich jetzt unter dem schon aus dem XVI. Jahrhundert stammenden Titel der „Lamoralspitze" in der berühmten Kypsteiner Sammlung, die der verstorbene Fürst Günther von Engernheim angelegt und zu kunstgeschichtlicher Bedeutung erhoben hatte. Fürst Günther hatte die „Lamoral" vor etwa vierzig Jahren in einer Versteigerung zu Brüssel für eine zwar immerhin noch sehr große Summe, aber im Verhältnis zu dem wahren, unschätzbaren Werte dieses einzigen Kunstwerks doch spottwohlfeil erstanden.

Daß diese Spitze für einen so fabelhaft niedrigen Preis losgeschlagen wurde, hatte seine besondere Bewandtnis.

Auch um die „Lamoral" hatte sich, wie um so manches andere wertvolle Familienstück, ein Sagenkreis gebildet. Es wurde ihr eine unerklärliche unheilvolle Gewalt zugeschrieben. Es wurde ihr nachgesagt, daß sie dem Besitzer Schande und Tod bringe, daß sie ihn verhängnisvoll dazu treibe, in das Eheglück eines anderen einzugreifen, und daß er dabei den Untergang finde.

Auf welche Art und zu welcher Zeit die „Lamoral" aus dem Besitz der spanischen Krone in Privathände übergegangen war, wußte niemand zu sagen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gehörte sie einer Herzogin in der Provence, deren Gemahl für die Reize einer anderen schönen Dame allerdings nicht blind gewesen zu sein scheint, und der von deren Gatten überrascht und nieder-

gestochen worden war. Aus jener Zeit stammte der Reimspruch, der fortan mit der Geschichte der „Lamoral" verbunden blieb:

Dentelle *Lamoral*
Ecrase *la morale,*
Puis donne *la mort à l'*
Adultère fatal.

Dieser Spruch, der thatsächlich nichts anderes bewies, als daß auch schon im vorigen Jahrhundert billige Wortspielereien in mangelhafte Verse gebracht wurden, begründete den Aberglauben, der nun der unschuldigen Spitze anhaften sollte. Die geschichtsfälschende Legende griff nun weiter zurück und wußte davon zu erzählen, daß Philipps unglücklicher Sohn Don Carlos in diesem Spitzenkleid getauft worden sei, und daß ihn dadurch schon der Fluch seiner tragischen Liebe und seines grausamen Endes getroffen habe. Das war — von allem anderen abgesehen — schon deshalb unhaltbar, weil Don Carlos, im Jahre 1545 von Philipps erster Frau geboren, bereits neun Jahre zählte, als Graf Lamoral Egmont dem Infanten zu dessen zweiter Vermählung die Spitze schenkte.

Seit jener Familienkatastrophe in der Provence waren hundert Jahre verflossen, die „Lamoral" hatte ihre Besitzer oft genug gewechselt, und es war nichts vorgefallen, was die ihr von dem Reimspruche beigelegte unheilvolle Macht irgendwie beglaubigt hätte; da wurde die alte, inzwischen beinahe in Vergessenheit geratene Geschichte durch einen Zufall wieder aufgefrischt.

Im Jahre 1832 fiel der Besitzer der „Lamoral" im Zweikampf von der Hand eines beleidigten Gatten.

Das kommt im Laufe eines Jahrhunderts bekanntlich öfter vor. Nun aber machte das schöpferische Gerücht von diesem allerdings auffallenden, aber eben rein zufälligen Zusammentreffen, bei dem weder himmlische noch teuflische Mächte mitgewirkt zu haben brauchten, gewaltiges Aufheben. Aus den zwei getöteten Ehebrechern wurde ein halbes Dutzend. Die Zeitungen bemächtigten sich des Geredes, und es war schließlich allgemein die Fabel verbreitet, daß alle Besitzer der „Lamoral" vom Schicksal dazu ausersehen seien, in die Umfriedigung einer fremden Ehe einzubrechen und dabei Kopf und Kragen zu verlieren. Jedenfalls teilten die Hinterlassenen des im Zweikampf Gefallenen diesen Aberglauben und setzten alles ins Werk, um sich dieser Unheilsspitze so schnell wie nur irgend möglich und um jeden Preis zu entledigen.

Fürst Günther von Engernheim-Kypstein war ein durchaus vorurteilsfreier Mann; außerdem schützte ihn aber auch sein Charakter und sein Temperament vor dem Fluche der „Lamoral". Er schickte sogleich seinen Bevollmächtigten nach Brüssel; und da der Aberglaube sehr viele, die sonst wohl als Mitbieter aufgetreten wären, zurückgeschreckt hatte, und auch die Kunsthändler wegen der unter solchen Umständen sehr erschwerten Verkäuflichkeit kopfscheu geworden waren, erstand er die kostbare Spitze verhältnismäßig zu einem Spottpreise. Sie bildete fortan einen Hauptschmuck der Kypsteiner Sammlung und benahm sich da höchst seltsam, ohne dem glücklichen Besitzer irgendwelches Leid an Leib oder Seele zuzufügen. Fürst Günther starb vierzig Jahre später ruhig in seinem Bett.

Als Juliane am Arme ihres Bräutigams die Ausstellung besuchte und die „Lamoral“ in der herrlichen Nachbildung zum erstenmal erblickte, war sie wie bezaubert. Sie konnte sich von diesem Meisterstücke, in das wohl ein Menschenleben mühseligster und saubersten Kunstarbeit hineingeklöppelt war, gar nicht losreißen. Sie fand und rühmte daran Eigenschaften, für die der gelehrte Graf kein Verständnis besaß. Sie sprach in bewegten Worten ihr Entzücken aus über diese „Radierung aus Fädchen“, wie sie sagte, der für sie etwas von der zauberhaft reizvollen Verschwommenheit einer Rembrandtschen Skizze zu eigen war. Der Graf hörte ihr lächelnd zu. Wenn er auch die Begeisterung seiner Braut zu teilen nicht vermochte, sie nicht einmal zu fassen im stande war, so wußte er nun doch, womit er ihr eine wahrhafte und dauernde Freude machen konnte. Die kostbare Nachbildung der „Lamoral“ war sein Brautgeschenk.

Juliane war überselig. Wenn sich in den ersten Tagen, die ihrer Verlobung folgten, unwillkürlich und unabweislich kaum eingestandene bedenkliche Anwandlungen, die mit den mahnenden Vorhaltungen der Tante Karola, mit dem, was alle Welt von dieser Verbindung dachte und sagte, ungefähr übereinstimmten, auch an sie herangeschlichen hatten, — jetzt wußte sie, daß sie die größte Freude ihres Lebens dem Grafen verdankte, sie war ihm in tiefer Seele dankbar dafür, und sie redete sich fest ein, daß sie ihn liebe.

Freilich war er ganz anders als sie! Aber er war so gut!

Sie stand an der Schwelle des Lebens, er war schon weit im Leben vorgeschritten und dem Ausgange nahe

gerückt. Ihr allein lag es ob — das fühlte sie wohl —, die starken Unebenheiten, die zwischen ihnen bestanden, auszugleichen. Sein ganzes Wesen war durch die Macht der Jahre und Gewohnheiten nach seinem eigenen Willen gefestigt und gehärtet, und ihm hatte sie sich anzuschmiegen.

Den guten Vorsatz dazu hatte sie auch, besaß sie dazu aber auch die erforderliche Gabe, die Kraft der Unterordnung?

Sie war ein verzogenes Kind, das bis zu dieser Stunde seinen Willen stets durchgesetzt hatte. Ihre gutmütigen Verwandten, die sie von klein auf verwöhnt hatten, übten Nachsicht mit ihren oft recht krausen Launen; sie verziehen ihr alles um ihrer unwiderstehlichen Lustigkeit willen. Selbst ihre Ungezogenheiten, ihr kopfloses Aufbrausen bei geringfügigem Anlaß beschönigten sie und fanden eine freundliche Erklärung dafür in ihrem überströmenden Temperament, das wie junger gärender Most in ihr arbeitete.

Der Graf kannte sie erst seit einigen Wochen, und der Natur der Verhältnisse nach hatte diese Bekanntschaft doch eine oberflächliche bleiben müssen. Sie hatten sich auf den verschiedenen Bällen getroffen, sie hatten sich da viel miteinander unterhalten und auch von ernsthafteren Dingen gesprochen, als sie bei diesen gesellschaftlichen Vereinigungen gewöhnlich verhandelt werden; er hatte sie, so oft es, ohne auffällig zu werden, geschehen durfte, bei ihren Verwandten besucht, sich über die Klugheit und Frische des aufgeweckten Mädchens wahrhaft gefreut und ein Gefühl befriedigter Eitelkeit bei der Wahrnehmung empfunden, daß diese kaum den Kinderschuhen entwachsene Jungfrau an dem Verkehr mit ihm, dem älteren, ernsten

Manne, besonderes Gefallen zu finden schien. Es waren zwischen ihnen wohl auch in unbelauschten Augenblicken intimere Dinge berührt worden; und sie mochten sich einreden, daß sie einig seien, daß sie sich nun alles gesagt hätten. Aber schon am Tage nach der Verlobung mußte Juliane sich ganz im geheimen gestehen, daß zwischen ihnen noch vieles zu erledigen blieb, daß sie dem Grafen, dem sie fürs ganze Leben angehören sollte, doch noch eine Fremde war, daß auch er ihr viel ferner stand, als sie geglaubt hatte.

Das wurde ihr zum erstenmal bei einer Kleinigkeit klar.

Die Lebhaftigkeit ihres ganzen Wesens äußerte sich auch in ihrer Sprechweise. Juliane wählte unbewußt mit Vorliebe starke Ausdrücke und trieb mit den Superlativen einigermaßen Mißbrauch. Ihre Verwandten hatten sich an diese Eigentümlichkeit so gewöhnt, daß sie sie gar nicht mehr bemerkten. Der Graf machte aber seine Braut sehr bald nach der Verlobung in schonendster Weise und nur in ganz allgemeinen Deutungen darauf aufmerksam, daß der übertriebene Gebrauch des Fortissimo für den Bedarf einer gewöhnlichen Unterhaltung gerade so unstatthaft und unleidlich sei, wie das Ueberschreien und Brüllen eines Sängers. Juliane verstand ihn sehr wohl, und sie empfand diese Bemerkung wie einen kränkenden Verweis. Sie dachte darüber noch nach, als sie sich abends zur Ruhe begeben und die Kerze gelöscht hatte.

„Er kennt mich doch eigentlich noch sehr wenig," sagte sie sich, „er wird gewiß noch viel an mir auszusetzen haben!"

Aber ihr leichter Sinn half ihr doch über alle Bedenklichkeiten hinweg. Sie hatte der Tante Karola

die volle Wahrheit gesagt: der Graf war ihr lieber als alle anderen! Und er liebte sie gewiß. Was anders hätte den hochgestellten bedeutenden Mann dazu veranlassen können, ein unbedeutendes, verzogenes, manchmal auch ungezogenes kleines Geschöpf wie sie — denn sie war keineswegs blind für ihre Fehler —, ein unerfahrenes, mutwilliges Ding, das von der Welt so gut wie nichts wußte, ein verwöhntes Mädchen mit Ansprüchen und ohne Vermögen — was anders als wahre Liebe hätte den Präsidenten wohl dazu veranlassen können, gerade sie aus ihrem Versteck hervorzuholen und ihr alles zu Füßen zu legen, was er besaß: sein großes Vermögen, sein hohes Ansehen, seinen Namen von reinstem Klange — alles, seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seine Zukunft?

Gewiß liebte er sie! Sie hatte den Beweis dafür! Mochten Thoren es kindisch schelten, sie verstanden eben nichts von der Sache! Sie allein wußte, daß nur ein Liebender ahnungsvoll bis in den tiefsten Winkel ihres Herzens hatte vordringen können und da ihren heißesten, ihren verborgensten Wunsch aufgelesen hatte. Die Unwissenden ahnten ja gar nicht, welche Freude Graf Albrecht ihr bereitet hatte. Vermochte sie doch selbst es kaum zu fassen! Es überfiel sie bei dem Gedanken daran wie ein Taumel! Ach, die „Lamoral"! Sie gehörte ihr wahr und wahrhaftig, sie konnte sie auf dunklem Grunde ausbreiten und sich der wundersamen Schönheit der Zeichnung, der Durchführung freuen, zu jeder Stunde, und immer, immer! Sie konnte sich damit schmücken, wenn es ihr beliebte — ganz allein, in ihrem Zimmer bei verschlossener Thür, vor dem großen Spiegel . . . sie

war so selbstsüchtig, daß sie niemand einen Teil an ihrer vollen Freude gönnen mochte. Ihr Schatz wurde von den Blicken der Unverständigen ja doch nur entweiht. Was sie jetzt ihr eigen nennen durfte — nur sie verstand es voll und ganz zu würdigen!

In der Schloßkapelle zu Menthin wurden Graf Albrecht von Iseneck und Komtesse Juliane Wiking in den ersten Tagen des Februar 1875 getraut. Juliane trug ein schlichtes weißes Atlaskleid, auf dem die „Lamoral" in strengem Geschmack einfach geordnet war. Sie sah mit dem Myrtenkranz in dem vollen, blauschwarz glänzenden Haar, die zarte Gestalt von den Spitzen duftig umhaucht, entzückend aus.

Die Hochzeitsreise währte kaum drei Wochen. Graf Albrecht glaubte es mit seinen dienstlichen und staatsbürgerlichen Pflichten nicht vereinbaren zu können, jetzt, da wichtige Arbeiten im Büreau und in der Gesetzgebung vorlagen, einen längeren Urlaub zu nehmen.

Julianen wollte es allerdings gar nicht einleuchten, daß sie das schöne Paris, dessen Schönheiten sie zum erstenmal bewunderte, so bald verlassen müsse. Es gab ja noch so viel zu sehen! Und sie hatte sich so glücklich da gefühlt.

Auf dem Botschaftsball, auf dem sie die interessantesten Bekanntschaften gemacht, hatte sie auch Gelegenheit gehabt, ihre Lamoralspitze, diesmal in bauschiger Raffung auf malvenfarbenem Kleide, zur Schau zu tragen; und sie merkte an der Aufmerksamkeit, mit der ihre Toilette gemustert wurde, an den halblauten Ausrufen des Entzückens, daß es hier vor Kennerblicken geschah. Sie wurde durch ihre pikante Schönheit und die bewegliche

Eigentümlichkeit ihres Wesens der Gegenstand besonderer Huldigungen; und in dem vom „Figaro“ am folgenden Tage veröffentlichten Ballberichte wurde sie vor allen andern ausgezeichnet, als blendende Jugendschönheit und geistvolle Frau mit den schwungvollsten Worten gefeiert.

Aus diesen Komplimenten, aus dieser Schilderung ihrer Persönlichkeit, aus dem Vergleiche ihrer Augen mit „schwarzen, sengenden und funkelnden Sonnen“ machte sie sich indessen nicht viel; daß aber der Pariser Salonplauderer auf ihr Spitzenkleid eine wahrhaft begeisterte Dithyrambe anstimmte, die kunstvolle Arbeit mit der Genauigkeit eines amtlichen Protokollführers und der Zärtlichkeit eines Verliebten schilderte, das machte sie wahrhaft froh und stolz; und sie hatte die innigste Freude an dem vermutlich von allen geteilten und nun durch die Bestätigung des verbreitetsten Blattes nahezu rechtskräftig gewordenen Irrtum: daß ihre Nachbildung für die alte Lamoralspitze gehalten und als „célèbre pièce historique du XVIme siècle“, als „la reine des dentelles“ gepriesen wurde. Sie hütete sich wohlweislich, dieser falschen Meldung, der sie vielleicht selbst durch einige etwas dunkel gehaltene Redewendungen Vorschub geleistet hatte, entgegenzutreten.

Ach ja, das Original der Lamoralspitze war ja noch vorhanden, verscharrt in einer Sammlung auf dem entlegenen Schlosse Kyastein, in einer Privatsammlung, die wohl kaum von ein paar Dutzend Neugierigen im Laufe eines Jahres besichtigt wurde. Und unter den paar Dutzenden war sicherlich kaum ein einziger, der die Brabanter Königin der Klöppelspitzen mit einsichtsvollen Blicken ge-

mustert und zu würdigen gewußt hätte. Sie mußte die echte „Lamoral“ früher oder später einmal sehen! Auch Schloß Kypstein lag ja in der Erreichbarkeit. Aber an das Original mochte sie gar nicht denken. Die herrliche Nachbildung, die an Schönheit dem Vorbilde kaum nachstehen konnte, machte sie zu glücklich! Und diese jüngere „Lamoral“ gehörte ihr, ihr allein! . . .

„Also wird es wirklich Ernst mit der Abreise?“ fragte sie den Grafen, als dieser für den nächsten Tag die Rechnung im Hotel bestellt und seinen Kammerdiener beauftragt hatte, die Koffer zu packen.

„Gewiß!“ entgegnete der Graf etwas überrascht. „Vollkommener Ernst!“

Er hatte es ja gesagt und begriff nicht, daß man daran zweifeln konnte.

„Aber es ist so hübsch hier,“ fuhr die junge Gräfin unbefangen fort. „Bleiben wir doch noch eine Woche hier! Hochzeitsreisen macht man doch nur einmal — oder einigemal im Leben,“ verbesserte sie sich schnell. „Und der Staat wird sich wohl acht Tage ohne dich behelfen können, wenn es sein muß.“

„Wir reisen! Das muß sein,“ erwiderte der Graf ruhig.

Juliane verstummte. Sie war zunächst etwas übler Laune, aber dann dachte sie an die Freuden, die ihr die Einrichtung in Berlin, in ihrem neuen Heim bereiten würde, und bald lächelte sie wieder wie gewöhnlich, trällerte vor sich hin und gab ihrer Zofe die nötigen Weisungen.

Am andern Abend reisten sie nach Berlin zurück.

II.

Das Palais des Grafen von Ifeneck lag in der Wilhelmſtraße; hinter dem ſchönen Hauſe, das aus dem vorigen Jahrhundert ſtammte, in der Gründerzeit aber von einem reichgewordenen Börſenmanne umgebaut und von dieſem, nachdem er ſein ſchnell erworbenes Vermögen ebenſo ſchnell wieder verloren hatte, an den Präſidenten verkauft worden war, dehnte ſich ein mächtiger parkartiger Garten bis zum Tiergarten, der durch eine hohe maſſive Mauer abgeſperrt war. Ein zweiflügliger Thorweg, aus ſtarken, hohen, geſpitzten Eiſenſtäben gebildet und mit einem amerikaniſchen Schnepperſchloſſe, das ein ganz kleiner, flacher, ausgezackter Schlüſſel öffnete, geſchloſſen, führte zur Königgrätzerſtraße. Dieſer Ausgang wurde nur ſelten benutzt.

Das Haus ſelbſt beſtand aus zwei Seitengebäuden, die bis zur Fluchtlinie der Wilhelmſtraße vorſprangen und einen viereckigen Vorhof rechts und links umſäumten, und dem Hauptquergebäude, das ſich hinter dieſem Vorhof erhob.

In den Souterrains der Seitengebäude ſchliefen — bis auf den Gärtner, der mit ſeiner Familie in einem kleinen Gartenhäuschen wohnte — die Dienſtboten: links

vom Eingang die weiblichen, die Köchin und deren Gehilfin, die beiden Hausmädchen und die Kammerzofe der Gräfin, die das schönste Zimmer, an der Wilhelmstraße, hatte; gegenüber rechts die männliche Bedienung: der Portier mit Familie nächst dem Eingang, dann der Kutscher und Stallbursche, der zweite Diener, gewöhnlich der „Page" genannt, und endlich der Kammerdiener des Grafen, dem die entsprechend schönste Dienerstube nach der Straße zu eingeräumt war. Die beiden Fenster dieser Diener- und der Kammerzofenstube, die halb über den Erdboden aufragten, waren durch ein gewölbtes Gitter aus schmiedeeisernen Stäben geschützt.

Die Wirtschaftsräume lagen im Souterrain des Quergebäudes.

Im Erdgeschoß des rechten Seitenflügels waren die Büreaus des Präsidenten, die an dessen Arbeitszimmer im Hauptgebäude anstießen; gegenüber im Erdgeschoße des linken Flügels befanden sich wenig benutzte Fremdenzimmer und ein gar nicht benutztes Billardzimmer. Im Quergebäude der Wilhelmstraße zu waren im Erdgeschoß außer dem Arbeitskabinett des Präsidenten ein Empfangsraum für dienstlichen Besuch und der Speisesaal.

Die Parterreräume des Hauptgebäudes, welche dem Park zu lagen, waren so verteilt: rechts, an das Arbeitszimmer anstoßend, waren das Schlaf- und Toilettenzimmer des Grafen, daneben in der Mitte lag ein stattlicher Saal, in dem die Gräfin fast ausschließlich verweilte, und an diesen stieß links ein einfensteriges Toilettenzimmer, in dem ein älterer feuerfester Schrank aufgestellt war. Juliane verwahrte in diesem ihren kostbaren Schmuck, ihre Juwelen und Spitzen.

Das sehr geräumige Mittelzimmer hatte zwischen zwei mächtigen Fenstern eine breite Flügelthür, durch die man auf eine große mit Asphalt belegte Veranda gelangte; von dieser führte eine Freitreppe in den Park hinab, geradezu auf den breiten Mittelweg, der in gerader Linie auf den Ausgang nach der Königgrätzerstraße lief; da mündeten auch verschlungene Seitenpfade, die auf reizvolleren Umwegen unter den Wipfeln uralter Bäume vom Palais zum Tiergarten leiteten.

In diesem großen hellen Raume, dem sogenannten „Parkzimmer", verbrachte Juliane den größten Teil des Tages und die ganze Nacht. Da stand, von schweren Portieren umschlossen, in einem durch eine hohe spanische Wand abgezweigten besonderen Raume ihr Bett; da am Fenster ihr Schreibtisch, unweit der Gartenthür in der Mitte des Zimmers ein herrlicher Steinway-Flügel, ein Hochzeitsgeschenk der Fürstin Karola, die das kostbare Instrument eigens aus New-York verschrieben hatte, um dadurch — freilich mit geringer Hoffnung auf Erfolg — den Eifer ihrer musikalisch sehr veranlagten Nichte einigermaßen anzuregen; da war auch, am anderen Fenster, das Tischchen mit dem Klöppelpolster und einer angefangenen Arbeit, die in den letzten Monaten nur um wenige Centimeter vorgerückt war. Im übrigen war der große Raum noch mit Möbeln und Gerätschaften aller Art überfüllt. Ueberall waren behagliche kleine Winkel gebildet. Kunstgegenstände aller Art standen umher. Es war ein eigentümlicher Wohnraum, die Verneinung alles Einheitlichen und sogenannten Stilvollen, aber überaus anheimelnd und behaglich, und in der chaotischen Anordnung,

in der scherzhaften Willkür der Einteilung und der zufälligen Farbenzusammenstellung in seiner Gesamtheit doch von vornehmer und erfreulicher künstlerischer Wirkung.

Nur ungern entschloß sich die Gräfin dazu, dieses gemütliche Zimmer, das sie als ihr eigentliches Reich betrachtete, zu verlassen; hier empfing sie daher auch den Besuch der intimeren Freunde des Hauses. Es kostete sie immer eine gewisse Ueberwindung, wenn sie zum oberen Stock hinaufklettern mußte, in dem sich die wirklichen Empfangs- und Gesellschaftsräume mit dem hohen schönen Tanzsaal, der die ganze Tiefe des Hauptgebäudes von der Wilhelmstraße bis zum Parke einnahm, befanden.

Ihr Zimmer war schon gemütlich, aber ihr Leben war es nicht. Es hatte sich im Gegenteil für Julianen so unbefriedigend und unerquicklich wie nur möglich gestaltet. Die ersten Keime zu dieser Mißbildung hatten sich schon früh gezeigt, eigentlich schon in der kurzen Frist ihrer Brautschaft; und fast unmittelbar nach der ehelichen Verbindung waren sie bemerklicher und bedrohlicher aufgeschossen.

Die neunzehnjährige Juliane hatte ihre Vermählung als den Beginn des rechten Lebens auffassen müssen; sie wußte zwar ganz genau, daß sie sich nicht mit einem jungen Springinsfeld zu jugendtoller Lustbarkeit verbunden hatte — danach verlangte sie auch gar nicht —, aber sie wähnte allerdings, daß ihr Mann das Verständnis dafür besitzen werde, wie ihre Jugend zur Entfaltung ihrer Triebe und Blüten des Sonnenscheins, der lichten Freude und des frohgemuten Genießens bedürfe. Von der Gemeinsamkeit beglückender geistiger und seelischer Erregungen hatte sie mehr als von allem anderen die Beseitigung

jener zwischen ihnen bestehenden Gegensätze gehofft, über deren Vorhandensein sie sich niemals Täuschungen hingegeben hatte. Der Ernst hatte sie zusammengeführt und einander sympathisch nahe gebracht; nun, meinte sie, werde die Heiterkeit das Werk der innigen Einigung krönen. Da aber wurde ihr die bitterste Enttäuschung bereitet!

Vor dem Alter selbst hatte Juliane sich nicht gefürchtet; Onkel Engelbert war ja auch kein Jüngling mehr, und mit diesem hatte sie sich ja in allem Wesentlichen vortrefflich verständigt; er besaß das volle Verständnis für sie, sie bewegten sich auf demselben Gebiete und hatten — trotz des erheblichen Unterschiedes der Jahre — doch ungefähr denselben Gesichtskreis. Der Graf aber war und blieb — wie sie erst jetzt bemerkte — ihr unerreichbar fern. Er stand über ihr und machte nicht den geringsten Versuch, zu ihr herabzusteigen.

Sie wollte mit dem Leben anfangen, und er war damit fertig.

Was sie zu erlangen erstrebte, hatte er längst überwunden. Sie war begierig, er übersättigt. Sie fühlte sich frisch und sehnte sich nach Anstrengungen, er war ermattet und ruhebedürftig.

Sie war heiter, und er war ernst — und das war es, was die zwischen ihnen klaffende Kluft zu einer unüberwindlichen machte; denn mit dieser völligen Ungleichheit des Grundtons ihrer Charaktere war ihnen das Mittel zur Verständigung und Aussöhnung entzogen.

Graf Albrecht lebte vor allem, lebte fast ausschließlich der strengen Erfüllung seiner Pflicht; und die Pflichten seines Berufs erachtete er mit den Büreaustunden nicht

als abgethan. Abgearbeitet, mit schwerem Kopfe, mit gefurchten Brauen und fest zusammengekniffenen Lippen kam er mit seiner Frau zusammen, die eben einen Besuch gemacht oder empfangen, den neuesten Salonklatsch gehört und nun das dringende Bedürfnis hatte, ihn lachenden Mundes weiter zu erzählen. Er hörte sie kaum, er dachte an ganz anderes, wichtigeres, er achtete nicht auf den Sinn ihrer Worte, er hörte nur die Laute wie das Geschwätz eines thörichten Kindes.

In der ersten Zeit beherrschte er sich mit großer Mühe und versuchte denselben Ton anzuschlagen. Er machte sich aber bald klar, daß es nicht der Mühe seiner Anstrengungen verlohne. Er ließ seine muntere kleine Frau allein schwatzen und war zerstreut.

Nachdem aber die Gewöhnung des längeren Beisammenseins den Zwang aufgehoben hatte, machte er kein Hehl daraus, daß dies Geschwätz über allerlei Nichtigkeiten ihn störte und verdroß. Er saß seiner Frau gegenüber, ohne eine Miene zu verziehen, wie eine steinerne Bildsäule, und Juliane empfand deutlich, und es verletzte sie tief, daß ihr Lachen ihm unangenehm war. Die silberhelle Glocke ihrer Kehle, die, wenn sie in Menthin erklang, die Lieben daheim immer beglückt und zum Frohsinn gestimmt hatte, — hier wirkte sie wie ein widerwärtiges Geräusch; hier klang sie nun auch hohler, und Juliane selbst hatte keine Freude mehr daran. Sie verlernte das Lachen.

Sie fühlte sich eingeschüchtert, von der steinernen Kälte des Grafen angefröstelt. Sie langweilte sich, wurde wortkarg und verstimmt.

So verbrachte sie eine für sie lange, lange Zeit als stumme Dulderin.

Eines Tages aber, wiederum bei einem geringfügigen Anlasse, bäumte sich die gewaltsam niedergedrückte Jugend in ihr auf. Sie wurde aufsässig, heftig, trotzig. Ihre dunklen Augen füllten sich mit Thränen der Entrüstung.

„Du behandelst mich schlecht!“ rief sie in bebender Erregung. „Du hast mich hintergangen — ja wohl, hintergangen! Wenn du es dir nicht selbst schon gesagt hast, so muß ich es dir sagen. Ich bin nicht deine Frau geworden, um mir bloß Wohnung und Nahrung von dir gewähren zu lassen und dafür den teuersten Preis zu zahlen: meine Lebensfreudigkeit, meine Jugend! Ich habe höhere Rechte an dich, und wenn du mir diese verweigerst wie bisher, so hast du mein Vertrauen mißbraucht. Ich will mir meine Lebenslust nicht verkümmern lassen, ich will es nicht! Und wenn du nicht gemeinsame Sache mit mir machen willst, so werde ich allein dafür sorgen, daß sie mir erhalten bleibt. Du bist ein Beamter der Gerechtigkeit! Du würdest wohl daran thun, dich weniger um die allgemeine Gerechtigkeit zu sorgen, und etwas mehr um deine besondere — mir gegenüber!“

„Ich fürchte, ich habe einen verhängnisvollen Irrtum begangen,“ versetzte der Präsident nach einer langen Pause, die er absichtlich hatte eintreten lassen, um seiner Frau Zeit zu lassen, sich einigermaßen zu beruhigen.

Aber diese fiel ihm schnell ins Wort: „Eine Sünde!“ rief sie, indem sie ihre Stimme noch mehr erhob. „Du hast dich an mir versündigt, mich zu heiraten!“

„Dann habe ich jedenfalls schwer dafür zu büßen,“

entgegnete der Graf langsamer und nachdrücklich und verließ das Zimmer.

Etwas nach sechs Uhr, als er im Begriff stand, seine Arbeitsmappe einzuschließen und sich zum Diner fertig zu machen, überbrachte ihm der Diener ein verschlossenes Billet.

„Ich habe dich nicht stören wollen," schrieb Juliane. „Bitte entschuldige mich für heute! Irene von Proß hat mich in ihrem Coupé abgeholt und mich so dringend gebeten, sie in ihrer Strohwitwerschaft zu trösten, daß ich nicht habe widerstehen können. Ich esse bei ihr, nachher fahren wir nach der Oper. Vielleicht holst du uns ab. Juliane."

Der Präsident holte seine Frau in der That aus der Oper ab. Auf dem Heimwege sprach er kein Wort. Juliane hatte beinahe gehofft, daß er ihr wegen ihrer Eigenmächtigkeit Vorwürfe machen werde. Sie hatte sich noch auf so viel besonnen, was sie ihm hatte sagen wollen, in der ersten Aufregung aber vergessen hatte, ihm zu sagen. Sie wartete auf eine passende Gelegenheit dazu. Sie wartete vergeblich.

Julianens Worte hatten doch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er mußte ihr recht geben — sogar in der Hauptsache. Sie war allerdings durch ihre Jahre befugt, Forderungen an ihn zu stellen, die er nicht erfüllt hatte, die zu erfüllen seinem innersten Wesen widerstand.

Daß er dessen jetzt erst bewußt werden sollte — jetzt, da es zu spät war! War er denn ganz von Sinnen gewesen? Er schämte sich seiner unbegreiflichen Verblendung. Freilich seit nahezu zwanzig Jahren hatte er beständig nur mit ernsten Männern verkehrt, nur seinem Berufe gelebt. Seit eben so langer Zeit hatte er kaum

mit einem jungen Mädchen ein paar Worte gewechselt. Er war wirklich naiv, wirklich wieder ein Neuling geworden. Und das erste junge Mädchen, dem er zufällig näher getreten war, sollte es ihm anthun! Die kecke Kindlichkeit, die frische Ungezwungenheit dieses sonderbaren Wesens reizten ihn, er fühlte bei dem lodernden Aufleuchten dieser dunklen Augen etwas, was sich früher wohl in ihm geregt hatte, aber unter dem Staube der Akten längst verschüttet war. Er vergegenwärtigte sich das freudlose Einerlei seines Daseins voll Arbeit und ohne Erregung, und die Erinnerung an die zu kurzen Stunden des Glücks, die er mit seiner ihm zu früh entrissenen Frau verbracht hatte, leuchtete hell in ihm auf. Und da faßte der Gedanke einer Verbindung mit Julianen Wurzel und wuchs ihm mit unwiderstehlicher Macht über den Kopf. Und es war geschehen, bevor er selbst noch die Tragweite seiner Entscheidung hatte bemessen können.

Nun war die junge Frau dauernd an ihn gefesselt, und nun fühlte er, daß er ein alter Mann geworden war, viel älter, als sein Taufschein es aufwies. Er hatte gemeint, daß er an dem sonnigen Frühling, den sie in sein Haus bringen würde, erwarmen werde; und nun fühlte er erst recht, wie winterlich durchkältet sein Herz und seine Seele waren. Er mochte sich bemühen, so sehr er wollte, er konnte keine Fühlung mit ihr finden. Sie störte ihn nur in seinen fest verhärteten Gewohnheiten; er hatte auf einmal Rücksichten zu nehmen, von denen er nichts mehr wußte; es machte ihn unwirsch, wenn er sie lachen hörte, denn er selbst lachte nie und hatte jetzt weniger Lust dazu, denn je zuvor. Er mußte sprechen, wenn

er schweigen, ausgehen, wenn er daheim bleiben, warten, wenn er gehen wollte. Die Frau war ihm überall im Wege! Er war durch seine Vermählung kein Ehemann, er war nur ein verheirateter Junggeselle geworden.

Zunächst war er vor dem Geständnis, daß er der hauptsächliche, ja der alleinige Schuldige war, daß er seiner Frau bitteres Unrecht anthat, zurückgewichen. Als ihm aber Juliane in plötzlich aufwallender Erbitterung alles das ins Gesicht schleuderte, was er sich wider seinen Willen selbst hatte sagen müssen, da war er doch Julianen und sich selbst gegenüber redlich genug, um nicht durch die Ueberlegenheit seiner Dialektik die Beschuldigung von sich abzuwälzen; da faßte er den Entschluß, daß es anders werden solle.

Aber wie?

Seine Natur besaß nicht mehr die Geschmeidigkeit der jungen Jahre, sie war spröde geworden und ließ sich nicht mehr beugen und biegen nach Gefallen. Sollte er den Versuch machen, Julianen seinen vom Alter festgehämmerten Eigenheiten gefügig zu machen? Es wäre ihm wohl schwerlich gelungen. Und gelänge es ihm, so würde er sich ja gerade der Sünde schuldig machen, deren ihn Juliane geziehen hatte, so würde er sie in der That um ihre Jugend und Lebensluft betrügen.

Nun denn, wenn es nicht miteinander sein konnte, wenn es nicht auseinander sein durfte, dann also nebeneinander! Es blieb nichts anderes übrig.

Instinktiv hatte Juliane wohl das Richtige getroffen, als sie, um der unerquicklichen Nachwirkung des heftigen Auftritts mit ihm auszuweichen, ihrer Wege gegangen war

und in der Gesellschaft mit einer anderen jungen Frau den unliebsamen Vorfall, so gut es eben gehen mochte, zu vergessen gesucht hatte. Kein Wort des Vorwurfs kam daher über seine Lippen. Er wollte ihr zu verstehen geben, daß er nichts dagegen einzuwenden habe, wenn sie die Vergnügungen, nach denen sie verlangte und auf die sie ihre berechtigten Ansprüche behauptete, aufsuche; nur möge sie nicht von ihm verlangen, daß er diese Vergnügungen teile. Er wollte ihr die weitestgehenden Freiheiten willig einräumen, diese sollten eben erst da ihre Grenze finden, wo sie nach unseren Begriffen von Sitte und Ehre sich selbst verbieten. Dadurch hoffte er die Schuld, die er begangen hatte, und die nicht wieder gut zu machen war, wenigstens nach Möglichkeit zu vermindern.

Ohne daß zwischen den Ehegatten jemals ein Wort über diese völlige Veränderung ihrer Beziehungen zu einander gewechselt worden wäre, war darüber doch stillschweigend eine vollkommen klare Vereinbarung getroffen worden.

Juliane fühlte sehr bald, daß sie freigegeben war, und suchte nun ihrerseits ihr Leben darauf einzurichten. Aber es kostete sie doch harte Kämpfe, sich darein zu ergeben. Es beleidigte ihren Stolz, daß diese Ehe nichts anderes war als eine grobe Unwahrheit, die lediglich aus Rücksicht auf die Welt aufrechterhalten wurde. In Wahrheit war es keine Ehe, es war nur das erzwungene Beisammensein eines alten Junggesellen und einer lebensfrohen Witwe.

Es genügte ihr doch nicht, daß sie thun und lassen

konnte, was sie wollte. Der unbeschränkte Gebrauch ihrer Freiheiten war ihr sogar lästig, es wäre ihr viel lieber gewesen, ab und zu den Zügel zu fühlen, den eine andere Hand führte. Sie legte es förmlich darauf an, den Grafen dazu zu zwingen, wieder einmal mit energischer Hand einzugreifen. Sie machte übertriebene Ausgaben für ihre Toilette, sie gab Gesellschaften, ohne ihren Mann vorher zu benachrichtigen, sie nahm Einladungen an, ohne daß er darum wußte. Der Graf bezahlte aber die Rechnungen, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, begrüßte seine Gäste im Salon auf das allerhöflichste und entschuldigte sich, wenn er aus diesem oder jenem Grunde Julianen nicht begleitete.

Juliane wurde nun leicht ohne Grund heftig und aufbrausend. Sie war eigensinnig und launisch. Der Graf entwaffnete sie durch seine überlegene Ruhe und Duldsamkeit. Um des lieben Friedens willen gab er in allen Punkten nach, und so war die kleine Juliane thatsächlich die Herrin des Hauses geworden, sie fühlte sich als solche und übte die Herrschaft wie eine Despotin.

Dem Grafen war alles recht. Er hatte seine Unabhängigkeit von ehedem ungefähr wiedererobert; über die kleinen Belästigungen, die ihm zu deren Wahrung auferlegt wurden, mußte er sich schon hinwegsetzen. Mit frischerem Eifer als je zuvor vertiefte er sich ganz in seine dienstlichen Obliegenheiten, war früher als sonst in seinem Kabinett und verließ es später. Es war ihm auch höchst erwünscht, daß ihm infolge der veränderten Organisation in der Verwaltung eine Thätigkeit zugewiesen war, die ihn ziemlich oft und mitunter auf längere Zeit

von Hause entfernte. Von diesen Dienstreisen, die ihm mannigfache Anregungen und in seinem Berufe hohe Befriedigung gewährten, kehrte er immer körperlich und geistig erfrischt nach Hause zurück.

Die Welt sieht viel, und sie errät noch mehr, als sie sieht. Obwohl Graf Albrecht und Juliane unabhängig voneinander ernstlich darauf bedacht waren, die Wahrheit ihres gegenseitigen Verhältnisses zu verbergen, und für das, was auffällig hätte erscheinen können, eine einleuchtende Erklärung zu geben, war es in ihren Kreisen doch allbekannt, daß diese Ehe nicht so war, wie sie sein sollte. Kein Mensch wunderte sich darüber, man hatte es ja kommen sehen! Und es versteht sich, daß die Welt der Jugend und Schönheit recht gab.

Man fand es ganz natürlich, daß die junge entzückende Gräfin ein bißchen kokett war und sich den Hof machen ließ von jungen Leuten, die der Frau viel herzhafter und vermessener gegenübertraten, als sie es vor zwei, drei Wintern dem jungen Mädchen gegenüber gewagt hatten. Und auch sie durfte ja nun viel zwangloser sein. Sie war bisweilen zu zwanglos. Aber, du lieber Himmel, sie war ja so jung, und ihr Mann war so alt!

Und gerade der Umstand, daß sie ihre Gunstbezeugungen gleichmäßig verteilte, daß sie dem jungen Staatsanwalt von Dünenhorn gerade so anmutig zulächelte wie dem jungen Fürsten Ulrich von Engernheim, und dem Legationsrat von Berwitz gerade so schelmisch ins Auge sah wie dem schlanken Dragoner Grafen von Pagger — gerade das seite sie vor jeder boshaften Nachrede. Außer-

dem hatte die ganze Gesellschaft das bestimmte Gefühl, daß die Persönlichkeit des Grafen von Iseneck niemals zu einer lächerlichen Rolle ausersehen werden könnte. Und an eine Frau, die diesen Namen trug, wagten sich die Bosheit und Klatschsucht nicht heran.

Es hatte des Präsidenten scharfem Auge nicht entgehen können, daß in Julianen, als er nach einer längeren Dienstreise heimkehrte, eine starke Wandlung vor sich gegangen war. Eine eigenwillige, reizbare, ungerechte kleine Frau hatte er verlassen, eine duldsame, freundliche und versöhnliche fand er wieder.

Diese Wahrnehmung stimmte ihn weniger freudig als nachdenklich. Er suchte eine Erklärung dafür, er fand sie nicht. Wohl regte sich der Argwohn in ihm, und er spähte nun aufmerksamer um sich. Aber nichts berechtigte ihn zu einem Verdachte, der zugleich seine Frau und ihn selbst auf das empfindlichste hätte beleidigen müssen.

In der Gesellschaft war Juliane gerade so unbefangen, ausgelassen und kokett wie früher, zu Hause war sie liebenswürdiger geworden. Sie mochte wohl eingesehen haben, daß sie sich mit ihren herrischen Launen selbst das Leben verbitterte. Der Graf hatte also keinen Grund, sich irgendwie zu beunruhigen, und er konnte nach wie vor seine vollen Kräfte dem Dienste des Reiches weihen.

Im wesentlichen hatte sich in dem Verkehr zwischen den beiden nichts verändert. Nur insofern hatte er sich gebessert, als die früher ziemlich häufigen, durch Julianens übertriebene Reizbarkeit herbeigeführten Auftritte jetzt nur noch sehr selten, eigentlich gar nicht mehr vorkamen.

Die beiden hatten sich eben allmählich kennen gelernt; sie wußten genau, wie viel — oder besser: wie wenig sie voneinander zu erwarten hatten. Sie trafen eigentlich nur noch im Speisesaal zu den Mahlzeiten zusammen. Das große Parkzimmer der Gräfin, in dem sie die französischen Romane las, den Steinway ein halbes dutzendmal im Laufe des Tages öffnete, um ihn nach fünf Minuten wieder zu schließen, ihre Briefe schrieb, ihre näheren Bekannten empfing, sich über die angefangene Spitzenarbeit, die nicht vom Flecke rückte, ärgerte, am Fenster träumte und nachts schlief, hatte der Graf seit Monaten überhaupt nicht betreten. Er arbeitete, und sie amüsierte sich auf ihre Weise, so gut es eben gehen wollte.

Unter den jüngeren Herren, die sie besuchten, waren es namentlich der Legationsrat von Berwitz und der junge Fürst von Engernheim-Kypstein, die ihr besonders sympathisch waren: der Legationsrat, weil er alles wußte, was in der Berliner Gesellschaft vorging, und in geistvoller und nie gehässiger Weise darüber mit ihr plauderte, weil er ihr tausend kleine Aufmerksamkeiten erwies und bei jedem Anlaß in taktvoller Weise kundgab, daß er zu ihr eine mehr als oberflächliche Zuneigung gefaßt hatte; der Fürst zunächst gewiß nur, weil er Herr von Kypstein, Besitzer der berühmten Antiquitätensammlung, Eigentümer der alten echten Lamoralspitze war.

Sie fuhr erschrocken zusammen, als ihr vor zwei Jahren — im Winter 1877 — auf einem Balle beim Baron von Heddersdorf Se. Durchlaucht Fürst Ulrich von Engernheim-Kypstein von ihrem Manne vorgestellt wurde. Sie war so betroffen und hatte ihre Ueberraschung

so wenig zu meistern gewußt, daß sie sich zu einer Entschuldigung oder doch Erklärung ihres Benehmens genötigt sah. Sie sagte dem Fürsten einfach die Wahrheit: daß sie an einer tollen Schwärmerei für Spitzen kranke, die Nachbildung der berühmten Lamoralspitze besitze und nun natürlich sehr überrascht worden sei, unvorbereitet dem glücklichen Besitzer des Originals gegenüberzustehen.

Der Fürst setzte sich neben sie, und sie plauderten noch nicht eine Minute zusammen, so hatte er ihr auch schon aus eigenen Stücken die Erfüllung eines ihrer sehnlichsten Wünsche zugesagt, den zu äußern sie niemals gewagt haben würde.

„Jawohl, die ‚Lamoral'!" sagte der Fürst mit trübem Lächeln. „Ich habe sie, wie so manches andere, was mein guter Papa mit feinem Verständnis und unermüdlichem Eifer zusammengehamstert hat — für seinen höchst unwürdigen Sohn, der von all den alten Scharteken nicht das Geringste versteht und sich deswegen auch nicht das Geringste aus ihnen macht! Wenn es Sie irgendwie interessieren könnte, Ihre Spitze mit dem Urbilde zu vergleichen, so würde es mir eine große Freude sein, sie Ihnen kommen zu lassen."

„Was! Sie wollen wirklich? . . ." fragte Juliane mit leuchtenden Augen, und durch das Mattgelb ihrer Wangen brach ein rosiger Schimmer.

„Aber mit dem größten Vergnügen! Ich bin Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie mich dazu ermächtigen. Dann erlange ich doch endlich einmal den Beweis, daß so eine Sammlung wenigstens zu etwas gut ist, und sogar zu etwas Besonderem: einer schönen jungen Frau einen kleinen

Gefallen erweisen zu können. Morgen schreibe ich eine Zeile an den Kustos des Museums, und am Ende der Woche werde ich mir, mit Ihrer gütigen Genehmigung, die Ehre geben, Ihnen die alte unverfälschte ‚Lamoral' zu Füßen zu legen."

„Sie sind zu artig, mein Fürst! Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie mich erfreuen, Sie können es nicht wissen! Ich werde Ihnen Ihren kostbaren Besitz nicht lange entziehen — nur auf ein paar Tage."

„Aber ich bitte gehorsamst! So lange es Ihnen beliebt! Ich entbehre sie nicht. Ich habe sie mir noch nicht einmal ordentlich angesehen, ich weiß eben nur, daß sie da ist."

„Aber wie kann man! . . ."

„Halten Sie mich für einen Barbaren, meine Gnädige! Ich muß es ruhig über mich ergehen lassen. Aber ich habe nun einmal einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Butzenscheiben, durch die man nicht sehen kann, gegen Felle auf dem Boden, über die man stolpert, gegen geschnitzte Fratzen, die einen angrinsen, und heraldische Messinglöwen in unmöglichen Stellungen, die die Zunge herausstrecken. Ich glaube, man nennt das ‚Renaissance' heutzutage und ‚stilvoll' — die mir widerwärtigste Neubildung unserer Sprache. Mein guter Papa würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er seinen entarteten Sohn so sprechen hörte. Er war, wie Sie vielleicht gehört haben werden, ein ebenso leidenschaftlicher wie sachkundiger Sammler, und er hat es nicht an gutem Willen fehlen lassen, von seinen Liebhabereien und seinem Verständnis etwas auf mich zu übertragen. Gerechter Himmel! Was habe ich in meiner Kindheit für Staub schlucken müssen,

wenn die großen Kisten ausgepackt wurden! Und wie vernagelt kam ich mir vor, wenn mein guter Papa mir explizierte, daß ein verbogener Metallbecher mit Beulen, eine alte zerbrochene und gekittete Schüssel, ein Holzheiliger mit abgeblätterter Farbe, mit verzerrtem Gesicht, in ganz vertrackter Stellung, mit einem Fuß und anderthalb Fingern, oder ein altes vergilbtes, wurmstichiges Gewebe — daß das wunderschön sei! Das habe ich nie verstanden, verstehe es auch jetzt nicht, und werde es wohl auch nie verstehen lernen. Und wenn mich nicht die Pietät für meinen Vater, dem diese Sammlung die glücklichsten Stunden seines einsamen Lebens bereitet hat, davon zurückhielte, ich hätte das alte Gerümpel längst in alle Winde zerstreut und mir lauter funkelnagelneue Sachen dafür angeschafft. Ich lasse also die ‚Lamoral' für Sie kommen, und ich mache schon jetzt eine Wette, daß Ihre moderne Nachahmung viel schöner ist, als das alte Originalding."

Juliane war entsetzt über diese ruchlose Offenheit. Wie geringschätzig der Fürst von diesem einzigen Kunstwerke sprechen konnte! Und gerade er mußte es besitzen.

Und trotzdem machte der Fürst doch einen sehr angenehmen Eindruck auf sie; und dieser Eindruck wurde durch den Ruf, der ihm voranging: mit erstaunlichem Ernste in der Arbeit und ungewöhnlicher Arbeitskraft den leichtesten Sinn und die ausgesprochenste Vorliebe für Wein, Weib und Gesang zu verbinden, nicht beeinträchtigt, wesentlich jedoch dadurch verstärkt, daß er Wort hielt. In den Nachmittagsstunden des nächsten Freitag ließ sich Fürst Ulrich bei Gräfin Juliane melden und brachte ihr die wahre Lamoralspitze.

Juliane konnte vor Aufregung in der Nacht kein Auge zuthun. Sie wurde beständig von der unüberwindlichen Angst gepeinigt, daß ihr die „Lamoral" gestohlen werden könne, und zu einer solchen Befürchtung lag doch nicht der geringste Anlaß vor: die echte „Lamoral" war neben der falschen wohlgeborgen in dem eisernen Schranke des Toilettenzimmers, das nur durch eine dünne Tapetenthür von ihrem Schlafraum getrennt war; und vor diesem Schrank lag während der Nacht Nero, eine gewaltige perlgraue Ulmer Dogge, die auf den Mann dressiert und für jeden, der sich unbefugt dem Schranke nähern wollte, lebensgefährlich war.

Und dennoch fürchtete sich Juliane vor Dieben.

III.

Fürst Ulrich von Engernheim, Herr auf Biesingen und Kypstein, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte, war zweiundzwanzig Jahre alt, als er im Hochsommer 1874 seinen Vater, den Fürsten Günther, verlor und dessen Erbschaft antrat. Ein größerer Gegensatz, als hier zwischen Vater und Sohn, war kaum denkbar; und doch waltete zwischen den beiden ein Verhältnis rührender Zärtlichkeit. Fürst Günther war stolz auf seinen Jungen, der gerade diejenigen Eigenschaften in vollem Maße besaß, die *ihm* die Natur versagt hatte; und Ulrich liebte und verehrte seinen edlen Vater auf das innigste und herzlichste, von dem er nie ein rauhes Wort gehört und nur Gutes in Ueberfülle empfangen hatte.

Fürst Günther war ein hoher schmalbrüstiger, schwächlicher Mann gewesen, im Verkehr mit Fremden verlegen und unbeholfen, ein Freund der Einsamkeit, beinahe menschenscheu. Er hatte immer in stiller Zurückgezogenheit von der Welt auf dem alten Schlosse Kypstein gelebt und kaum eine andere Freude gehabt, als die unausgesetzte, sich stündlich erneuernde, die ihm sein wohlgeratener Erbe

bereitete, und die, die ihm die Instandhaltung, Vervollkommnung und streng wissenschaftliche Ordnung der von ihm selbstgeschaffenen Sammlung alter Kunstgegenstände gewährte. Auf dem Gebiete der Renaissance-Kunstwerke war er als eine erste Autorität anerkannt worden, dreißig Jahre bevor noch die Liebhaberei für die künstlerischen und gewerblichen Schöpfungen dieser Zeit zur Modesache geworden war. Er hatte schon in jungen Jahren zu sammeln angefangen, und während der Unterhandlungen über die Erwerbung eines kostbaren Krugs war er gestorben.

Fürst Ulrich trauerte tief und wahr um den dahingegangenen milden und stillen Mann. Aber durch seine Jugend und deren gebieterische Forderungen wurde er doch bald wieder in das frohe Leben, aus dem er sich während einiger Monate zurückgezogen hatte, gedrängt. Er studierte damals in Bonn, war bei den „Preußen", und sein Ruf als einer der ausgezeichnetsten Korpsstudenten war im ganzen Kösener S. C. festbegründet. Er war ein vorzüglicher Schläger, ein Meister in allen anderen körperlichen Uebungen; er war unüberwindlich an der Kneiptafel, verlor nie die Direktion und bewährte in allen Streitfragen, die sich zwischen den verschiedenen Korps erhoben, die größte Schneidigkeit und vollkommenen Takt. Die übermütigsten Streiche wurden ihm nacherzählt, von denen freilich nur der geringere Teil wahr war; aber auch dieser genügte, um den Beinamen des „tollen Ulrich", der ihm in Heidelberg bei den Saxoborussen beigelegt, der ihm nach Bonn zu den Borussen gefolgt war, und der ihn auch später noch nach Berlin begleitete, vollkommen zu rechtfertigen.

Trotz allem Unfug, den er trieb, hatte Ulrich seine Zeit nicht verloren und namentlich während der letzten Semester sehr ernst gearbeitet. Er hatte seine erste juristische Prüfung glänzend bestanden und im Winter 1877, zur selben Zeit, als er die zweiundzwanzigjährige Gräfin Juliane von Isenegk kennen lernte, das Assessorexamen sogar mit Auszeichnung gemacht. Gleich darauf war er als Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amte beschäftigt worden.

Fürst Ulrich hatte eine Hünengestalt; es fehlte ihm etwas über einen Zoll an sechs Fuß. Er hatte eine breite, gewölbte Brust, starke muskulöse Arme. Er wirkte im Frack wie ein Anachronismus; man konnte ihn sich kaum anders als in der Rüstung denken. Er trug sein aschblondes schlichtes Haar ziemlich kurz, an seinen starken weichen Vollbart von etwas hellerer Färbung war nie ein Schermesser gekommen. Er hatte helle, bläulich-graue, sehr kluge und gutmütige Augen. Seine ganze Erscheinung machte den Eindruck des Vornehmen und Liebenswürdigen. Er gehörte zu den wenigen, die Männern und Frauen gleichermaßen gefallen.

Aber er litt an einer vererbten Gebrechlichkeit, die, so wenig sie auch von anderen bemerkt wurde, ihn doch im Innern tief wurmte, weil sie ihn daran verhindert hatte, sich dem Soldatenstande, für den er Feuer und Flamme war, zu widmen.

In der fürstlich Engernheimschen Familie zeigte sich seit unvordenklichen Zeiten eine Eigentümlichkeit, die wie die Warze der Bourbonen, der schmale Schädel der Habsburger, der Blick der Montmorency, bald in größeren, bald in kleineren Zwischenräumen, bisweilen von Vater

auf Sohn, mitunter auch mit Ueberspringung von mehreren Geschlechtern, bald stärker und bald schwächer immer wiederkehrte: eine ungewöhnliche Bildung und damit verbundene Schwäche des linken Fußes. Die Familienchronik der Engernheim verzeichnet schon im dreizehnten Jahrhundert einen tapfern Herrn als „Archibald den Lahmen". Auch Ulrichs Großvater, dessen Namen er geerbt hatte, der Vater des Fürsten Günther, hatte — und zwar an einer hochgradigen Verbildung des linken Fußes gelitten; beim jungen Ulrich zeigte sich diese sonderbare Vererbung nur in abgeschwächtem Maße, nur in einer gewissen Schwäche des Fußes, die aber doch bei aufmerksamerer Beobachtung in seinem Gange bemerkbar wurde. Er zog den linken Fuß etwas nach sich und schleifte ihn. Er wußte das allerdings so geschickt zu verbergen, daß es selbst vielen seiner näheren Freunde niemals aufgefallen war; seine Eitelkeit hatte also nicht darunter zu leiden gehabt, aber es war doch sein geheimer Kummer, weil ihn eben diese körperliche Eigentümlichkeit zur Wahl eines anderen Berufes, als er ihn ersehnt, bestimmt hatte.

Er hatte sich in das Unabänderliche gefunden und hatte sich auch wirklich nicht zu beklagen. Eine glänzende Zukunft lag vor ihm in hellstem Sonnenlichte. Durch seine hohe Geburt, sein unermeßliches Vermögen, seine einnehmende Persönlichkeit, seinen klaren Verstand, seine ernsthafte Bildung, seine Gewandtheit im Verkehr war er zu den höchsten Ehren berufen; er war zu einem künftigen Botschafter wie geschaffen.

Von diesem Gipfel war er einstweilen allerdings noch weit entfernt. Vorderhand arbeitete er als jüngster

Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amte, um unter Leitung der tüchtigsten hohen Beamten zunächst mit den Formen des Dienstes sich vertraut zu machen und in das Wesen der staatsmännischen Geschäfte eingeweiht zu werden. Darüber verging etwa ein Jahr, und in dieser Zeit verkehrte Fürst Ulrich viel in Familien seines Standes, auch in der gräflich Isseneckschen.

Dabei ließ er es natürlich nicht bewenden. Der „tolle Ulrich" von Heidelberg und Bonn hatte sich nicht über Nacht in einen sittsamen Familiensimpel verphilistert; dazu war es für den eben Fünfundzwanzigjährigen doch wohl noch etwas zu früh.

Er lebte ein lustiges Leben, wie es jungen Leuten seines Alters und seiner sozialen Stellung von keinem vernünftig Denkenden verübelt wird, führte eine allerliebste kleine Tänzerin der Oper, ein Fräulein Franzi, die Tochter des Schneidermeisters Lessen, in die Gesellschaft der reichen jungen Lebemänner ein, wurde aber bald von den Reizen einer noch pikanteren Kollegin der Franzi gefesselt, — während sich einer seiner Klubbekannten, der kleine Herr Oskar Bössow, der verlassenen Ariadne freundwillig annahm, — und flatterte wie Joconde von der „brune" zur „blonde".

Das war allbekannt, und daraus machte er auch selbst kein Geheimnis. Die Beziehungen zu solchen Damen, die keinerlei Verschwiegenheit beanspruchten, die sich im Gegenteil darauf etwas zu gute thaten und damit prahlten, mit dem „tollen Ulrich" in zärtlichem Verkehr zu stehen, gestand er ruhig ein; die dem Fürsten näherstehenden Freunde vermuteten aber, und wahrscheinlich nicht mit

Unrecht, daß er von der wertvolleren Hälfte seiner Abenteuer niemals sprach.

Bisweilen verschwand er spurlos aus dem Kreise seiner Freunde. Neugierige forschten vergeblich nach seinem Verbleib. Er hatte eine bestimmte Art, sich alle Fragen danach zu verbitten. Man merkte ihm an, daß er in dieser Beziehung keinen Spaß machte und auch keinen Spaß duldete.

Als er im Dezember 1878 Berlin verließ und nach der Gesandtschaft im Haag versetzt wurde, wurden ihm aus hellen und dunklen Augen, unverhohlen und im geheimen, viel Thränen nachgeweint. Und ihm selbst wurde es schwer, aus Berlin wegzugehen.

Im Hochsommer des Jahres darauf erneuerte er in Scheveningen die Bekanntschaft des Fürsten Engelbert von Eyckhof und der Fürstin Karola und lernte die entzückende Prinzessin Alix kennen.

Alix war damals sechzehn Jahre alt. Sie war bildhübsch; die Blüte der Jungfräulichkeit hatte sich eben aus der Knospe der Kindheit herausgeschält. Alles an ihr war Frische, Lieblichkeit, Duft. Ihren Bewegungen haftete mitunter zwar noch eine gewisse ungelenke Unbeholfenheit der Kindheit an, aber es hatte etwas Rührendes, Anmutiges. Alles, was jung ist, ist eben hübsch. Und sie selbst lachte sich halb tot über ihre Ungeschicklichkeiten. Sie war jetzt schon mittelgroß und noch im Wachsen begriffen; ihre Taille und Schultern waren rund, ihre Hände und Füße nicht übermäßig klein, aber wundervoll geformt. Aber darauf achtete man kaum; wer Alix ansah, sah nichts anderes als ihre Augen, diese seelenvollen, strah-

lenden, tiefblauen Augen, die frei und glücklich um sich blickten, und die gewiß nie ein tieferer Kummer gefeuchtet und getrübt hatte. Jedermann, der mit ihr sprach und den der gerade frohe Blick aus diesen blauen Augen traf, nahm unbewußt einen lächelnden Ausdruck an. Sie hatte weiches, volles hellkastanienbraunes Haar. Ihr vornehm geschnittenes Gesicht hatte die frische Farbe der vollsten Gesundheit. Sie errötete leicht; sie ärgerte sich jedesmal darüber, wenn sie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß; dann glühte sie erst recht wie eine Rose, und dann lachte sie sich aus.

Prinzessin Alix war in ihrem Wesen eben so anmutig, wie sie hübsch war. Zwanglos gab sie sich, wie sie war, und da sich keine ihrer natürlichen Regungen auf das Häßliche richtete, da ihre Erziehung auf das sorgfältigste von der zärtlichen Mutter überwacht war, und sie nie etwas Häßliches gehört und gesehen hatte, brauchte sie sich auch keinen Zwang aufzuerlegen. Sie war durchaus nicht vorlaut, aber sie sprach frei und unbefangen von allem, was ihr durch den Kopf ging; sie war vollkommen naiv und schwatzte mitunter die ergötzlichsten Thorheiten, aber es kam in ihrer unbewußten Reinheit nie ein Wort über ihre Lippen, das selbst die Gehässigkeit in seiner Absicht zu besudeln und zu entstellen vermocht hätte. Sie hatte die Sicherheit der glücklichen Kindheit, des bevorzugten Daseins, das nie eine Entbehrung gekannt hat und nie von der Sorge angenagt worden ist.

Ulrich verliebte sich in das reizende Kind mit voller reiner Leidenschaft.

Er liebte zum erstenmal, wie es ihm jetzt erst bewußt wurde. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Jetzt erst, da die Liebe sein Herz durchglühte, die wahre, die einzige — jetzt erst erkannte er, daß er sich über die Natur seiner früheren Neigungen vollkommen getäuscht hatte, — auch jener einen, die ihm die teuerste und, vor der Welt tief verborgen, sein beglückendes Geheimnis geblieben war. Unwillkürlich hatte er vor sich und jener anderen doch ein bißchen Komödie gespielt, hatte weniger gegeben, als vielmehr dankbar erwidert und sich zur Rechtfertigung seiner Handlungen gedrungen gefühlt, seine Empfindungen zur Liebe aufzubauschen.

Aber was er früher zu fühlen sich eingeredet hatte, was er jetzt, bei nüchterner Prüfung, als sein wahres Empfinden von damals erkannte, wie weit entfernt war es von dem, was ihn jetzt in Wahrheit bewegte, was sein tiefstes Innerstes aufrührte — wie himmelweit, ja so weit wie der Himmel von der Erde!

Alix, und immer Alix, und nur Alix!

Er dachte nur an sie, er fühlte nur für sie, es trieb ihn gewaltsam in ihre Nähe; war er nicht bei ihr, hörte er ihre Stimme nicht, konnte er ihr nicht in das unergründliche, strahlende blaue Auge sehen, dann fehlte ihm das Beste, dann war es öde und trübe um ihn, und ein mächtig treibendes Verlangen, eine unbezwingliche Unruhe arbeitete in ihm. Und sie schien von alledem nichts zu ahnen, sie war im Verkehr mit ihm harmlos, unbefangen, reizend — ja bezaubernd. Aber so war sie wohl auch mit anderen?

Oder fand sie doch ein ernsthafteres Gefallen an

ihm, als an den anderen? Hatte er sich nicht getäuscht, wenn er bemerkte, wie sie bei seinem Kommen und Gehen tiefer errötete als sonst, und wie es doch eigentlich kein Zufall sein konnte, es sich nicht von selbst machte, wie es vielmehr auch ihrer willigen Mitwirkung bedurfte, daß sie beide sich unabsichtlich und immer, im engeren Familienkreise und in größerer Gesellschaft, zu gemütlichem Zwiegespräch zusammenfanden?

Er hoffte es halb und halb, aber er wagte es kaum zu glauben. Und sie war noch so jung, so vollkommen unerfahren, fast noch ein Kind! Er durfte die Ahnungslose nicht überfallen mit dem überlegenen Rüstzeug seiner Erfahrungen, seiner Gewandtheit. Sonst hätte er ihr längst alles gesagt!

Denn er fühlte sich frei. Er hatte sich keines Treubruchs gegen die Vergangenheit zu zeihen, nichts fesselte ihn in der Gegenwart. Er hatte freilich kein klösterlich strenges Leben geführt, aber sein sehr weltlicher Wandel war schließlich auch nicht schlimmer gewesen, als der von seinesgleichen. Er hatte die Zinsen seines jugendlich leichten Sinnes fröhlich verausgabt, aber der Schatz des Edelsten und Besten, das er besaß, war noch unversehrt.

Jetzt hatte der Gedanke für ihn etwas ungemein Beruhigendes und Tröstliches, daß er, wenn er sich selbst gegenüber auch bisweilen unbewußt nicht ganz aufrichtig gewesen war, wenn er da zu lieben gewähnt hatte, wo in Wahrheit doch nur die jung-kräftigen Triebe der Sinne in ihm gewirkt hatten — jetzt beruhigte und tröstete es ihn, daß er jener anderen gegenüber nicht geheuchelt, sie nicht durch Verlockungen an sich zu ziehen versucht, daß er nicht etwa ein Opfer lügnerisch umstrickt hatte.

Er freute sich nun darüber, daß man ihm früher wegen seines flatterhaften Sinnes, wegen seiner Unfähigkeit, wahrhaft zu lieben, bittere Vorwürfe gemacht, die er damals zwar als beleidigend empfunden, aber doch ohne ernsteren Widerspruch über sich hatte ergehen lassen.

Die Aermste! — er lächelte wehmütig und teilnahmvoll, als er in seinen stummen Selbstgesprächen sie so nannte — die Aermste hatte durch die Augen ihrer Liebe schärfer gesehen, als es ihm in der Verblendung seiner vorüberrauschenden leidenschaftlichen Wallung möglich gewesen war! —

Die köstlichen, genußfrohen Tage von Scheveningen neigten ihrem Ende zu; das böse Wort der Abreise war schon ausgesprochen. Da faßte sich Fürst Ulrich, während er eines Abends am Strande neben der Fürstin Karola einherschlenderte, und Alix in Begleitung ihres Vaters in größerer Gesellschaft vor ihnen herging, plötzlich ein Herz und sagte ohne alle Vorbereitung, sich selbst überraschend:

„Ich bin meiner Sache ganz sicher, Fürstin! Ich liebe Ihre Tochter. Gestatten Sie mir, daß ich es nicht mehr vor Ihnen verberge und zu erfahren suche, ob mich Prinzessin Alix ein wenig lieb hat und sich entschließen könnte, meine Frau zu werden?“

Die Fürstin blieb betroffen stehen. Sie hatte natürlich sehr wohl bemerkt, daß die beiden jungen Leute gern miteinander schwatzten, daß Fürst Ulrich sich in galanter Weise um ihre Tochter bemühte. Aber bei der Jugend ihrer Alix, die in den Augen der jungen Mutter noch ein vollkommenes Kind war, hatte sie diesen kleinen Artig-

keiten, die sie für die üblichen freundlichen Wirkungen einer jeden Badesaison hielt, gar keine ernsthaftere Bedeutung beigelegt. Daß man jetzt schon daran denken könne, ihre Alix zu heiraten, hatte sie für unmöglich gehalten.

Sie blickte den Fürsten prüfend an und lächelte.

„Bin ich denn schon so alt!" war ihr erster unwillkürlicher Ausruf des Erstaunens. „Ich soll eine Tochter haben, die man allen Ernstes heiraten will! Nein, mein Fürst, das dürfen Sie mir nicht anthun!"

Sie reichte ihm, noch immer lächelnd, ihre schmale Hand, die Ulrich an seine Lippen führte. Sie war im ersten Augenblick noch nicht imstande, die volle Bedeutung von Ulrichs Worten zu fassen; sie hatte nur das unbewußte Gefühl, daß sie als Mutter und Gattin allen Grund habe, davon beglückt zu sein. Und dieses Gefühl des Beglücktseins beherrschte sie, als sie fortfuhr:

„Ernsthaft gesprochen: Alix ist noch zu jung! Bedenken Sie doch, das Kind ist eben sechzehn Jahre alt geworden. Sie hat noch nichts von der Welt gesehen, aber wirklich nichts! Ich glaube, sie hat ihre Puppen mit eingepackt. Sie würde Sie wirklich kaum verstehen! Verwirren Sie das junge Ding nicht, lieber Fürst! Seien Sie der Vernünftige, ich bitte Sie herzlich darum! Daß wir Sie lieb haben, mein Mann und ich, das haben Sie wohl schon bemerkt, und wenn es Ihnen bisher entgangen ist, so sage ich's Ihnen jetzt, als Antwort auf Ihre Frage. Ja, wir haben Sie sehr lieb, und nun thun Sie auch uns etwas zuliebe! Werden Sie nicht ungeduldig! Warten Sie — es braucht nicht lange zu sein! Warten Sie nur

bis zum Winter, wir gehen nach Berlin, da sehen wir uns gewiß wieder, und dann können wir von der Sache wieder sprechen, viel besser als jetzt und hier!"

„Bis zum Winter!" rief Ulrich. „Das ist noch lange hin! Wer weiß, was inzwischen alles geschieht. Bis dahin hat Prinzessin Alix mich vielleicht schon ganz vergessen."

„Ich bürge Ihnen für das Gegenteil!" erwiderte die Mutter. „Lassen Sie das nur meine Sorge sein!"

„Aber Sie gestatten mir doch wenigstens, daß ich von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von mir gebe und mich danach erkundige, wie es bei Ihnen geht."

„Ich bitte Sie darum!"

„Und Sie werden nicht ungehalten sein, wenn ich Sie oft mit meinen Briefen quäle und Sie oft um Antwort bitte?"

„Schreiben Sie, so oft Sie können! Wir werden Ihnen keine Antwort schuldig bleiben. Wir können uns ja ablösen, mein Mann und ich — und Alix."

„Ich danke Ihnen herzlichst," sagte Ulrich warm und küßte wiederum Karolas Hand.

„Aber Sie versprechen mir dagegen, daß die Sache einstweilen unter uns bleibt, daß Sie Alix nicht das Geringste merken lassen, — junge Mädchen sind erschreckend klug!" —

„Ich verspreche es Ihnen!"

Und er hielt sein Wort. Er verkehrte mit Alix gerade wie früher, er ging nicht einen Schritt weiter, im Gegenteil, er beobachtete sich sogar schärfer als zuvor und hielt sich straff im Zügel. Und dennoch merkte das wirklich erschreckend kluge Kind, daß sich irgend etwas Wich-

tiges, das auch sie betraf, und sie sogar hauptsächlich, zwischen Ulrich und ihrer Mutter ereignet hatte. Sie war darüber sehr glücklich, sie wußte selbst nicht, warum.

Und plötzlich wußte sie's.

Als die Diener das Handgepäck im Coupé untergebracht hatten, als die Thür vom Schaffner schon geschlossen war, und die beiden Damen mit den großen Bouquets in der Hand sich am Fenster drängten und Ulrich gegenüber, der vom Perron zu ihnen mit einem eigentümlichen Ausdruck hinaufblickte, immer wiederholten, wie schade es sei, daß die schönen Tage nun vorüber seien, und wie viel sie ihm zu danken hätten, und als endlich im letzten Augenblick Ulrich auf das Trittbrett stieg und Alix die Hand entgegenstreckte, als sie da den langen, sonderbaren Druck seiner Hand fühlte und ihn unbewußt eben so erwiderte, und als sich ihre Hände erst lösten in dem Augenblicke, da der Wagen mit einem dumpfen Ruck sich verschob, Ulrich schnell abspringen mußte und nun der Zug langsam davonfuhr, — da wußte sie's, wußte sie's ganz genau!

Sie nickte und bog dann den Kopf zurück. Sie sah sich ganz erstaunt im Coupé um, erstaunt und hilflos, — und ihre Blicke fragten ihre Eltern, was denn geschehen sei? Und ehe sie noch die Antwort darauf gefunden, fing sie plötzlich heftig an zu weinen; sie weinte und schluchzte und war gar nicht zu beruhigen.

Die Eltern ließen es ruhig geschehen.

„Wozu sollten wir das Kind so quälen!" flüsterte der Fürst Karola zu. „Ulrich wird ja doch unser Sohn, und ich wüßte keinen, der mir lieber wäre."

Karola bewegte den Kopf zustimmend und wandte sich zu ihrer Tochter. Sie ergriff deren Hand und sagte zärtlich:

„Weine nicht mehr, Alli! Der Fürst wird uns oft schreiben, wir werden antworten, und du darfst selbst deine Grüße darunter schreiben."

„Wirklich?" schluchzte Alix; sie lachte und weinte zu gleicher Zeit. Es war ihr wie eine Offenbarung. „Der gute Papa!" rief sie, zu ihrem Vater hinüberblickend, und dann, ihre Mutter umarmend: „Engelsmama!"

„Wann sehen wir uns denn wieder?" fragte sie nach einer längeren Pause.

„Sehr bald! Im Winter, in Berlin."

„Erst?" rief sie enttäuscht. „Weshalb denn erst im Winter? Ihr solltet ihn doch einladen? Wozu muß man sich denn trennen, wenn man gern beisammen sein möchte! Das hat doch gar keinen Sinn!"

Dabei blieb sie auch; für die verständigen Auseinandersetzungen der Eltern besaß sie kein Verständnis.

Als der Zug in Köln hielt, wurden den Damen prachtvolle Bouquets, die Ulrich telegraphisch bestellt hatte, zugleich mit einer langen, vollkommen überflüssigen Depesche überreicht, deren einziger Zweck in den Schlußworten zu suchen war: „Legen Sie Ihren Damen alle meine Huldigungen zu Füßen, zugleich mit innigstem Danke für die schönen, mir unvergeßlichen Stunden. Ulrich."

Zwischen Paris, wohin Ulrich Anfang September, gleich nach ihrer Trennung, versetzt worden war, und Menthin entspann sich nun ein überaus reger Briefwechsel.

Ulrichs erster Brief, in dem er sich „seiner jüngsten und anmutigsten Freundin, Prinzessin Alix, ganz besonders“ empfahl, wurde von der Fürstin beantwortet, und Alix schrieb darunter: „Ueber Ihre Grüße habe ich mich so gefreut, daß ich Mama gebeten habe, Ihnen selbst dafür danken zu dürfen. Vergessen Sie uns nicht ganz in dem lustigen Paris. Hier ist es sehr still! Alix.“

Der nächste Brief Ulrichs enthielt bereits eine offene Einlage für Alix, in der er ihr sagte, wie sehr er sich über ihren eigenhändigen Gruß gefreut habe, und nun legte auch Alix in die Antwort der Eltern einen besonderen Brief ein.

Es währte nicht lange, so schrieb Ulrich direkt an Alix, — es gehe ihm so leichter von der Hand, es bereite ihm die angenehme Täuschung, als ob er die gemütlichen Zwiegespräche am Strande fortsetze — und er bat die Eltern, den Brief als auch an sie gerichtet anzusehen. Darauf antwortete Alix ganz ausführlich, erzählte ihm tausend reizende Dinge und schloß mit den treuherzigen Worten: „Entschuldigen Sie nur, wenn ich mich mitunter etwas linkisch ausgedrückt habe. Aber da Mama meinen Stil kritisiert, bin ich in einiger Verlegenheit. Ich kann nicht schreiben, wenn man mir über die Schulter sieht.“

„Ihr Brief ist entzückend!“ schrieb Ulrich zurück. „Aber ich verstehe sehr wohl, daß Sie sich in Ihren Bewegungen ein wenig gehemmt fühlen. Mir ergeht es ja gerade so. Und da wir uns gegenseitig schriftlich nichts Schlimmeres zu sagen haben, als wir es uns mündlich in Scheveningen erzählt haben, ohne daß man es dort für

nötig gehalten hätte, uns zu belauschen, so halte ich uns für vollberechtigt, die Wahrung des uns bereits zugestandenen Privilegiums zu fordern, und ich werde — um in unserm Geschäftsstile fortzufahren — nicht verfehlen, meinen diesbezüglichen Antrag gehorsamst zu stellen."

Nun schrieben sich die beiden täglich. Sie hatten sich immer etwas zu sagen. Sie waren vollkommen unbelauscht, aber es floß kein Wort aus ihrer Feder, das nicht jedermann hätte lesen können. Und doch war der ungeschriebene Ton dieses gemütlichen Geplauders von überströmender Zärtlichkeit. Sie hatten sich über alles geeinigt: Wiedersehen in Berlin im Winter, unter Aufrechterhaltung des lästigen Zwangs, der von den Eltern für unerläßlich gehalten wurde, im Frühjahr aber . . .!

„Ich weiß nicht, welche besondere Bedeutung von meinen Eltern gerade meinem siebzehnten Geburtstag beigelegt wird," — so drückte sich Alix aus. „Aber sie bleiben nun einmal dabei, daß ich bis zu meinem siebzehnten Geburtstage, also bis zum Mai nächsten Jahres, ein Kind sei. Bis dahin soll ich an nichts Ernsthafteres denken und um des Himmels willen nicht verlangen, daß man mich irgend etwas unternehmen lasse, das für meine Zukunft wichtig wäre. Mama will mir durchaus nicht glauben, daß ich in dem halben Jahre gewiß nichts hinzulerne, und daß man zu gewissen Dingen auch gar nichts zu lernen braucht. Die weiß man eben schon jetzt gerade so gut, wie man sie in sechs Monaten, in sechs Jahren wissen könnte. Aber Mama ist unerbittlich. Ich muß warten, bis ich im nächsten Mai klug werde. Aber,

wenn alles so ist, wie ich glaube, dann soll sich Mama schon am frühen Morgen meines Geburtstages darüber wundern, wie furchtbar klug ich über Nacht geworden bin." — —

Und nun war der Winter endlich da!

Fürst Engelbert war schon seit Mitte November in Berlin, da im Herrenhause einige wichtige Gesetzentwürfe zur Beratung standen. Er hatte in der Voßstraße für sich und die Seinigen eine passende Wohnung gefunden. In den ersten Tagen des Dezember trafen Fürstin Karola und Alix ein, um bis zum Ende des Karnevals dort zu bleiben.

Ulrich hatte nur einen kurzen Weihnachtsurlaub erwirken können. Er wurde am 21. Dezember morgens erwartet. An demselben Abend fand der Ball beim Baron von Heddersdorf statt, und Alix hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, vorher keinen Ball zu besuchen. Die Eltern hatten lächelnd den Wunsch ihrer Tochter erfüllt und ihre Antrittsbesuche so spät hinausgeschoben, daß die Einladung zu Heddersdorf in der That die erste war, die ihnen zuging.

Am vereinbarten Tage und zu festgesetzter Zeit traf Ulrich in Berlin ein und stieg im „Hotel Royal" ab. Da fand er die Balleinladung, auf die ihn Alix schon vorbereitet, und die ihr Vater ihm besorgt hatte.

Er machte schnell Toilette und ging dann aus. Nachdem er bei Heddersdorf in der Behrenstraße seine Karten abgegeben hatte, begab er sich zum Fürsten von Eyckhof, von dem er zum Frühstück erwartet wurde. Das Wiedersehen war überaus herzlich. Alix war sehr verschämt

und ein glühendes Rot bedeckte ihre Wangen; aber sie hielt sich brav, sie hatte es ihrer Mutter versprochen, und Fürstin Karola hatte ihr erklärt, daß sie ihr Benehmen gewissermaßen als ein Zeugnis ihrer Reife ansehen werde. Bald herrschte die alte Gemütlichkeit unter ihnen, die beiden jungen Leute schwärmten von Scheveningen und freuten sich, daß der rege Briefwechsel die freundlichen Beziehungen fortgesponnen habe, daß sie sich noch näher getreten seien, und daß es so bleiben werde — „bis ich siebzehn Jahre alt und dann plötzlich vernünftig werde!" fügte Alix mit einem komischen Seufzer hinzu.

„Wir rechnen auf Sie um halb sieben zum Diner," sagte die Fürstin zu Ulrich, als sich dieser zum Abschied erhoben hatte.

„Sie kommen natürlich," fügte Alix hinzu. „Während der paar Tage unseres Zusammenseins wollen wir doch möglichst viel voneinander haben — nicht wahr, Papa?"

Ulrich nahm die Einladung dankend an.

Von der Voßstraße begab er sich nach dem Auswärtigen Amte, um seinen Herren Vorgesetzten und Kollegen seine Aufwartung zu machen, und da hörte er von mancherlei Erkrankungen, die das Heranziehen junger Kräfte notwendig machten und es vielleicht wünschenswert erscheinen ließen, wenn er für die nächste Zeit, auf einige Wochen, vielleicht auch auf einige Monate, seine Pariser Thätigkeit mit der Thätigkeit im Amte vertausche. Er stellte sich sofort zur Verfügung und bat sehr dringend, daß man ihn dabei bevorzugen möge, da es ihm auch zur Erledigung seiner eignen Angelegenheiten angenehm und wichtig sei, wenn er einige Zeit hier beschäftigt werden

könne. Die Sache wurde auf der Stelle vom Chef erledigt und die Pariser Botschaft telegraphisch benachrichtigt, daß Fürst Ulrich von Engernheim fürs erste nicht nach Paris zurückkehren werde.

In bester Stimmung über diese glückliche Wendung seiner Situation verließ Ulrich nach einigen Stunden das Amt. Es schneite stark, als er auf die Straße trat, er schlug seinen Pelzkragen auf und wollte die paar Schritt nach seinem Hotel zu Fuß zurücklegen.

Als er beim Palais des Grafen von Iseneck vorüberging, blieb er stehen.

Er wußte, daß er der Gräfin Juliane heut abend auf dem Ball begegnen würde, und sie würde mit Recht befremdet sein, wenn er nicht vorher zum mindesten den Versuch gemacht hätte, ihr Guten Tag zu sagen. Die Entschuldigung, daß er erst vor ein paar Stunden in Berlin eingetroffen sei, würde sie schwerlich als eine stichhaltige gelten lassen. Zur Erfüllung einer Pflicht der Artigkeit bedurfte es nur weniger Minuten. Er bog in den Vorhof ein. Er schuldete Gräfin Juliane seinen Besuch.

IV.

Juliane saß noch immer am breiten Fenster ihres großen Gemachs, das in dieser Nachmittagsstunde an dem schneeigen kurzen Dezembertage schon dunkel war. Sie saß da seit einer Stunde, vielleicht länger, und blickte in tiefer Nachdenklichkeit und ernster Bekümmernis hinaus auf den weißleuchtenden Park, auf das dichte Schneegestöber, und mit den hellen lustigen Flocken, die vor ihren Augen mutwillig wirbelten und tanzten, verschlangen sich die trübsten Gedanken an ihre verkümmerte Jugend, an ihr verfehltes Leben. Sie hatte so kläglich aufgeseufzt, daß sie erschrocken zusammengefahren war.

Da trat die Kammerzofe Bertha, die seit längerer Zeit in ihrem Dienst stand, in das Zimmer und überbrachte ihr zwei Karten, die sie soeben vom Kammerdiener Johann, der das Gemach der Gräfin niemals betrat, erhalten hatte.

Der Gräfin war diese Unterbrechung ihrer schwermütigen Grübeleien unwillkommen. Sie machte eine ungeduldige Bewegung und warf einen keineswegs freundlichen Blick auf die Karten. Als sie den Namen gelesen,

veränderte sie sich merklich. Sie wurde sehr bleich und lächelte freudig.

„Ist der Fürst selbst da?"

„Zu Befehl, gnädige Gräfin."

„Ich lasse bitten."

Bertha senkte den Kopf, ging und öffnete die Thür. Ulrich trat ein.

Als Bertha auf dem Korridor die Thür hinter dem Fürsten geschlossen hatte, verzog sich ihr Gesicht zu einem häßlichen, schlauen Lächeln, und sie winkte den Kammerdiener Johann Hotte, der unweit von ihr stand, heran. Bertha war mit Johann seit einiger Zeit verlobt; zu Ostern sollte die Hochzeit sein; die Herrschaften hatten sich schon nach einem Ersatz für sie umgethan.

„Paß heute gut auf," flüsterte sie ihm zu. „Ich habe dir vielleicht nachher etwas zu sagen. Ich weiß es noch nicht, aber es ist möglich! Würdest du für alle Fälle Wildicke heute noch benachrichtigen können?"

„Ja! Vom 18. bis 23. Dezember jeden Abend zwischen zehn und elf Gollnowstraße! hat er mir gesagt."

„Dann halte dich jedenfalls bereit! Vielleicht läßt es sich heute machen."

„Gut!"

Juliane hatte sich schnell erhoben und war dem Eintretenden in herzlicher Freude entgegengeeilt. Sie war ein wenig enttäuscht, als sich Fürst Ulrich mit vollkommenster Artigkeit verneigte, durchaus freundlich, aber eben nur freundlich, und ihr die Hand küßte.

„Ist das eine Ueberraschung!" rief Juliane. „Ich traue meinen Augen kaum! Seit wann sind Sie denn hier?"

„Seit heute früh."

„Und Sie sind gleich zu mir gekommen ‚durch Sturm und Regen', wie es in dem schönen Liede heißt. Das ist lieb von Ihnen! Und Sie bleiben?"

„Mein Urlaub dauert nur ein paar Tage, aber es ist möglich, daß man mich noch länger hier behält . . ."

„Das wäre ja reizend!" fiel die Gräfin ein.

„Zu ernster, anstrengender Arbeit," fügte Ulrich mit komischer Wichtigkeit hinzu.

„Die aber doch Erholungspausen gestattet."

„Weniger als Sie glauben dürften. Ja, meine Gnädige, Sie sehen einen sehr veränderten Mann vor sich: einen strebsamen, pflichtgetreuen, ernsten Arbeiter . . ."

„Um aller Heiligen willen, erschrecken Sie mich nicht!" fiel Juliane ein. „Pflichttreue und Ernst — ich höre und sehe nichts anderes — es wäre entsetzlich, wenn auch Sie dieselbe Litanei anstimmen wollten! Bleiben Sie nur, wer Sie waren!"

„Der gute Rat kommt leider zu spät. Das Unheil ist schon geschehen!"

„Leider muß ich fürchten, daß Sie nicht scherzen! Ich hatte mir schon so etwas gedacht, aber ich wollte nicht daran glauben. Ich hatte es aus Ihren Briefen herausgelesen. Uebrigens wissen Sie doch, daß ich Ihnen sehr böse bin!"

„Das habe ich um so mehr zu beklagen, als ich Ihre Ungnade ohne Zweifel verdient habe."

„Gewiß, das haben Sie! Sie haben mich einfach in unverzeihlicher Weise vernachlässigt. Ihre ersten Briefe — ja, die waren lieb, wie sie sein sollten. Auf einmal

eine unmotivierte Pause, die sich verlängert, verlängert, die mich ernsthaft beunruhigt . . . und dann nach Wochen eine banale, formelle, inhaltsleere, wohlstilisierte Entschuldigung, die in Wahrheit nur eine Beschuldigung war. Und auf meine energische Bitte um Aufklärung wieder nach langer Pause abermals einige nichtssagende Höflichkeiten mit demselben unausstehlichen Lächeln, das Sie jetzt haben, das ich früher an Ihnen nie bemerkt habe."

„Ja denn, ich bekenne mich schuldig, ohne alle mildernden Umstände!"

„Sie wissen nur zu gut, Sie abscheulicher Verbrecher, daß Sie auf die übertriebenste Nachsicht Ihres Richters rechnen können."

Sie hatte die Stimme gesenkt und sah ihn traurig, zärtlich an. Es war beinahe ganz dunkel geworden. Ulrich wich ihrem Blicke aus und, indem er bemüht war, seiner Stimme einen möglichst heiteren und hellen Klang zu geben, erwiderte er:

„Sie sind viel zu gütig! Sie beschämen mich wirklich. Ich verdiene Ihre Nachsicht gar nicht. Ich wiederhole Ihnen: ich bin schuldig, und Sie haben recht, wenn Sie mich verurteilen. Ich habe vorausgesetzt, daß Sie mir wegen der Spärlichkeit und Flachheit meiner Briefe Vorwürfe machen würden, und ich war fest entschlossen, nichts zu thun, um mein Verhalten zu beschönigen und Ihre Verurteilung abzuschwächen. Die Milde Ihrer Auffassung setzt mich wirklich in einige Verlegenheit . . ."

„So?" sagte die Gräfin gedehnt.

„Ja, ich bin verlegen, sehr ernsthaft verlegen! Ich stecke schon so tief in Ihrer Schuld, daß ich gar nicht

daran denken kann, die Schuldenlast, die Ihre Güte auf mich gewälzt hat, abzutragen. Es ist ein drückendes Gefühl, sich insolvent erklären zu müssen. Daß Sie nun aber durch Ihre übergroße Nachsicht mein Schuldenkonto noch größer machen wollen, das darf ich nicht zugeben. So gewissenlos darf ich nicht mehr wirtschaften, denn ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich leidlich vernünftig geworden bin."

„Ich fürchte, ich verstehe Sie."

„Und ich hoffe es! Dann werden Sie die Strafe über mich verhängen, die mir gebührt — und nicht etwa eine Strafe, die sich im Spruche aus dem Munde einer edlen und schönen Frau leicht zu einer liebkosenden Belohnung wandelt, nein, eine ernsthafte Strafe! Vielleicht die schlimmste: die Gleichgültigkeit."

Juliane sah ihn mit blitzenden Augen an, ihre Mundwinkel zuckten. Ulrich erhob sich.

„Das werde ich mir noch zu überlegen haben," stieß sie leise hervor, während sie mit der Sohle ihres kleinen Fußes unruhig den Teppich klopfte. „Zunächst," fuhr sie mit größerer Beherrschung fort, während sie aufstand, „will ich Sie in weniger grausamer, aber für Sie vielleicht desto unbequemerer Weise strafen: ich erwarte Sie um halb sieben zum Diner. Das Weitere wird sich finden."

„Da haben wir's," rief Ulrich möglichst unbefangen. „Das wäre ja gerade eine jener Züchtigungen, wie sie die viel zu guten Frauen verfügen, die nicht schmerzen, sondern streicheln, und wie ich sie schon im allgemeinen perhorresziert habe. Auch im besonderen hätte ich mein tiefes Bedauern darüber auszusprechen, daß ich in diesem

Falle Ihrem Befehle zu folgen leider außer stande bin. Ich habe mich für heute leider schon versagt."

„So?" wiederholte Juliane gedehnt mit demselben Ausdrucke wie vorher. „Sie haben sich schon versagt?"

„Uebrigens," fügte der Fürst hinzu, während er sich langsam dem Ausgange näherte, „werde ich für die Entbehrung doch einigermaßen durch das Glück, Sie heute abend noch zu sehen, entschädigt werden."

„Wie so?" fragte Juliane aufrichtig erstaunt.

„Sie kommen doch zu Hedderdorf?"

„Ja so! Gewiß komme ich . . . Woher wissen Sie denn? . . . Haben Sie sich eine Einladung verschafft?"

„Fürst Eyckhof hat die Freundlichkeit gehabt, mir eine zu besorgen. Also auf Wiedersehen, meine Gnädigste . . . heute abend!"

Sie hatte ihm zerstreut die Hand zum Abschiedskusse überlassen und war, den Rücken an den Steinway gelehnt, den Blick auf die im Dunkel sich kaum noch abhebende Thür gerichtet, stehen geblieben. Sie fühlte etwas merkwürdig Kaltes, Erstarrendes in sich. Sie begriff noch nicht, was sie von alledem zu halten hatte, von dem, was sie nur zu deutlich gesehen, nur zu schmerzlich empfunden, von dem, was in unbestimmbarem Wirrsal in ihr sich regte.

„Darf ich die Lampen bringen?" fragte Bertha, die leise durch die Tapetenthür vom Toilettenzimmer her eingetreten war.

„Nein!" erwiderte die Gräfin mit ungewohnter Schroffheit.

Bertha neigte wiederum demütig den Kopf und verschwand. Sie lächelte abermals.

War das ein Wiedersehen gewesen!

Juliane war empört. In hastigen Schritten ging sie durch das nun finstere Zimmer.

Aufrichtig war er wenigstens gewesen, und mutig! Er hatte sich nicht verkrochen, er hatte sie aufgesucht, er hatte sich nicht verstellt, er hatte es ihr in beschimpfender Deutlichkeit gesagt. Schändlich! Eine andere!

Aber wer? wer?

Er hatte sich schon versagt, und heute abend kam er zu Heddersdorf, und Onkel Engelbert hatte ihm die Einladung verschafft! . . .

Wäre es möglich?!

Daher wohl auch die merkwürdige Dringlichkeit, mit der Tante Karola sie bestürmt hatte, Alix zu begleiten und sich ihrer anzunehmen?

Kein Zweifel, es war Alix!

Jetzt erst wurden ihr gewisse Andeutungen klar, die Alix in ihrer Harmlosigkeit gemacht hatte. Daß sie deren Sinn nicht früher erfaßt, daß sie die tiefe Bewegung ihrer Cousine für kindisches Ballfieber hatte halten können! Jetzt erst begriff sie alles! Die Jugend kann sich ja nicht verstellen!

Und wenn sie sich jetzt vergegenwärtigte, wie sich Alix tief errötend schmeichlerisch an sie gedrückt und ihr ins Ohr geflüstert hatte: „Du darfst mich heute nicht allein lassen, Liane, heute nicht! Ich brauche dich. Es gibt Sachen, die man doch lieber einer Freundin als einer Mutter sagt. Bitte, komm mit uns, Liane!“ — wenn sie jetzt den Klang der zitternden Mädchenstimme wieder vernahm, dann durfte sie nicht mehr zweifeln!

Und sie sollte vermitteln! Sie — zwischen ihr und ihm!

Ihm selbst wollte sie es sagen, was sie von dieser eigentümlichen Zumutung dachte! Und noch heute!

Das Blut drang ihr zu Kopf, und ihre Pulse flogen. Sie eilte in ihr Toilettenzimmer, schloß den eisernen Schrank auf, entnahm ihm ein ledernes Etui mit Silberecken von der Größe eines Ministerportefeuilles, trat wieder in ihr Zimmer zurück und schellte.

„Bringen Sie Licht," sagte sie zu Bertha.

Bertha und ein Hausmädchen kamen sogleich mit den Lampen, die schon seit geraumer Zeit angezündet auf dem Flurtische gestanden hatten.

„Garnieren Sie mir die Spitze auf das perlgraue Kleid," sagte Juliane zu Bertha, indem sie auf das lederne Etui deutete.

„Also wünschen die Frau Gräfin nicht die lichtblaue Toilette, die ich hergerichtet habe?"

„Nein, ich habe mich eines anderen besonnen."

„Zu Befehl, Frau Gräfin. Würden die gnädige Frau mir sagen, zu welcher Stunde ich die Frau Gräfin im Toilettenzimmer erwarten darf — es ist wegen der Garnierung."

„Kommen Sie um acht und bestellen Sie den Wagen auf halb zehn."

„Zu Befehl!" Bertha wollte sich zum Gehen wenden.

„Und noch eins!" rief Juliane sie zurück. „Seit einiger Zeit haben Sie wieder Ihre Zustände. In der vorigen Nacht haben Sie im Schlaf wieder so unheimlich gesprochen, so schrecklich gestöhnt und auch öfter aufgeschrieen, daß mir himmelangst geworden ist. Ich habe stundenlang kein Auge zugethan . . ."

„Ich bedaure unendlich! Wenn die gnädige Frau mich nur geweckt hätten!“

„Das macht's ja nur noch schlimmer! Aber nach der schlechten Nacht fühle ich mich heute etwas abgespannt, und heute, nach dem Ball, möchte ich wenigstens ruhig schlafen können. Sie können also in Ihrer Stube schlafen. Ich fühle mich von Nero genügend bewacht. Lassen Sie den Hund gegen Mitternacht in mein Zimmer.“

„Zu Befehl, Frau Gräfin!“

Bertha verneigte sich mit der ihr eigentümlichen Unterwürfigkeit. Als sie sich aber umgewandt hatte und das Zimmer verließ, zeigten ihre Züge wieder das boshafte schlaue Lächeln, mit dem sie heute schon mehreremal die Meldungen ihrer Herrin aufgenommen hatte.

Da die Dienerschaft in den Seitengebäuden nach vorn, also von den in den Parkzimmern des Quergebäudes schlafenden Herrschaften ziemlich weit entfernt schlief, war die Vorkehrung getroffen, daß sich während der in letzter Zeit ziemlich häufigen und längeren Abwesenheiten des Grafen Bertha in dem Toilettenzimmer, das an Julianens Wohn- und Schlafgemach unmittelbar anstieß, ein Lager herrichtete und da die Nacht verbrachte, um für alle Fälle der Gräfin gleich zur Hand zu sein. Diese Anordnung war vom Grafen Albrecht selbst getroffen, denn Juliane war nichts weniger als furchtsam. Sie duldete nicht einmal, daß die massiven Rouleaux heruntergewunden und die großen eisernen Querstangen vor die zum Park führende Thür gelegt wurden. Sie käme sich dann wie eingemauert vor, sagte sie. Außerdem öffnete sie, selbst im Winter, vor dem Schlafengehen noch die Fenster; und an schönen

Abenden war es ihr ein wahres Bedürfnis, noch eine Viertelstunde im Park auf und ab zu wandeln, bevor sie sich zur Ruhe begab. Da wäre es ihr lästig und störend gewesen, die Dienerschaft noch einmal zu rufen, um sich verbarrikadieren zu lassen.

Und besser als von eisernen Fensterladen und Stangen, besser als von menschlichen Wächtern fühlte sie sich von ihrem Nero gehütet und geschützt.

Es war ein herrliches Tier, perlgrau, mit weißlichem Schild auf der breiten Brust und weißer Schwanzspitze, mit hellgrünen Augen, — eine gewaltige, kurzhaarige Ulmer Dogge, stark wie ein Löwe, mit blendendem Gebiß, das einen Rinderknochen wie einen Span zermalmte.

Das Tier war schulgerecht gegen nächtliche Eindringlinge gebildet, und es wurde von dem Kammerdiener Johann Hotte, der es wartete, in der Uebung erhalten. Auf das einfache Kommandowort „Faß!" sprang Nero der großen Holzpuppe, an der er studierte, mit einem Sprunge an die Kehle, riß sie zu Boden, verbiß sich in sie und beutelte sie, bis das Wort „Los!" die Probe beendete. Am Tage war Nero in einem besonderen, durch ein hohes und starkes Gitter abgezweigten Teile des Parkes abgesperrt. Gegen abend ließ ihn Hotte heraus, die Gräfin öffnete die Parkthür ihres Zimmers, pfiff, und das schöne, starke, gefährliche Tier kam in langen Sätzen angesprengt und legte sich winselnd, freudige kurze Schreie ausstoßend und mit dem Schwanz wie mit einem Besenstiel den Asphalt der Veranda schlagend, seiner zierlichen kleinen Herrin zu Füßen.

Außer Johann Hotte, der den Hund fütterte und pflegte, und Bertha, die er als die Dienerin seiner Herrin

kollegialisch nichtachtend ihrer Wege ziehen ließ, hatten alle Hausbewohner vor dem Hunde einen sehr berechtigten Respekt. Er kannte zwar die Personen des Hausstandes ganz genau, aber er hatte eine ganz entschiedene Abneigung gegen jedwede vertraulichere Annäherung, und jeden, der sich irgendwelche Gemütlichkeiten mit ihm herausnehmen wollte, knurrte er an.

Nero war ein Charakter und besaß eine Vasallennatur. Er machte noch eine sehr starke Unterscheidung in der Art und Weise, wie er mit Johann und der Gräfin verkehrte. Obwohl Johann allein für sein leibliches Wohl sorgte, wußte er doch ganz genau, daß dieser nicht sein Herr war. Dem Diener gegenüber war Neros Benehmen von einem gewissen Hochmute nicht frei. Er ließ sich von ihm füttern, reinigen, spazieren führen, dressieren — das mußte ja sein. Aber weitergehende Konzessionen machte er ihm nicht. Und wenn Johann ihn gemütlich klopfte, wandte er sich stumm ab. Auch Johann würde es jetzt kaum noch gewagt haben, den Hund zu schlagen, obwohl er ihn seit drei Jahren, seitdem ihn Fürst Eyckhof zum Schutze seiner Nichte ins Haus gebracht, in Pflege hatte. Nero war damals kaum ein Jahr alt, der Sohn der edlen Freia, der treuen Freundin Julianens und des Schreckens von Menthin.

Auch dem Grafen gegenüber war Neros Verhalten ein eigentümlich reserviertes. Er respektierte ihn als den Gemahl seiner Herrin, aber er blieb ihm fern; und das war dem Grafen das Angenehmste, der immer ein unheimliches Gefühl hatte, wenn Nero in der Nähe war.

Rührend, unbegreiflich war er zu seiner Herrin. Er

lebte nur für sie und liebte nur sie. Sobald die Thür ihres Zimmers zum Park geöffnet wurde und er sie witterte, erhob er ein dröhnendes Klaffen zur Begrüßung und sprang wie toll vor Freude in seinem Behälter umher; und sobald sie ihm mit ihrer hellen Stimme Ruhe gebot, verstummte er, hob den schönen Kopf auf und sah mit seinen blitzenden Augen sehnsüchtig nach der Richtung hin, von der sie kommen mußte, beständig mit dem Schweif schlagend. Wurde die Thür seines Verschlages geöffnet und er zu ihr gelassen, so hätte ihn keine Gewalt zurückzuhalten vermocht. Mit wilden Sprüngen und hohen heulenden Freudelauten umkreiste er die kleine Gräfin, streifte sie vorsichtig mit dem großen Kopfe und wälzte sich vor ihr. Wenn sie ihn dann auf die Stirn klopfte, war er außer sich vor Wonne. Sein ganzer, sein alleiniger Ehrgeiz war die Zufriedenheit seiner Herrin. Sie regierte das mächtige Tier mit dem kleinen Finger, mit einem Blick. Und wenn er in den ungestümen Bezeugungen seiner stürmischen Ergebenheit, wie das auch wohl vorgekommen war, eine Ungeschicklichkeit begangen, etwas umgerannt oder umgewedelt hatte, so packte ihn die schwächliche kleine Juliane bei den Ohren, patschte ihn mit ihren kleinen Händchen oder prügelte ihn mit ihrem Schirm oder was sie sonst gerade in der Hand hatte; und Nero, der dem Kampfe mit einem Stier nicht ausgewichen wäre und den stärksten Mann mit einem Sprunge zu Boden gerissen und überwältigt hätte, — dieser mächtige kolossale Hund kniff den Schwanz ein, kauerte sich wie wehrlos zu den Füßen der zürnenden, schwachen Frau und that ihr den Gefallen zu winseln,

als ob ihn die Schläge, die er gar nicht spürte, fürchterlich schmerzten.

Es versteht sich, daß Juliane das schöne, starke, kluge, treue Tier sehr lieb hatte und sehr gut behandelte. Und sie durfte mit vollem Rechte zu Bertha sagen, daß sie eines anderen Schutzes nicht bedürfe.

Sie ließ Bertha während der Dienstreisen des Präsidenten auch nur deshalb im Nebenzimmer schlafen, weil ihr Mann es wünschte. Aber das, was Juliane als „Zustände" ihrer Jungfer bezeichnete, war mitunter wirklich recht störend. Bertha wimmerte und schrie bisweilen im Schlafe, daß Juliane entsetzt aufflog. Deshalb schickte sie das Mädchen, nachdem es ihr beim Entkleiden behilflich gewesen war, ziemlich oft nach vorn und blieb mit Nero allein im Erdgeschoß des Hauptgebäudes. Sie hatte nie eine Anwandlung von Furcht. Der Hund lag im Nebenzimmer vor dem eisernen Schranke, und wenn sie irgend ein Geräusch vernahm und nur mit der Zunge schnalzte, so sprang das Tier, das im tiefsten Schlafe den Ruf seiner Herrin hörte, in einem Nu vor ihr Bett und harrte ihrer Befehle. Mit steifen Ohren blieb er unbeweglich stehen, bis sie ihn auf sein Lager zurückschickte. — —

„Johann!" rief Bertha über den Flur. „Den Wagen für die Frau Gräfin um halb zehn!"

Sie winkte ihm und kam ihm vorsichtig auf halbem Wege entgegen.

„Es stimmt!" sagte sie ihm leise, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß keiner von der Dienerschaft in der Nähe war. „Ich schlafe vorn, sie bleibt allein! Be-

nachrichtige Wildicke! So etwa um Mitternacht muß er sich bereit halten. Der Hund soll um Mitternacht in ihr Zimmer gelassen werden."

„Und sie fährt um halb zehn?"

„Ja. Zwischen halb und dreiviertel."

„Dann kann sich der Page Bob auf den Bock setzen. Sie wird es gar nicht merken, wer den Schlag öffnet und schließt. Dem Kutscher schwindle ich schon etwas vor. Und wenn ich nach der Gollnowstraße will, ist keine Zeit zu verlieren."

„Richte du dich ein, wie du magst. Aber heute muß es sein, heute! Ein halbes Jahr haben wir gewartet. Wer weiß, wann es wieder so kommt. Also unbedingt heute! Ich muß in die Nähstube und sehe dich wohl kaum noch . . . du besorgst alles?"

„Verlaß dich auf mich!"

Sie sprang schnell, Fieberröte auf den Wangen und häßlich lachend, davon. Sie fieberte die ganze Zeit, während sie die „Lamoral" auf den perlgrauen Atlasgrund heftete.

Johann setzte sich mit verschränkten Armen auf die geschnitzte Bank nahe dem Haupteingange in der Vorhalle. Er war sichtlich bemüht, sein breites Gesicht mit den glattrasierten, wulstigen Lippen zur vorschriftsmäßigen Ausdruckslosigkeit zu zwingen, aber auch er war offenbar sehr erregt. Er schob die Unterlippe über die Oberlippe, und seine Nasenflügel blähten sich auf. Und er, dessen unbeweglich straffe Haltung anderen Dienern vornehmer Häuser als ein Muster vorgeführt werden konnte, wackelte unruhig auf der Bank hin und her, und er klopfte fingernd mit der Rechten den linken Oberarm.

Wildicke mochte sagen, was er wollte: es war doch keine Kleinigkeit! Und jetzt, da er vor der Entscheidung stand, klopfte ihm das Herz mächtig, obwohl er sich doch durch monatelange Beschäftigung mit dem Gedanken und durch die langwierigen Vorbereitungen genügend trainiert zu haben glaubte.

Um halb zehn rollte der Wagen vor. Der Page Bob war von Johann angewiesen, die Frau Gräfin zu begleiten. Johann hatte sich schon öfter, allerdings nur mit Genehmigung der Gräfin, von Bob vertreten lassen.

„Morgen kommt der Alte wieder!“ hatte er dem Kutscher Drenkmann gemütlich zugeraunt. „Deshalb will ich heute abend noch schnell für Bertha etwas einkaufen. Soll ich dir vom Weihnachtsmarkte etwas mitbringen?“

„Pfefferkuchen!“ sagte Drenkmann.

„Gut! Ich lasse Bob mitfahren.“

Um dreiviertel auf zehn stieg Juliane ein. Sie sah in dem kostbaren Spitzenkleide, mit dem herrlichen Perlendiadem in den dichten, schwarzen Haaren und dem grauen Perlenkollier um den runden Hals bezaubernd aus. Ein merkwürdiges Rot durchbrach die mattgelbe Farbe ihrer Wangen. Sie fuhr zu Heddersdorf. Sie bemerkte in der That nicht, daß Bob den Schlag öffnete, ihr in den Wagen half, die Thür schloß und auf den Bock kletterte, und daß er es war, der ihr vor der Thüre des Baron von Heddersdorf beim Aussteigen behilflich war.

„Die Wagen sind um zwei Uhr bestellt,“ meldete Bob pflichtschuldig.

„Fahren Sie um dreiviertel auf zwölf wieder vor!“ befahl die Gräfin.

Sobald der Wagen davongerollt war, war Johann, der sich seiner Livree in aller Eile entledigt, seinen Straßenanzug mit hellbraunem Ueberzieher angelegt und seinen niedrigen runden Hut aufgesetzt hatte, aus seiner nach der Wilhelmstraße hinausliegenden Stube getreten, die Halbtreppe hinaufgestiegen und nach vorn in die Vorhalle gekommen.

„Wollen Sie noch ausgehen?“ fragte ihn der Portier, der aus seinem Gelasse hervorgetreten war.

„Es ist heute der letzte freie Abend. Morgen früh kommt ja der Alte wieder. Zu Weihnachten hat man noch allerhand zu besorgen. Halten Sie reinen Mund! Ich bringe Ihren Kinderchen auch was mit. Ich muß mich sputen. Um elf ist alles zu! Adieu!“

„Adieu!“ Der Portier zog die Schnur, und Johann entfernte sich schnell.

In der Behrenstraße begegnete er dem Wagen seiner Herrschaft, der sich auf dem durch den heftigen Schneefall schlecht gewordenen Wege langsam dem Isenecksschen Palais zu bewegte. Drenkmann erkannte ihn und rief ihm zu?

„Vergiß nicht meinen Pfefferkuchen!“

„Wird besorgt!“ gab Johann zur Antwort und ging schnell weiter.

An der Passage nahm er eine Droschke erster Klasse auf Zeit.

„Du bekommst ein gutes Trinkgeld, aber fahre zu! Neue Königstraße, Ecke der Linienstraße halten! Los!“

Der Kutscher fühlte sich durch das vertrauliche „Du“ angeheimelt und fuhr so gut es bei der schlechten Be-

schaffenheit der Wege und seinem mangelhaften Pferde eben möglich war.

Kurz vor halb elf war die Droschke am Ziel angelangt. Hotte sprang schnell heraus.

„Warte hier einen Augenblick!“ rief er dem Kutscher zu. Er bog rechts ab, in die Gollnowstraße.

V.

Friedrich Wildicke, den Johann Hotte jetzt aufsuchte, war ein der Kriminalpolizei sehr wohlbekanntes und in der Berliner Verbrecherwelt unter dem Namen „Humpelfritze" in hohem Ansehen stehendes Individuum, dessen ausdrucksvoller Kopf mit den krausen schwarzen Haaren und dem zierlichen schwarzen Schnurrbart im Verbrecheralbum unter dem Rubrum „Schwere Einbrecher" eingereiht war.

Wildicke und Hotte hatten zusammen bei demselben Schlossermeister hinter dem Schraubstock gestanden. Wildicke war aber schon seit drei Jahren Geselle und ein tüchtiger, ungewöhnlich geschickter Arbeiter, während der für das Handwerk viel weniger taugliche Hotte eben erst ausgelernt hatte, als der Krieg ausbrach. Wildicke war damals dreiundzwanzig, Hotte einundzwanzig Jahre alt. Beide wurden der schweren Artillerie zugewiesen, und es bestand zwischen ihnen während des Feldzuges ein gutes kameradschaftliches Verhältnis. Aber Wildicke war ein schlechter Soldat, unordentlich, nachlässig im Dienste, mitunter sogar aufsässig. Er wurde mehrfach und hart be-

straft. Hotte dagegen hielt sich ausgezeichnet und wurde wegen seiner Tüchtigkeit im allgemeinen und einer schneidigen That insbesondere im Dezember 1870 mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet.

Nach dem Feldzuge und nach ihrer Entlassung aus dem Dienste verloren sich die beiden aus dem Gesichte. Dem Handwerk, das sie erlernt hatten, wandten sie beide den Rücken.

Hotte nahm eine Dienerstelle an. Seine vorzüglichen Militärpapiere und seine Auszeichnung verschafften ihm sogleich Stellung. Er hielt sich straff, war gut gebaut und hatte jenes breite Gesicht mit der breiten platten Nase und den breiten dicken Lippen, das seinen Inhaber zum Diener in einem herrschaftlichen Hause vorher zu bestimmen scheint. Er zeigte sich anstellig und that seine Pflicht. Er erhielt gute Zeugnisse und stieg zu immer besseren Stellen auf. Seit drei Jahren war er auf dem Gipfel des Erreichbaren angelangt: er war Kammerdiener Sr. Excellenz des Grafen von Ifeneck, also erster Diener in einem ersten Hause. Aber er gab das Geld zu leicht aus. Er hatte noch nichts hinter sich gebracht; im Gegenteil, er hatte Schulden, die ihn drückten, — jetzt mehr als je, da er sich um Ostern mit Bertha Schmider verheiraten wollte. Bertha hatte zwar einige Ersparnisse, aber es langte noch nicht zur Begründung der von den Brautleuten ersehnten unabhängigen Lebensstellung.

Sein Lehr- und Kriegskamerad Wildicke hatte es schlimmer getrieben. Er war verbummelt und verlüdert aus Frankreich zurückgekommen, scheu vor jeder ernsteren Arbeit, und er war in die schlechteste Gesellschaft geraten.

Schon im Jahre 1872 wurde er bei einem schweren Einbruche in der Behrenstraße abgefaßt. Da er noch keine Vorbestrafung hatte, kam er diesmal noch ziemlich glimpflich davon. Gleich nach seiner Freilassung verübte er im Winter von 1873 auf 1874 eine ganze Reihe von schweren Einbrüchen, zum Teil tollkühnster Art, die das ganze westliche Viertel zwischen Brandenburger und Potsdamer Thor in Aufregung brachten. Von den zehn, zwölf Einbrüchen, die sicher auf sein Konto kamen, konnte ihm indessen nur ein einziger — eben der, bei dem er auf frischer That ertappt wurde — nachgewiesen werden. Dieser war aber unter so verwegenen Bedingungen ausgeführt worden, und seine Beteiligung an anderen gleichartigen war in so hohem Maße wahrscheinlich, daß Wildicke, in dem man einen besonders gefährlichen Verbrecher vor sich zu haben wußte, sogleich zu einer längeren Zuchthausstrafe verurteilt wurde.

Aus Moabit brach er mit Gefahr seines Lebens und einer Kühnheit, die selbst erfahrenen Kriminalisten unerhört schien, nach einem Jahre aus. Beim Sprunge von der Umfriedigungsmauer, die er auf unaufgeklärte Weise erklommen hatte, aufs Feld brach er das linke Bein. Unter furchtbaren Schmerzen schleppte er sich weiter und erreichte noch vor Tagesanbruch eine Spelunke in der Kesselstraße, in der er bekannt war und aufgenommen wurde. Unter falschem Namen, mit falschen Papieren, die ihm ein Genosse verschafft hatte, hatte er die unglaubliche Frechheit, um Aufnahme in die Königliche Charité zu bitten, und während die eine Behörde nach dem entsprungenen Verbrecher fahndete, ließ er sich von der anderen in einer königlichen Anstalt verpflegen. Der Bruch seines Beines

war ein so schwerer, daß die Heilung nur langsam vor sich ging und nicht vollkommen gelang: das gebrochene Bein wurde um mehrere Zoll kürzer, als es im normalen Zustande gewesen war, und seitdem lahmte Wildicke ziemlich stark. Aber das verhinderte ihn nicht in seinem verbrecherischen Wirken.

Sein erster Streich nach seiner Entlassung aus der Charité hatte einen stark romantischen Zug.

Wildicke hatte vor Antritt seiner Zuchthausstrafe mit einem frischen, hübschen Frauenzimmer, einer gewissen Rose Moockel, die Schenkmädchen gewesen war und sich in ihn ganz vernarrt hatte, zusammen gelebt. Sie hatte gleichzeitig mit ihm unter der Anklage der schweren Hehlerei vor den Geschworenen gestanden, war aber durch Wildickes erfolgreiches Bemühen, der sie besser verteidigte als der gewandteste Advokat, freigesprochen worden. Die Sehnsucht nach Rosen hatte bei seinem Ausbruche aus Moabit stark mitgewirkt.

An demselben Tage nun, an dem er aus der Charité entlassen wurde, machte er sich auf die Suche nach ihr. Nach vielen Mühen erfuhr er, daß Rose Moockel im Arbeitshause zu Rummelsburg eine längere Haftstrafe abzubüßen habe; er erfuhr es von einem Mädchen, das selbst erst vor wenigen Tagen Rummelsburg verlassen hatte.

Von dieser ließ er sich nun die Oertlichkeit ganz genau beschreiben: den Pavillon, in dem sie lag, die Lage des Schlafsaals, des Bettes, in dem sie schlief, und als er alles wußte, was er wissen wollte, vollführte er das unmöglich Erscheinende: mit falschen Schlüsseln, Dietrichen

und Brecheisen bewaffnet, auf deren möglichst geräuschlose Handhabung er sich meisterhaft verstand, brach er, der Entsprungene, nach dem die Behörden eifrig suchten, der eben Geheilte, in einer dunklen Nacht in das Arbeitshaus ein, öffnete vier Schlösser und stand nach einer stundenlangen Wanderung vor dem Bette der Moockel, in einem Schlafsaal, in dem zwanzig andere Mädchen und zwei Wärterinnen schliefen. Er weckte die Ahnungslose mit einem Kusse und flüsterte ihr zu: „Ich bin's! Fritz! Zieh' dich schnell und leise an. Ich warte auf dem Flur. Alle Thüren sind offen." Zehn Minuten später waren die beiden auf der Rummelsburger Hauptstraße. Da wartete eine Droschke, die sie nach Berlin führte.

Obgleich er in der Zeit seiner gewaltsam errungenen Freiheit ohne allen Zweifel wieder verschiedene Eigentumsverbrechen begangen hatte, konnte doch bei keinem derselben die sehr wahrscheinliche Thäterschaft auf ihn zurückgeführt werden. Er wurde einem Beamten von dessen Vigilanten „verpfiffen" und aus einer nur von Verbrechern besuchten Schnapskneipe eines Abends aufgegriffen. Er wurde nach Moabit zurückgebracht und erhielt eine geringe Zusatzstrafe wegen Sachbeschädigung.

Seit dem Monat Mai dieses Jahres, 1879, war er wieder auf freiem Fuße, unter strenger polizeilicher Aufsicht. Trotzdem hatte er schon abermals verschiedene Einbrüche begangen, die für die Kenner ganz unzweifelhaft den Stempel seiner Mache trugen. Aber es war nicht möglich, ihn zu fassen. Man fand niemals eine Spur der gestohlenen Gegenstände.

Jeder Verbrecher hat bekanntlich seine Spezialität:

der Kellerdieb räumt nicht den Boden ab, der Ladendieb bricht nicht ein, der Einbrecher verschmäht den einfachen Diebstahl. Und innerhalb der großen voneinander gesonderten Gruppen gibt es noch eine große Anzahl scharf voneinander getrennter Besonderheiten, die sich nie miteinander vermengen.

Wildickes Eigenart war die: er stahl nur Gold und Goldeswert, Juwelen und dergleichen, und zwar immer mittelst Einbruchs der als diebessicher gerühmten Eisenschränke. Er hatte sogar für seine Thaten seine scharfe geographische Begrenzung. Er brach nur im westlichen Teile von Berlin ein. Sein Arbeitsfeld begann in der Behren- und Leipzigerstraße, Unter den Linden, westlich von der Friedrichstraße, und erstreckte sich von da über den Tiergarten bis zu dessen Ausläufern.

Auch in der Ausführung bediente er sich immer derselben Mittel. Er suchte die von den Dienern vornehmer Häuser besuchten Kellerlokale auf, machte da Bekanntschaften, was ihm bei seinem vorteilhaften Aeußern, bei seiner großen Gewandtheit und Liebenswürdigkeit und bei seiner Freigebigkeit nicht schwer wurde, und warb für seine Pläne bewußte oder unbewußte Mitarbeiter. Sobald die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, „ging er los", entweder selbständig, auf eigne Rechnung und Gefahr, oder im Metageschäft mit einem zur Mitschuld Verführten. Entweder „arbeitete" er selbst, oder er ließ den anderen nach seinen Weisungen „arbeiten", „stand" während des Verbrechens „Schmiere", brachte die gestohlenen Sachen, die „Sore", in Sicherheit und „verschärfte" sie — verkaufte sie an die Hehler. Mit diesen

hatte er weitverzweigte Verbindungen. Er war in dieser Beziehung von unerreichter Geschicklichkeit; und deswegen gelang es so selten, von den von Wildicke gestohlenen oder beseitigten Waren etwas wieder aufzufinden.

In einem solchen, von Dienstboten guter Häuser viel besuchten Keller in der Mauerstraße trafen Wildicke und Hotte eines Abends wieder zusammen. Das Wiedersehen war sehr herzlich. Johann hatte keine Ahnung, was sein alter Kamerad in der Zwischenzeit getrieben, und welche Laufbahn er eingeschlagen hatte. Sie tauschten beim Glase Bier in gemütlicher Unterhaltung alte Erinnerungen aus, und sie sprachen auch von ihrer gegenwärtigen Lage.

Wildicke fand seinen Freund in einer Stimmung, die ihn hoffen lassen durfte, daß es ihm nicht zu schwer fallen würde, diesen seinen Plänen gefügig zu machen, denn Hotte war verliebt und verschuldet. Sein Ideal war, die Bertha Schmider zu heiraten, eine Schankwirtschaft zu übernehmen oder neu zu begründen und dann als unabhängiger Mann für sich und seine Familie sein ruhiges Auskommen zu haben.

Wildicke beschränkte sich während dieses ersten Gesprächs auf die Rolle eines teilnehmenden Zuhörers. Nebenbei ließ er einige Bemerkungen, die er aus Versammlungen aufgegriffen hatte, fallen über die ungleiche Verteilung der Güter, über die große enterbte Masse und dergleichen.

Dieser ersten Begegnung folgten schon in den nächsten Tagen weitere. Es wurde immer dasselbe Thema behandelt, und ganz unmerklich machte Wildicke bestimmtere Andeutungen über die Art und Weise, wie ein entschlossener und vorurteilsfreier Mann zur Beseitigung der schreien-

den Mißstände und Ungerechtigkeiten des Geschicks und zu dem großen Werke eines allgemeinen Ausgleichs für seinen Teil doch erheblich beitragen könne.

„Von den Reichen ist nichts zu erwarten; die halten fest, was sie haben! Deswegen müssen die Besitzlosen die Sache in die Hand nehmen. Wenn es viele thun, nennt man es ehrlichen Krieg; thut es einer, so nennen sie es Verbrechen. Durch dumme Worte muß man sich aber nicht ins Bockshorn jagen lassen! Wir haben dasselbe Anrecht an den Freuden des Daseins, und unser Fehler ist es nicht, daß wir als arme Teufel auf die Welt gekommen sind. Wer sich damit zufrieden gibt, der verdient's nicht besser! Ich bin aber nicht damit zufrieden, und ich weiß schon, was ich zu thun habe!"

„Wie meinst du?" fragte Johann, den Wildickes allgemeinere Ausführungen interessierten und der Bestimmteres und Faßlicheres darüber zu hören verlangte.

„Mit dir ist ja doch nichts zu machen! Du bist eine Schlafmütze!" entgegnete Fritz in wegwerfendem Tone.

„Oho!" rief Johann, der sich gerade auf seine Schneidigkeit etwas einbildete.

„Jawohl!" bekräftigte Wildicke. „Schlafmützen seid ihr alle. Ihr schlaft eben, um eueren Hunger nicht zu spüren, und laßt es ruhig geschehen, daß die, die wach sind, sich mästen! Ich werde dir einmal ein Buch von Johannes Most geben. Lies das! Da steht alles das drin! Das und manches Andere, Nützliche! Der Mann weiß eben, wo uns armen Schluckern der Schuh drückt, der hat ein Herz für uns!"

Hotte dachte über das, was er von seinem ihm geistig

überlegenen Freunde gehört und in den von ihm geliehenen kleinen Schriften gelesen hatte, sehr ernsthaft nach. Er sprach auch mit seiner Braut darüber, und Bertha zeigte die lebhafteste Teilnahme dafür und äußerte den Wunsch, den interessanten Mann kennen zu lernen.

Die Bekanntschaft wurde in den letzten Tagen des Juni in einem von harmlosen Bürgersleuten, von Dienstmädchen und Ulanen aus der benachbarten Kaserne besuchten Sommergarten in Alt-Moabit gemacht. Johann Hotte erschien mit seiner Braut, Bertha Schmider, und Fritz Wildicke mit seiner weniger ernsthaften Rose Moockel.

Wildicke hatte für Mädchen vom Schlage der Bertha und Rose etwas ungemein Bestrickendes. Der dunkle Krauskopf mit dem schwarzen kleinen Schnurrbart und den stechenden schwarzen Augen gefiel ihnen; die abenteuernde, vor keinem Hindernis erschreckende Entschlossenheit in seinen Zügen reizte sie. Er war klug und sprach mit großer Gewandtheit. Er ließ etwas daraufgehen und war in seiner Weise galant gegen Damen. Er sorgte dafür, daß sie gute Plätze bekamen, daß sie schnell bedient wurden, er ließ sie an der Bude würfeln, Karussell fahren und kaufte ihnen von den herumziehenden Blumenmädchen kleine Sträußchen. Er hatte Berthas Gunst schon gewonnen, bevor noch der eigentliche Zweck der Zusammenkunft berührt worden war.

Auch Rose gefiel der Bertha. Rose war ein frisches, üppiges Mädchen, das sich gut kleidete und in Gegenwart Wildickes, vor dem sie zitterte, sich sehr ruhig hielt und bescheiden aufführte.

Die Vier saßen in dem überfüllten Garten ziemlich

abseits. Da war die Beleuchtung sehr spärlich. Vor der Sommerbühne, auf der die Leistungen der Gesangskomiker, der traurigen Chansonettensängerinnen und Akrobaten mit erbärmlichen Aufführungen alberner Possen abwechselten, drängten sich die Zuschauer Kopf an Kopf. Dazwischen quäkten kleine Kinder, die die Eltern zu ihrem Sonntagsvergnügen hatten mitnehmen müssen. Aus dem langgestreckten einstöckigen Gebäude gegenüber der Bühne drang die Tanzmusik, von der man hauptsächlich die Stimmen des Kontrabasses und der Posaune hörte, mitunter aber auch, wenn die in den Garten mündende Thür geöffnet wurde, einen Takt oder mehrere Takte in vollen Akkorden. Mit all diesen Geräuschen vereinigten sich noch das Rollen der Kugeln auf der Kegelbahn, das Klappern der umfallenden Kegel, das Schreien des meldenden Kegeljungen, die Rufe der Kellner und alles beherrschend die schnarrenden Töne einer kräftigen Drehorgel, die das Vergnügen der Karussellfahrer zu erhöhen bestimmt war.

Die Besucher des Lokals schienen indessen von all dem wenig belästigt zu werden. Sie ergötzten sich vor der Sommerbühne, tanzten im Saale, kegelten und ritten auf den Holzgäulen, ohne sich in ihrem Vergnügen von dem Lärmen des Benachbarten irgendwie beirren zu lassen.

Die Vier hatten zu Abend gegessen und schon reichlich von dem dünnen gelben Bier genossen, als Bertha, die längst ungeduldig auf die Auseinandersetzung der volksbeglückenden Theorien von Wildicke wartete, endlich selbst die Anregung dazu gab, nun auch von ernsteren Dingen zu reden.

Wildicke hatte sich während der letzten Tage aus

taktischen Gründen Hotte gegenüber sehr zurückhaltend gezeigt. Er hatte die Saat gestreut und wollte sie aufgehen lassen. Er hatte sich nicht getäuscht. Hotte hatte seitdem ein noch lebhafteres Verlangen nach dem Verkehre mit ihm gezeigt; er hatte mehrfach das Gespräch auf das interessante Kapitel bringen wollen, aber Wildicke hatte den Dummen gespielt und war jeder weiteren Erörterung ausgewichen. Jetzt hielt er den Zeitpunkt für geeignet, um die ganze Angelegenheit nun einmal gehörig zu beraten und zum Abschluß zu bringen. Daß Bertha ein vernünftiges Frauenzimmer war, hatte er ihren leichtsinnigen und begehrlichen Augen auf den ersten Blick angesehen.

„Die Leute haben's hier gut!" seufzte Bertha. „Die können bleiben, so lange sie wollen. Unsereins muß um elf, spätestens halb zwölf ins Joch zurück."

„Weil Sie es so wollen!" nahm Wildicke nun das Wort, der auf einen geeigneten Uebergang nur gewartet hatte. „Wenn die Herrschaften immer noch Leute finden, die Knechte sein wollen, dann haben die Herrschaften recht, daß sie die Leute knechten."

„Ja, aber man muß doch leben!"

„Man muß leben! Mir aus der Seele gesprochen, Fräulein Bertha! Wir wollen eben auch leben! Das ist ja, was ich immer sage. Aber muß man wie ein Hund leben? Nein! Das haben die Reichen und Mächtigen so eingerichtet. Das, was wir ‚Weltordnung' nennen, das weiß nichts davon! Wir haben unsere Menschenrechte so gut wie die anderen. Wir werden seit Jahrtausenden geschunden, geplündert, ausgesogen und betrogen. Das gefällt natürlich denen, die auf unsere Kosten leben. Sie

wollen die schamlose Ausbeutung verewigen, und deshalb haben sie sich fest in ihrer Stellung verschanzt, und das, was sie schützt, nennen sie Gesetze. Aber diese Gesetze sind eben ein Werk der Bevorzugten, der Reichen — und diese Gesetze gehen uns nichts an! — Wir anerkennen andere, höhere, — die Naturgesetze, verstehen Sie wohl! Wir sagen: Ihr habt nun lange genug an der vollen Tafel geschwelgt und euch bedienen lassen, jetzt kommen wir an die Reihe! Jetzt wollen wir uns auch einmal den leeren Magen füllen, wollen auch einmal die Herren spielen! Eure Gesetze sind Vogelscheuchen, mit denen man die Spatzen verjagt. Wir sind aber keine Gimpel, wir sind Männer und kümmern uns um eueren ganzen gesetzlichen Quark auch nicht so viel! Dann wären wir also Verbrecher?! Wagt es doch, von Verbrechen zu sprechen, ihr, die ihr die einzigen, die wahren Verbrecher seid! Ihr stehlt uns unsern Verdienst, den Ertrag unserer Arbeit, unsere Gesundheit, unsere Freuden! Ihr plündert und raubt und mordet kraft eurer Gesetze! Und wenn wir uns dagegen zur Wehr setzen, dann sollen *wir* die Verbrecher sein? Gut denn, wir sind's, wir wollen es sein, im Sinne eurer Gesetze, und wir sind stolz darauf."

Er machte eine kleine Pause und blickte um sich. Er war mit der Wirkung, die seine Rede gemacht hatte, zufrieden und fuhr fort:

„Ein Exempel, Fräulein Bertha! Sie gehen durch den Wald, Sie sehen eine Brombeere, Sie pflücken sie und essen sie — das dürfen Sie! Wenn aber irgend ein Schinder eine Hecke darum gezogen hat, dann sind Sie auf dem Boden eines Privateigentümers, und wenn Sie

dann die Beere vom Strauch pflücken, nennen es die Gesetze, die für die Schinder und Privateigentümer gemacht sind, einen Diebstahl. Ist das nicht hirnverbrannt? Weiß die Erde, die die Frucht nährt, und die Sonne, die sie zur Reife bringt, und Ihr Magen, der danach verlangt, — wissen die etwas von der Hecke? Und so ist es überall, und in allen Fällen! Ich sage also: wir haben das Recht und die Pflicht, den Krieg gegen die Reichen und ihre Gesetze mit allen Mitteln zu führen und uns Vorteile zu verschaffen, wo und wie immer wir können; und ich blase etwas auf die Gesetze, und ich sage: die Brombeere gehört mir so gut wie dir, und wenn ich die Hecke übersteige und sie pflücke, gehört sie gewiß mir! Und wenn ich dir dein Geld nehmen kann, ist es mein Geld!

Die letzte Schlußfolgerung überraschte durch ihren kecken Sprung Bertha, die Wildickes Beredsamkeit hingerissen hatte, doch einigermaßen. Hotte sah nachdenklich vor sich hin, Rose lächelte und that einen Schluck. Entrüstet war Bertha nicht, sie war eben nur überrascht, und ihr praktischer Verstand veranschaulichte ihr sogleich eine der Konsequenzen der Verwirklichung dieser Theorien.

„Und wenn man dabei abgefaßt wird?“ fragte sie verständnisvoll.

Fritz lächelte befriedigt. Die Hauptsache hatte er schon erreicht, das bewies ihm diese Frage. Der Abscheu vor dem Verbrechen selbst war überwunden. Nur über die Schwierigkeit einer glücklichen Ausführung wollte man beruhigt werden.

„Man muß sich eben nicht kriegen lassen!“ sagte Wildicke langsam, indem er die Stimme senkte.

Und während die Kegel polterten, der Baß im Saale brummte, die Sängerin auf dem Podium johlte und der Leierkasten dudelte, und in dem wüsten Lärm kein Mensch auf die Vier an dem kleinen grünen Tisch in der dunklen Ecke achtete, sprach Wildicke leise und wichtig, und alle bogen den Kopf zu dem Sprecher. Es war Bertha ein angenehmes Gefühl, daß sie ihm ganz nahe war.

„Man muß sich eben nicht kriegen lassen!“ wiederholte er noch langsamer und noch leiser. „Und das ist unsere Sache, der Männer Sache! Von Ihnen, meine Damen, verlangt man nichts weiter, als daß ihr hübsch aufpaßt, die Augen aufmacht und einem sagt: so und so! Dann kommen wir an die Reihe, und es wird gemacht! Ein Exempel: Wir brauchen ein paar Tausend Mark. Wenn wir die haben, können wir heiraten, kaufen eine kleine Wirtschaft, arbeiten fleißig, das Frauchen hilft, wir sind frei und die glücklichsten Menschen!“

Hotte nickte Bertha zu, und Bertha stieß mit ihrem Knie Wildicke an.

„Weiter!“ sagte sie.

„Uns machen die paar Tausend Mark reich und glücklich für alle Zeiten, und die Reichen werden davon nicht ärmer, wenn sie die paar Tausend Mark weniger haben. Sie merken es gar nicht. Man thut nicht einmal unrecht. Frage: wo ist das Geld? und wie kann man dazu kommen? Wenn ich Geld sage, so meine ich nicht bloß Geld, — irgendwas, was verkäuflich ist. Wenn es Wert hat, wird man's schon los. Das laßt meine Sorge sein. Also wo? und wie? Das ist die Frage! Und da müssen uns die Damen helfen!“

Er verneigte sich galant gegen Bertha.

„Eine Kammerjungfer — nicht wahr — die kommt überall herum, die weiß, wo die gnädige Frau ihre Juwelen hat, und so . . . die weiß, wann die gnädige Frau ausgeht, wann sie wiederkommt, Besuch hat, wann sie verreist — und das sagt sie einem Freunde, der zu einer That entschlossen ist. Und der weiß dann schon selbst, wann der rechte Augenblick da ist, und dann wird die Sache gemacht. Und dann wird geteilt, kein Mensch erfährt etwas davon, es kann einem keiner was anhaben, und wir alle haben, was wir brauchen! Prosit!"

Er trank den Damen zu. Sie leerten die Seidel, und Wildicke bestellte neue Füllung.

Er wischte seinen hübschen Schnauzbart ab, schnalzte und sah Bertha lächelnd an. Diesmal stieß er sie mit dem Knie an.

„Na!" schloß er seine Rede. „Ließe sich denn bei euch nicht so etwas machen?"

„Es wäre etwas zu machen gewesen, früher!" sagte Bertha, die vor Begehrlichkeit fieberte. „Ach, wenn ich Sie doch früher gekannt und alles so gewußt hätte!"

„Wie denn?" fragte Wildicke teilnahmvoll, während er sie wieder anstieß. „Was früher gewesen ist, kann schon wiederkommen!"

„Das schon!" meinte Bertha.

„Nun, sprechen Sie doch, liebes Fräulein!"

„Es ist sehr unrecht von mir . . ."

„Papperlapapp! Wir sind hier unter guten Freunden! Prosit! Die Blume!"

Sie stießen abermals an und tranken.

„Aber Ihr Ehrenwort darauf, daß Sie reinen Mund halten," sagte Bertha treuherzig.

Wildicke gab ohne das geringste Bedenken sein Ehrenwort.

„Und du, Johann! Es kommt nie ein Wort über deine Lippen?! Kein Mensch hat's bis jetzt von mir erfahren! . . Fräulein Rose . . ."

Alle gelobten durch Händedruck unverbrüchliche Verschwiegenheit.

„Nun also," sagte Bertha ganz leise, während sie die Köpfe wieder zusammensteckten. „Mit meiner Gräfin stimmt's nicht!"

„Aha!"

„Wenn der Herr verreist, muß ich im Zimmer nebenan schlafen, da schläft auch der Hund, da steht der eiserne Kasten, in den die Gräfin alles verschließt, ihren Schmuck, ihre Spitzen. Meine Gräfin hat großartigen Schmuck!"

„Ich verstehe schon," sagte Wildicke schlau. „Sie können, wenn Sie wollen, sehr festen Schlaf haben, und währenddem kann allerhand passieren? Aber der Hund?"

„Nein, so meine ich's nicht," fuhr Bertha fort. „Ich sagte Ihnen ja schon, mit meiner Gräfin stimmt's nicht. Das ist ja auch ganz natürlich, nicht wahr? Sie eine blutjunge Frau, vielleicht vierundzwanzig Jahre alt, und er ein alter Brummbär von sechzig Jahren, und immer mürrisch und abgearbeitet, — ich kann's ihr gar nicht verdenken! . . . Also, ‚Bertha', sagte sie mir eines Tages, ‚Sie stöhnen und schreien im Schlafe! Das macht mich nervös. Ich will meine Ruhe haben. Sie brauchen sich kein Lager nebenan zu machen. Schlafen Sie nur ruhig

vorn in Ihrer Stube!' Ich dachte mir erst nichts Böses dabei. Aber wie ich das zweite oder dritte Mal fortgeschickt wurde, da paßte ich auf. Man ist doch ein bißchen neugierig, nicht wahr? Also ich gehe, nachdem ich Gute Nacht gesagt, nicht nach vorn, sondern rauf! Ich stelle mich an das Flurfenster des Bodens, nach dem Parke zu. Da klafft der Hund unten, aber nur einmal. Sonst bellt er wie toll, wenn ihn die Gräfin nicht beruhigt. Und da sehe ich denn ganz deutlich, wie die Thür zum Park geöffnet wird und jemand hereinschleicht. Gleich darauf war er unter den Bäumen verschwunden. Von oben konnte man nichts weiter sehen. Das nächste Mal, als ich wieder meine Gräfin nicht stören soll, fange ich's gescheiter an. Ich stelle mich an das Flurfenster des ersten Stockes. Und es dauerte auch gar nicht lange, da kam er wieder, Nero hatte wieder angeschlagen, und ich hatte ganz deutlich gehört: ‚Still, Nero!' Und von da konnte ich die Treppe sehen, die vom Park zur Wohnung führt, und da habe ich ihn auch erkannt, an der Figur, am Gange, obgleich es ganz dunkel war. Ich habe nämlich Augen wie ein Luchs. Als ich auf den Strümpfen nach unten schlich, heulte der Hund. Sie beruhigte ihn gleich!.. Das ist die Sache. Aber wer es war, sage ich nicht!"

„Das geht uns auch gar nichts an," bemerkte Wildicke mit vollkommener Sachlichkeit. Er hatte sogleich das Wesentliche erfaßt. „Also der Graf ist verreist, die Gräfin schläft allein, die Dienerschaft schläft vorn?"

„Eine halbe Meile davon!"

„Sie empfängt geheimen Besuch, und während der

Zeit ist man sicher, daß man im Nebenzimmer, wo der Schrank steht, nicht gestört wird?"

„Ganz sicher! Natürlich! Erstens werden sie es nicht hören, und zweitens, wenn sie es hören, können sie auch nichts machen! Sie kann doch nicht um Hilfe rufen, sonst kommen die Leute und finden ihn! Bei unseren Herrschaften geht das nicht!" setzte Bertha naiv hinzu.

„Brillant!" rief Wildicke entzückt aus. Mit etwas bedenklicherem Tone fuhr er fort: „Aber der Hund? Sie sagten etwas von einem Hund."

„Ein böses Tier!"

„Ist der immer da?"

„Immer."

„So! Dann muß man ihm eben ein Pülverchen geben."

„Nein!" rief Bertha mit größter Entschiedenheit. „Das thue ich meiner Gräfin nicht an! Das dulde ich auf keinen Fall. Lieber mache ich gar nicht mit. Dem Hund darf nichts geschehen. Aber Hotte kennt ihn ja!"

„Also gut! Hotte muß die Sache so wie so machen. Er ist ja im Hause, und ich hätte doch Schwierigkeiten, hineinzukommen. Nun, Hotte, was sagst du? Bist du ein Mann?"

Hotte warf einen Blick auf Bertha. Dann sagte er: „Also gut! Ich thu' es!"

„Prosit!" rief Wildicke. Sie stießen wieder an, die Männer leerten ihre Gläser, und Wildicke bestellte frische Seidel.

„Aber wann nun!" fragte Wildicke weiter.

„Ja, wann! Das ist es ja eben!" fuhr Bertha fort. „Seit Anfang des Jahres ist nichts wieder vorgekommen.

Wenn der Herr verreist ist, schlafe ich vorn, und ich schlafe jetzt ruhig, wie es scheint.“ Bertha und Wildicke lachten. „Er ist auch nicht mehr hier, aber er kommt gewiß wieder, und dann kann es sich wieder ereignen! Eine Weile wird es wohl noch dauern. In den nächsten Tagen verreisen die Herrschaften, auf zwei, drei Monate . . .“

„Da hätte man ja vollauf Zeit!“

„Meine Gräfin nimmt alles mit. Sie hat einen besonderen Koffer für ihren Schmuck. Da ist der Schrank leer!“

„Nun, dann muß die Zeit benutzt werden, um alles vorzubereiten, damit wir zu rechter Zeit sofort losgehen können. Wußten Sie denn immer vorher, wann er kommt?“

„Immer schon am Nachmittag. Meine Gräfin litt dann immer an Migräne.“

„Sehr schön! Dann werde ich in den nächsten Tagen das Lokal besichtigen. Ich leite die Sache, organisiere alles, Fräulein Bertha sagt: jetzt! Hotte arbeitet, Rose hilft — und jetzt heißt es: nichts überstürzen, ruhig abwarten, und wenn die Stunde kommt, entschlossen handeln! Und nochmals: Profit die Herrschaften! Auf gutes Gelingen!“

Sie leerten ihre Seidel, Wildicke, der sich auf dem Wege des sozialen Ausgleichs, wie er ihn verstand, neuerdings eine verhältnismäßig nicht unbedeutende Summe verschafft hatte, hielt alle frei.

Sie fuhren mit der Pferdebahn bis zum Brandenburger Thor, da trennten sie sich um halb zwölf. Johann und Bertha begaben sich nach dem gräflichen Palais, Wildicke fuhr mit seiner Rose weiter.

Er hatte auf Bertha den tiefsten Eindruck gemacht.

Einige Tage später, an einem Freitag, an dem in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und fünf die Gräfin Juliane von Iseneck regelmäßig empfing und den kleinen Empfangssalon im oberen Stock niemals verließ — dies war der letzte Nachmittagsempfang vor der Reise, und es waren viel Hausfreunde im Salon —, an diesem Freitag erkundigte sich bei dem Portier des Iseneckschen Palais ein sympathisch aussehender, unauffällig gekleideter Mann, der auf dem linken Fuße etwas hinkte, ob seine Cousine, Bertha Schmider, noch bei der Frau Gräfin diene, und ob er sie nicht auf einen Augenblick sprechen könne? Er sei heute morgen hier eingetroffen und fahre mit dem Nachtzuge nach Bremen weiter.

Der Portier winkte dem jugendlichen Diener. „Rufe Bertha, sie wird in ihrer Stube sein, oder in der Nähstube, vielleicht auch hinten im Parkzimmer der Frau Gräfin. Es möchte sie jemand sprechen — ihr Cousin."

„Fritz Schmider aus Hagen," ergänzte Wildicke.

Bertha kam gleich. Die Begrüßung war verwandtschaftlich herzlich. Fritz küßte seine Cousine, weil der Portier noch da war; es war ihm sehr angenehm. Familiennachrichten beschwatzend, gingen sie langsam in immer leiserem Geplauder den langen Korridor nach links entlang. Da waren sie ganz allein. Bertha öffnete vorsichtig die letzte Thür auf der rechten Seite. Sie waren im Toilettenzimmer der Gräfin. Da stand der Schrank. Wildicke zuckte mitleidig die Achseln. Auf den ersten Blick hatte er erkannt, daß der Schrank alter Konstruktion war. Eine Spielerei!

„Ein leichtes, kleines Schränkchen!" sagte er. Er

packte zu, stemmte sich dagegen, rückte ihn ohne besondere Anstrengung ein Ende von der Wand ab und schob ihn wieder zurück. „Mit dem wird man schon fertig werden! Nun weiß ich alles!"

Bertha schlotterten doch die Kniee vor Angst. Er tröstete sie und beruhigte sie, und obwohl diesmal der Portier nicht dabei war, küßte er sie mehrmals und sehr herzlich, und Bertha erhob keinen Widerspruch dagegen. Hotte versah heute den Dienst im oberen Stock.

Die Gräfin verließ bereits am folgenden Tage Berlin, Bertha begleitete sie, der Koffer mit den Pretiosen war ihrer besonderen Obhut anvertraut. Der Graf begab sich einige Tage später nach dem Salzkammergut, um den August in Gastein zu verbringen. Er ließ sich von Bob begleiten. Es war ihm angenehm, daß außer dem Portier ein älterer und bewährter Diener das Haus wahrte. Hotte rechtfertigte das Vertrauen nicht vollkommen. Er traf mit Wildicke und Rose nun fast täglich zusammen. Wildicke hatte immer Geld und lieh ihm mit der Zeit an die zweihundert Mark. „Wir verrechnen uns später!" meinte er. Unter Wildickes Anweisungen arbeitete nun Hotte in größter Ruhe und Behaglichkeit.

Hotte war ja auch gelernter Schlosser. In den Nachmittagsstunden, wenn er vor jeder Störung von der zurückgelassenen Dienerschaft sicher war, ging er in das Toilettenzimmer, das er hinter sich verriegelte, schob den Schrank ab und bohrte ihn nun kunstgerecht mit dem Centrumbohrer von hinten an. Er bereitete unten und oben zwei runde Oeffnungen vor, die groß genug waren, um bequem die Hand durchzustecken. Durch die obere

Oeffnung konnte man, wenn sie fertig war, den besonders verschlossenen Teil, den sogenannten „Tresor", ausräumen, durch die untere das größere Fach unten. Hotte bohrte sehr vorsichtig und bohrte keines der dicht nebeneinander sitzenden Löcher, welche die Peripherie der späteren Oeffnung bildeten, durch, damit keine Metallspähne in den Schrank fielen und das Innere noch vollkommen unverletzt erschien. Aber die beiden Rundungen waren durch die Löcher so weit verbreitet, daß ein einfacher starker Schlag mit der Faust vollkommen genügen müßte, um die vorgebohrte Stelle einzudrücken und die Oeffnung zu bilden.

Daran arbeitete Hotte tagelang in aller Behäbigkeit. Er hatte ja Zeit im Ueberfluß! Und jedesmal rückte er den Schrank wieder an die Wand. Es war für den stämmigen Mann wirklich eine Spielerei. Der dicke Teppich hemmte jedes auffällige Geräusch.

Alles war nun fertig. Der so vertrauenerweckende Schrank, der vorn sorgsam geschlossen wurde, war von hinten mit einem Druck zu öffnen und in anderthalb Minuten zu leeren, und für den Unkundigen hatte er nicht das geringste Verdächtige.

Der Lahme hatte das gräfliche Palais, um dem Portier nicht aufzufallen oder sich sonstwie verdächtig zu machen, nicht wieder betreten.

Alles war bereit, man wartete nur, daß Bertha das Signal geben würde. Die Herrschaften waren mit dem Herbst nach Berlin zurückgekehrt. Aber Bertha konnte das verheißungsvolle Wort: Jetzt! noch immer nicht sprechen. Es währte ihnen allen viel zu lange. Wildicke wurde sogar schon ungemütlich und mahnte.

Da schlug endlich, am Abend des 21. Dezember, die heißersehnte Stunde.

„Für alle Fälle" hatte Wildicke, ohne sich noch viel von der Sache zu versprechen, doch die Vorsicht gebraucht, Johann immer wissen zu lassen, wo er ihn finden könne. Und so war denn Hotte nach der Gollnowstraße gefahren. Er fand ohne Mühe die ihm bezeichnete Schankwirtschaft, die in der Verbrechersprache den Namen „das graue Elend" führte.

Die enge verräucherte Stube, in deren Mitte ein jämmerliches, mit Wachstuch überzogenes Billard stand, war dicht besetzt, und von den dreißig, vierzig Besuchern, die da zusammengepfercht waren, und von denen einige Karten spielten, wurde gleichzeitig eine laute Unterhaltung geführt. Die Luft war so dick und von Tabaksqualm so verdorben, daß Johann, der schnell gegangen war, Hören und Sehen verging. Er hatte einige Schwierigkeit, sich zwischen den Wandtischen und dem Billard zum Schanktisch durchzutasten, auf dem Würste, Schinken, Speck, Eier, rohes gehacktes Fleisch, Heringe, Neunaugen und dergleichen dem Genusse dargeboten wurden; auf dem Gestell dahinter standen in allerlei Flaschen die verschiedenen Schnäpse. Eine Papptafel empfahl besonders: „Ochsenmaulsalat... Pikant und delikat", eine andere vorzüglichen Magenbittern unter dem Titel: „Katerfeind". Außerdem hatte der Wirt seine Gäste durch Anbringung eines sinnreichen Holzschnitts mit der zarten Umschrift:

Die Rose blüht,
Der Dorn der sticht,
Wer gleich bezahlt,
Vergißt es nicht.

an ihre Pflichten erinnern zu sollen geglaubt.

Hinter dem Tische stand eine ältliche, sauber gekleidete Frau mit freundlichen Augen, die auf ihrem Kopfe eine sehr kunstvoll getollte hohe Haube trug, — wie eine Mauerkrone mit allerhand Zinnen und Zacken, durch ein breites rosa Seidenband miteinander verschlungen. Diese fragte Hotte nach Herrn Wildicke.

„Wildicke? Wildicke? Ach so, Sie meinen Humpelfritzen? Da sitzt er ja! Da in der Ecke beim heisern Wachtel!"

Der „heisere Wachtel" war ebenfalls ein bekannter Einbrecher, der eigentlich Julius Heydel hieß, eine ganz hübsche Tenorstimme besaß, auf die er sich sehr viel einbildete, und der er den Spitznamen des „heiseren Wachtel" zu verdanken hatte.

Richtig! da saß er! Unter einem jämmerlichen Oeldruck des neapolitanischen Fischerknaben von Gustav Richter. Hotte klopfte ihm auf die Schulter. Wildicke erhob sich, sobald er Johann erblickt hatte, und die beiden verließen das Lokal, ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben.

„Na?" fragte Wildicke.

„Also heute abend!"

„Endlich! Zu welcher Zeit?"

„Keinenfalls vor zwölf. Sie ist auf dem Balle. Der Wagen ist auf dreiviertel zwölf bestellt."

„Und jetzt haben wir?"

„Ungefähr halb elf."

„Dann gehe ich gleich los. Hoffentlich finde ich Rosen noch in der Friedrichstraße. Aber wie immer.. zehn Minuten vor zwölf bin ich da!"

„Weißt du ... die Geschichte ist doch kein Spaß!"

„Du bist verrückt! Sorge nur für Fleisch für den Köter."

„Der thut mir nichts!"

„Das andere macht sich allein! Und du! Mach' mir keine Geschichten! Du weißt, ich bin ein guter Kerl, aber ich kann auch ungemütlich werden!"

„Es wird ja gemacht, ich sage ja nur: es ist kein Spaß. Und ein Spaß ist es nicht!"

„Du bist verrückt! Morgen abend, wenn du dein schönes Geld im Sacke hast, wirst du anders darüber denken. Und nun: vorwärts! marsch! Ich muß noch einmal ins Graue Elend zurück. Ich habe noch zu zahlen. Zehn Minuten vor zwölf bin ich da!"

Johann stieg wieder in die Droschke, die an der Ecke wartete. Auf dem Schloßplatz ließ er halten; er kaufte auf dem Weihnachtsmarkte schnell noch ein Paket Pfefferkuchen für den Kutscher und zwei Schachteln Spielzeug für die Portierkinder und fuhr dann bis zur Ecke der Behren- und Mauerstraße. Er zahlte dem Kutscher, gab ihm das versprochene Trinkgeld und legte die kleine Strecke bis zum Palais zu Fuß zurück. Er ging an Berthas Fenster vorüber und hüstelte. Das bloß angelegte Fenster wurde etwas geöffnet.

„Er kommt!" sagte Hotte und trällerte ein Liedchen. Er hörte, wie das Fenster geschlossen wurde.

Kurz nach elf läutete er an. Dem Portier übergab er die Spielsachen, die dieser seinen Kindern am Heiligabend aufbauen sollte; der Portier war über diese Aufmerksamkeit sehr gerührt. Dann begab sich Hotte auf seine Stube, die ihr Fenster nach der Wilhelmstraße hin-

aus hatte, zog seinen Straßenanzug aus und legte seine Livree an.

„Ich werde die Frau Gräfin abholen," sagte er zu Bob, der in der Vorhalle wartete. „Du kannst schlafen gehen."

Nachdem er den schweren Pelz mit dem mächtigen Kragen übergezogen hatte, kletterte er auf den Bock, und zwanzig Minuten vor zwölf fuhr die gräfliche Equipage beim Baron von Heddersdorf vor. Er hatte sich auf dem Bocke nach allen Richtungen umgesehen. Die Wilhelmstraße war menschenleer — eine weite schneeige Fläche vom Platz bis zu den Linden. —

Wildicke hatte sich mit einiger Mühe den „heiseren Wachtel" vom Halse geschafft, der ihn durchaus hatte begleiten wollen. Er war noch schnell zu einem Geschäftsfreunde in der benachbarten Mehnerstraße hinaufgesprungen und hatte dem gesagt: er möge wachbleiben und dafür Sorge tragen, daß man unauffällig in das Haus kommen könne, es würde sich wohl etwas ereignen. Dann hatte er ebenfalls eine Droschke genommen und war nach der Friedrichstraße gefahren. Dort suchte er unter den Damen, die um diese Stunde in der auch nächtlich belebten Straße lustwandelten, seine Rose, und er fand sie auch.

Die beiden gingen zusammen plaudernd gemächlich dem Wilhelmsplatze zu.

VI.

Die Spitzen der Berliner Gesellschaft waren heute in den großartigen Festräumen des Barons von Hedders-dorf vereinigt. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung hielten vor dem Thorweg in der Behrenstraße reitende Schutz-leute, die den Kutschern ihre Weisungen zuriefen.

Unter den zahlreichen Gästen, die den gewölbten Tanzsaal in der Mitte und die in denselben mündenden anderen Gesellschaftsräume füllten, war auch nicht einer, der nicht durch ein besonderes Gnadengeschenk des Ge-schicks, durch angeborene oder erworbene Bevorzugung eine hervorragende Stellung eingenommen hätte. Da waren die Mitglieder der edelsten Familien, Träger fürstlicher Namen, die höchsten Offiziere und Civilbeamten des Landes, die Vertreter der fremden Mächte, ausgezeichnete Männer der Wissenschaft und Kunst — mit einem Worte: fast jeder einzelne gehörte zu denen, auf die der Fremde, der nach Berlin kommt, aufmerksam gemacht wird, wenn er ihnen zufällig begegnet. In dem gewölbten Saal wurde flott getanzt; die jungen Offiziere der Garde-Kavallerie-regimenter thaten sich durch besonderen Eifer hervor; und

da die Saison eben erst begonnen hatte und viele heute abend ein frohes Wiedersehen seit dem letzten Frühjahr feierten, herrschte allgemein eine frische und gehobene Stimmung.

Alix war in dieser Gesellschaft, deren Mitglieder sich fast allesamt genau kannten, eine neue Erscheinung. Sie erregte das größte Aufsehen und bezauberte alle Welt durch die wundersame Lieblichkeit und holde Mädchenhaftigkeit ihrer frisch erblühenden Gestalt, ihres ganzen Wesens, durch den berückenden Ausdruck ihrer erstaunten, strahlenden dunkelblauen Augen. Als einzigen Schmuck trug sie in dem kastanienbraunen Haar eine Mondsichel in Brillanten und am Ausschnitt des weißen Kleides zwei Gardenien, deren sanftes Weiß aus dem Tiefgrün der glatten, glänzenden Blätter sich abhob. Sonst nichts: kein Collier, keine Armspange, keinen Ring. Die jetzt schon ziemlich hohe Temperatur im Saale, der Tanz und vor allem die freudige Erregung hatten ihre Wangen gerötet, während Hals, Schultern und Arme in jenem zarten, von einem kaum merklichen bläulichen Schimmer überhauchten matten Weiß erglänzten, das der Kamelie eigen ist und selbst die zarte Farbe der Gardenie, mit der sie sich geschmückt hatte, beschämte.

Ja, sie war glücklich!

Sie fühlte, daß man ihr von allen Seiten mit vollkommenster Artigkeit, ja mit wahrer Sympathie entgegenkam, und das machte sie heiter und froh. Und der Glanz dieser Gesellschaft, dieser kostbaren Toiletten der Damen, dieser kleidsamen und prächtigen Uniformen, das lustige Treiben, die rauschende Musik — es hatte für ihr noch

ungeübtes Auge und Ohr etwas Blendendes und Betäubendes, für ihre unerfahrenen Sinne etwas wohlig Berauschendes. Und sie kam kaum zu Atem, kam aus dem tiefen Knixen und dem sanften Neigen des Kopfes gar nicht heraus: da wurde sie vorgestellt, da wurde ihr vorgestellt. Und es machte sich alles ganz von selbst; sie hatte es sich viel verwickelter gedacht. Hätte sie das gewußt, hätte sie die arme Liane, die so entschiedene Abneigung gegen den Besuch dieses Balles gezeigt hatte, gewiß nicht so gequält!

Unbegreiflich übrigens, daß Liane sich zu einem so himmlischen Feste hatte nötigen lassen. Freilich, sie kannte das alles schon, hatte es in den fünf Jahren ihrer Ehe schon so und so oft mitgemacht! Aber das war doch kein Grund, daß man einem solchen Vergnügen auswich, — konnte man dessen denn überhaupt jemals überdrüssig werden?

Sie hatte Wort gehalten, die gute Liane, sie war gekommen! Sie war doch eigentlich bildhübsch! Und so pikant und originell!

Neben der kleinen zierlichen Liane mit ihrer topasfarbenen Haut, ihrem tiefschwarzen Haar und den funkelnden Augen, mit dem lebhaften Ausdruck ihres Gesichts und der Raschheit und Gewandtheit ihrer Bewegungen kam sich Alix, wie sie sagte, bauernhaft gesund vor und gar nicht interessant. Und die Spitzen und die grauen Perlen kleideten Lianen so gut! Es war natürlich, daß die entzückende Frau viel umschwärmt wurde, aber sie schien sich nicht viel daraus zu machen; sie sah gar nicht lustig aus, vielmehr abgespannt, ermattet. Deswegen wollte Alix Lianen auch nicht behelligen. Sie brauchte

es ja auch nicht. Es ging ja alles ganz leicht und ganz nach Wunsch. Sie hatte ihr nur beim Vorübergehen ab und zu ein paar freundliche Worte zugeflüstert und ihr herzlich zugenickt. Und Liane war so zerstreut, daß sie es kaum zu merken schien.

Wenn Alix ganz ehrlich gewesen wäre, dann hätte sie sich freilich sagen müssen, daß sie, die sie die Wichtigkeit der Unterstützung durch ihre Cousine überschätzt hatte, Lianen eigentlich beinahe vergessen hatte. Und wenn sie in ihrer Aufrichtigkeit gegen sich noch weiter gegangen wäre, dann hätte sie sich gestanden, daß sie für den Genuß, den dieser erste Ball ihr bereitete, für die Huldigungen, deren sie sich freute, eigentlich doch nur deshalb die volle Empfangsfreudigkeit besaß, weil er in ihrer Nähe war, weil er ihr gesagt hatte, sie sehe reizend aus, weil er seinen Arm um ihre Hüfte legen und sie sich an ihn schmiegen durfte, um mit ihm durch den Saal zu fliegen — und Fürst Ulrich war ein vorzüglicher Tänzer; er hatte in seinen jüngsten Jahren geradezu seinen ganzen Ehrgeiz daran gesetzt, die Schwierigkeiten, die ihm die vererbte Schwäche seines linken Fußes bereitete, durch kunstfertige Ausbildung zu überwinden —, weil sie zwanglos ihren Arm in den seinigen legen und sich mit ihm in beglückendem Geplauder durch die dichten Gruppen der Gäste hindurch drängen konnte.

So allein war sie ja nie mit ihm gewesen, wie in diesen überfüllten Räumen!

Und er war so reizend, so herzlich, und dabei doch so zurückhaltend, daß sie gar nicht auf sich zu achten brauchte und alles dumme Zeug, das ihr durch den Kopf

ging, und alle Seligkeit, die ihr Herz erfüllte, ungezwungen ausplaudern durfte. Er selbst legte schon den Hemmschuh an, wenn es zu schnell zu rollen anfing.

Sie wußte ganz gut, weshalb er so vernünftig war. Wenn's nach seinem Herzen gegangen wäre, wäre er gewiß nicht so vernünftig gewesen; das wußte sie ganz bestimmt. Darauf hätte sie geschworen. Aber er hatte es gewiß dem Papa versprochen, oder der Mama, und er mußte sein Wort halten. Es war ja auch einerlei. Die schlimmste Zeit war ja vorüber! Noch fünf Monate — nicht einmal mehr fünf Monate, eigentlich nur vier: Januar, Februar, März, April, der Dezember war ja beinahe schon vorüber, und die paar Tage im Mai waren kaum zu rechnen — noch vier gute Monate, dann war ihr siebzehnter Geburtstag, und dann würde alles anders! Und nun war ja sein Urlaub verlängert, er blieb ja vorläufig in Berlin, vielleicht auf lange Zeit, vielleicht bis zum Mai! Das wäre zu himmlisch! Daß dann ihr Berliner Aufenthalt auch über die ursprünglich festgesetzte Frist verlängert werden würde, das hatte keine Not! Dazu würde sie Mama schon bereden! Mit einem Worte: sie war selig!

Immer wieder hatten sich die beiden zusammengefunden, unauffällig und auch unwillkürlich. Und wenn sie in der gesellschaftlichen Strömung wieder zusammengerieten, hatten sie vergessen, daß sie auseinandergetrieben gewesen waren. Die Zeit, die sie mit anderen hatten vergeuden müssen, war ihnen traumhaft entschwunden; die wache Wirklichkeit fühlten sie nur in der Gemeinsamkeit.

Anscheinend kümmerte sich Fürst Ulrich um Prin-

zessin Alix nicht mehr, als um andere hübsche junge Damen, und Prinzessin Alix war im Verkehr mit jedem anderen jungen Kavalier, der sie zum Tanze führte, gerade so mädchenhaft, freundlich und anmutig, wie dem Fürsten gegenüber. Fürst Engelbert und Karola, die gut aufpaßten, waren daher auch mit den jungen Leuten sehr zufrieden.

Die einzige, die die volle Wahrheit wie eine schrinnende Wunde von einem kalten, stumpfen Werkzeuge fühlte, war Gräfin Juliane.

Sie besaß zwar die Gabe der Selbstbeherrschung in nicht gewöhnlichem Grade; aber heute wollte es ihr nicht gelingen. Ihre Nasenflügel zuckten, und es zitterte um ihre Mundwinkel. Sie sah wirklich leidend, fast verstört aus, und Legationsrat von Berwitz erkundigte sich teilnahmvoll nach ihrem Befinden.

„Die dumme Migräne, nichts weiter! Ich wollte eigentlich gar nicht kommen und werde mich jedenfalls bald davonmachen, da ich nun sehe, daß ich hier ganz entbehrlich bin. Ich sollte nämlich meine Cousine Alix Eyckhof chaperonnieren; aber sie wird wirklich ohne mich fertig. Kennen Sie meine Cousine?"

„Ich bin entzückt von der jungen Prinzessin — entzückt, wie alle Welt."

„Sie ist auch entzückend! Und ein Kind! Sie weiß noch nichts von der Welt — und von Migräne!"

„Hoffen wir, daß ihr diese unangenehmen Bekanntschaften möglichst lange erspart bleiben! Prinzessin Alix gehört zu den Personen, die man sich eigentlich nur ganz jung, lachend und kerngesund vorstellen kann. Fürst Engern-

heim und ich begegneten uns eben in unserer Schwärmerei für Ihre reizende Cousine, und wir stimmten auch darin überein, daß es eigentlich nur eine Schönheit gibt: Gesundheit!"

„Sie sind galant, daß Sie mir das heute sagen, da ich an Migräne leide."

„Sie wissen ganz gut, schönste Gräfin, daß Sie hors concours sind — für mich und auch für den Fürsten Ulrich."

„Hat der Fürst Ihnen zu dieser Erklärung Vollmacht gegeben?"

„Dazu brauche ich keine Vollmacht einzuholen. Das weiß ich."

„Nun, es ist mir lieb, daß Sie mich beruhigen. Ich finde nämlich, daß er mich heute abend schlecht behandelt . . ."

„Das dürfen Sie unserem guten Freunde nicht übelnehmen. Alle Welt reißt sich um ihn, und die Gleichgültigen, die ihr Erstaunen darüber äußern, ihn hier zu treffen und ihn mit allerlei überflüssigen Fragen behelligen, nehmen ihn so in Anspruch, daß er sich uns, seinen guten Freunden, auf deren nachsichtige Beurteilung er rechnen darf, nur wenig widmen kann. Außerdem macht er auch wohl Ihrer entzückenden Cousine pflichtschuldig ein wenig den Hof."

„Wieso pflichtschuldig?"

„Pflichtschuldig im allgemeinen, denn Prinzessin Alix hat allen Anspruch darauf, und pflichtschuldig insbesondere, da hier eine Scheveninger Badebekanntschaft erneuert wird."

„Scheveningen — ach richtig! Ich hatte es wohl gehört, aber nicht beachtet. Nun wird mir manches klar!"

Juliane fächelte sich und öffnete den Mund wie zum Lächeln. Sie lehnte sich etwas zurück. Sie war zum Lächeln gar nicht aufgelegt.

„Und hinter solchen Bekanntschaften müssen wir natürlich zurückstehen," fuhr Berwitz arglos fort. „Wir dürfen uns nicht einmal darüber wundern, wenn wir schlecht behandelt werden. Von mir will ich gar nicht reden. Die männlichen Freunde von Männern haben ja den Beruf, sich mißhandeln zu lassen. Aber auch Sie, meine Gnädigste, geraten diesmal ins zweite Treffen, ohne daß Sie sich dadurch in Ihrer Eitelkeit, geschweige denn in Ihrem Stolz verletzt fühlen dürften. Fürst Ulrich kann Sie bewundern, verehren, lieben; heiraten kann er Sie nicht, weil Sie sich dies Vergnügen bereits auf eigene Hand verschafft haben. Prinzessin Alix dagegen, — die könnte er sehr gut heiraten; und während ich so mit Ihnen schwatze, wird mir erst klar, daß die beiden für einander wie geschaffen sind: Geburt, Vermögen, Liebenswürdigkeit — es stimmt alles! Ich begreife überhaupt nicht, weshalb er sie noch nicht geheiratet hat . . ."

„Fragen Sie ihn einmal danach, oder schicken Sie ihn mir; ich will ihn selbst danach fragen."

„Reden Sie ihm gut zu, schönste Gräfin! Sie kennen beide und sind die geborene Vermittlerin. Und auch den jüngsten und schönsten Damen wird ja nachgerühmt, daß sie sich mit derartigen uneigennützigen Geschäften gern befassen."

„Also schicken Sie mir den Fürsten . . . gelegentlich."

„Sobald ich ihn abfasse."

„Ach, es ist ja nicht nötig! Er hat mich zum Contre engagiert. Ich hätte es beinahe vergessen."

Verwitz entfernte sich. Er hatte sie zum erstenmal geärgert. Er war sonst so liebenswürdig, weshalb nur heute so unausstehlich?

Daß sie an Scheveningen nicht gedacht hatte!

Alix hatte ihr ja geschrieben, daß sie mit Ulrich Engernheim viel zusammen sei! Und — daß es ihr jetzt erst auffallen mußte! — gerade um jene Zeit hatten seine Briefe plötzlich einen so ganz anderen Ton angenommen, hatten beinahe ganz aufgehört, hatten sich aus freiwilligen Vertraulichkeiten in erzwungene Förmlichkeiten gewandelt. Daß etwas Weibliches dahinter stecke, hatte sie sich bei der ihr bekannten Flatterhaftigkeit des Fürsten schon gedacht. Aber wie hätte sie an Alix denken können, an dies Kind, das noch mit schönen Puppen spielte.

Nun hatte sich die Kette ihrer Ahnungen und Mutmaßungen durch dieses letzte Glied des Zusammenseins in Scheveningen zur Gewißheit geschlossen.

Da kam Alix.

Und wie Juliane das liebliche Mädchen im reizendsten Erblühen der maifrischen Jugend so vor sich sah, da schnürte sich ihr die Brust zusammen, und sie empfand ein tiefes Weh.

„Was fehlt dir denn, Liane?“ fragte Alix, während sie sich neben sie auf den Sessel setzte, den Herr von Verwitz eben verlassen hatte. „Ich mache mir Vorwürfe, daß wir dich so gepeinigt haben. Du siehst wirklich etwas angegriffen aus! Ich bin gar nicht zufrieden mit dir.“

„Ich mit dir auch nicht,“ versetzte Juliane in einem so scharfen Tone, daß Alix die Augen weit öffnete und sie ganz betroffen ansah.

„Mein Gott, was habe ich denn gethan?“ fragte sie ängstlich.

„Nichts, nichts, Ali!“ fügte Juliane beschwichtigend hinzu. Sie schämte sich ihrer ungerechten, häßlichen Regung.

„Doch, Liane! Du verheimlichst mir etwas! Du willst mich gewiß nur schonen. Sage es mir! Ich wäre dir dankbar! Ich bin heut so glücklich, daß ich nichts Unrechtes thun möchte. Hat es dich vielleicht verletzt, daß ich mich so wenig um dich gekümmert habe? Dann verzeihe mir, Liane! Und du wirst mir gewiß verzeihen, wenn du später alles erfährst.“

„Ich habe dir schon verziehen, weil ich erraten habe,“ entgegnete Juliane.

„Wirklich erraten?“ fragte Alix, auf deren Zügen der besorgte Ausdruck wieder dem unbefangenen frohen Kindeslächeln gewichen war. „Dann habe ich's doch sehr ungeschickt angefangen, oder du bist unheimlich klug! Ich redete mir ein, ich hätte mich so schön verstellt!“

„In Scheveningen,“ fragte Juliane stockend, „nicht wahr? Da hat es wohl angefangen?“

Alix brauchte nicht zu antworten, ihre Augen hatten die Frage schon bejaht.

„Habt ihr euch seitdem wiedergesehen?“

„Erst heute.“

„Hier?“

„Nein! Heute mittag, zum Frühstück.“

Juliane lehnte sich langsam zurück und fächelte lebhaft. Er war von Alix gekommen, als er sie heut besuchte!

„Aber ihr habt euch doch geschrieben?“ fragte sie selbstquälerisch weiter.

„Natürlich. Mit Mamas Erlaubnis.“

„Ali, Ali!“ Juliane bemühte sich, scherzhaft mit dem Fächer zu drohen. „Gar keine Heimlichkeiten?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Aber ihr habt euch oft geschrieben?“

„Sehr oft, in den letzten Monaten beinahe täglich.“

„Also ist es schon so gut wie abgemacht?“

„Es scheint so,“ lächelte Alix. „Es ist zu komisch! Wir haben eigentlich noch keine Silbe darüber gesprochen. Das Wort ‚Verlobung‘ ist noch nicht gefallen, weder von ihm, noch von meinen Eltern. Und doch sind wir vollkommen einig. Still! Sie kommen!“

„Ach richtig, der Contre, zu dem mich Fürst Ulrich engagiert hat,“ sagte Juliane mit einem merkwürdig müden Lächeln.

In der That näherten sich den beiden Damen Fürst Ulrich und der jugendliche, sehr begabte Staatsanwalt von Dünenhorn, ein lieber Freund des Fürsten, der Erster bei den Heidelberger Saxoborussen gewesen, als der damalige Prinz von Engernheim als Fuchs in das Korps eingesprungen war. Die beiden hatten schon seit längerer Zeit miteinander geplaudert.

„Ich weiß auch nicht recht, ob man sich da sehen lassen darf,“ sagte der Staatsanwalt, „aber Berwitz und Pagger haben mir so lange zugeredet, bis ich ja gesagt habe. Sie haben eine Loge ganz oben genommen und versichern, daß man da von niemand gesehen werde, wenn man nicht gesehen sein wolle. Auch für lustige Gesellschaft wollen sie gesorgt haben. Ich werde also wahrscheinlich vor dem Souper mit den beiden zu Kroll fahren. Du solltest mitkommen!“

„Ich kann es noch nicht versprechen, aber ich komme vielleicht nach, — wenn es mir nicht zu spät wird! Ich habe vierundzwanzig Stunden Eisenbahnfahrt in den Gliedern."

„Suche es möglich zu machen! Wir würden uns alle freuen!"

„Ich werde sehen. Also bei Kroll — weißt du die Nummer der Loge?"

„Loge drei, die große Loge in der Mitte."

„Und wie lange dauert der Spaß?"

„Ah, bis gegen Morgen, denke ich . . ." Das Orchester setzte ein. „Der Contre!" rief Herr von Dünenhorn. „Ich habe die schöne Prinzessin von Eyckhof engagiert."

„Und ich die Gräfin Iseneck. Wir können ja vis-à-vis tanzen?" meinte Ulrich.

„Sehr schön!"

Die Herren traten an Julianen und Alix heran, grüßten, die Damen erhoben sich und legten ihren Arm in den ihrer Tänzer. Juliane machte sich vorher noch an der Raffung ihrer Spitze etwas zu schaffen. Sie holte etwas, das sie in die Taille eingeklemmt hatte, hervor und schob es in die Oeffnung ihres linken Handschuhs.

Juliane war tief bewegt und zitterte, als sie sich vom Fürsten Ulrich auf ihren Platz führen ließ. Um sie wogte teilnahmlos das lustige Treiben der Gesellschaft.

Während das Orchester den Tanz anstimmte und die Tänzer die ersten Grüße tauschten, flüsterte Juliane dem Fürsten zu:

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen und heute noch!"

„Wann es Ihnen beliebt, meine Gnädigste!“

„Ich verlasse den Ball vor Mitternacht und erwarte Sie um eins. Nehmen Sie!“

Während dieser Worte hatte sie dem Fürsten, dem sie jetzt zum Balancez die Hand zu reichen hatte, einen kleinen Gegenstand, den sie aus der Oeffnung des linken Handschuhs genommen hatte, in die Hand gedrückt. Es war ein kleiner, flacher, amerikanischer Schlüssel, vernickelt und eingezackt.

Der Fürst war ganz perplex. Er konnte ihr nicht gleich antworten, da er durch den Zwang des Tanzes auf einige Augenblicke von ihr entfernt wurde. Während des Folgenden entspann sich in den Pausen zwischen den verschiedenen Touren und während des gemeinsamen Tanzes eine lebhafte, durch das Machtgebot des Contre beständig unterbrochene und immer wieder aufgenommene Unterhaltung.

„Es ist unmöglich, meine Gnädigste!“ sagte Ulrich in herzlichster und ehrerbietiger Weise. „Ich bitte Sie innigst, mir zu gestatten, die Aufklärung nur um wenige Tage hinauszuschieben und mir zu glauben, wenn ich Ihnen sage: ich darf nicht!“

„Sie haben es nie gedurft und haben es doch gethan!“

„Ich kann mich in dieser Situation nicht rechtfertigen!“ flüsterte der Fürst mit einem Blick auf Alix, die ihm zulächelte. „Ich darf Ihrem Befehle nicht folgen, ich wiederhole es Ihnen.“

„Und ich beharre auf meinem Befehle ... Ich weiß alles! ... Glauben Sie nicht, fürchten Sie nicht, daß

ich durch List oder Gewalt, mit den Waffen der Rührung oder des Zorns wiedergewinnen will, was mir entrissen ist. Ich habe es ja vielleicht nie besessen, habe mir wohl nur eingebildet, es zu besitzen! — So niedrig werden Sie mich nicht schätzen!"

„Aufpassen, mein Fürst!" rief Alix von der anderen Seite, auf die er nun zuzuschreiten und wo er sich zu verbeugen hatte.

„Ich sagte Ihnen also," nahm die Gräfin das Gespräch wieder auf, als Ulrich wieder neben ihr stand, „daß ich Ihnen keine Szene machen und nicht die erbärmliche Rolle der verlassenen Elvire spielen werde. Aber ich will mich nicht schweigsam abthun lassen. Ich verlange von Ihnen, daß Sie mir gegenübertreten, daß Sie mich anhören. Das ist doch wohl am Ende nicht zuviel verlangt!"

„Ich werde Ihnen alles sagen, sobald mir zu sprechen gestattet ist. Und niemand soll es vor Ihnen von mir hören. Ich werde Ihren berechtigten Unwillen nicht entwaffnen können, aber ich werde durch meine vollkommene Offenheit ein etwas nachsichtigeres Urteil zu erwirken wenigstens den Versuch machen. Ich selbst fühle das tiefe Bedürfnis, mich mit Ihnen auszusprechen, und die Gefühle dankbarer und inniger Verehrung, die ich Ihnen zolle, schließen von vornherein jede Mißdeutung der mir jetzt noch auferlegten Schweigsamkeit aus."

„Sie mögen Grund haben zu schweigen, ich habe Grund zu sprechen. Und ich will Sie heute noch sprechen. Ich bitte Sie nicht darum, ich verlange es von Ihnen! Morgen bin ich nicht mehr allein. Was ich von Ihren

schönen Redensarten tiefer und dankbarer Verehrung halte, will ich Ihnen heute noch sagen. Es erwartet Sie freilich ein zweifelhaftes Vergnügen. Und es liegt ja in Ihrer Macht, sich der Unannehmlichkeit zu entziehen. Sie können es sich bequem machen! Sie können die triftigsten Gründe vorschützen! Um einen Vorwand werden Sie nicht in Verlegenheit sein. Sie haben ja Pflichten . . . gegen andere! Und Sie waren ja eben schon dreist genug, sie mir gegenüber anzudeuten. Ich will Sie nicht fragen, ob Sie nicht auch gegen mich einige Pflichten zu erfüllen haben — und wären es auch nur die elendesten: die Pflichten der Rücksicht. Also kommen Sie nicht, wenn es Ihnen so beliebt, lassen Sie mich ruhig am breiten Fenster warten! Aber dann räumen Sie mir wenigstens das Recht ein, Sie für das zu halten, was ich von Ihnen vor dieser Stunde nie geglaubt hätte . . . für feige!"

Ulrich erblaßte. Er fuhr zusammen und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Grande promenade!" erscholl das Kommando.

Er reichte Julianen den Arm, sein Gesicht nahm einen gezwungen lächelnden Ausdruck an, und indem er die bebende kleine Frau führte, beugte er sich zu ihr hinab und sagte leise:

„Ich bin kein Feigling, ich komme um eins . . . Sie haben ein recht böses Wort gesprochen. Sie ahnen gar nicht, wie böse es ist! Ich habe die Empfindung, als ob Sie einen nicht geringen Teil meiner Schuld sehr gewaltsam eingetrieben hätten."

„Changez les dames!"

Als er den Arm der reizenden Alix in dem seinen

fühlte, atmete er auf, und unwillkürlich drückte er ihn ein wenig an seine Brust; Alix sah erstaunt, fragend zu ihm auf, dann lächelte sie und schloß in vertrauensvollem Einvernehmen die Lider. Er brachte jetzt kein Wort über seine Lippen. Alix fühlte, daß er aus irgendwelchem Grunde schweigen wolle, und war ganz damit einverstanden. Mit bezauberndem Lächeln schlüpfte sie zu ihrem Kavalier zurück.

Auch zwischen Julianen und Ulrich war die Unterhaltung nun verstummt. Nach beendigtem Tanz führte der Fürst Julianen auf ihren Platz zurück, verneigte sich tief und wandte sich ab.

„Ich verschwinde gleich," sagte die Gräfin zu ihrer Cousine. „Entschuldige mich bei deiner Mama, daß ich mich nicht verabschiedet habe. Ich fühle mich wirklich nicht wohl."

„Ich seh's dir ja an, Liane! Also recht, recht gute Besserung! Morgen früh erkundige ich mich, wie es dir geht."

„Adieu, Ali!"

Juliane hatte unauffällig den Ausgang gewonnen. Im Vorzimmer wartete Johann bereits, der seiner Herrin die Pelzschuhe überzog und sie in einen langen Pelzmantel hüllte. Ihr folgten auf dem Fuße mehrere Fahnenflüchtige, die sich vor dem Souper davonmachten, um noch ein paar Stunden auf dem „bal masqué et paré" bei Kroll zu verbringen. Zu diesen jüngeren Leuten gehörten auch Legationsrat von Berwitz, Staatsanwalt von Dünenhorn und Graf von Pagger.

Ulrich hatte Alix zum Souper geführt.

„Sie bleiben natürlich bis zum Schluß des Balles?“ sagte Ulrich, nachdem sie über alles mögliche geplaudert hatten.

„Und Sie gehen natürlich früher?“ erwiderte Alix. „Ich nehme es Ihnen ganz und gar nicht übel! Ich habe es Ihnen beim Contre schon angemerkt, daß Sie ein bißchen müde sind. Und das ist ja auch ganz natürlich nach der langen Fahrt. Also bitte, nehmen Sie gar keine Rücksicht auf mich! Ich bitte Sie wirklich darum! Sie müssen einmal wieder ordentlich ausschlafen.“

„Sie sind von engelhafter Güte,“ versetzte Ulrich. „Ob aus dem Schlafen viel werden wird,“ fügte er lächelnd hinzu, „weiß ich allerdings nicht. Aber ich möchte mich doch nach dem Souper heimlich entfernen, und nur von Ihnen wollte ich mich verabschieden.“

„Ich werde wohl auch, wenn ich mich längst niedergelegt habe, noch weiter tanzen und weiter schwatzen.“

„Und morgen in den Mittagsstunden erkundige ich mich, wie Ihnen der Ball bekommen ist.“

„Kommen Sie nicht vor eins. Ich will zwischen zwölf und eins bei meiner Cousine Iseneck vorsprechen. Es geht ihr gar nicht gut, der armen Liane.“

„Nach dem Frühstück, so etwa um zwei, melde ich mich bei Ihnen.“

Die Wirtin hatte das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Die Gäste erhoben sich, und die Diener schoben scharrend die Stühle zurück. Der Fürst führte Alix in den großen Saal, sie reichte ihm die Hand, und sie verabschiedeten sich mit einem klugen Blicke stillschweigenden Einverständnisses. Gleichzeitig war ein junger Offizier von

den Gardes du corps an die Prinzessin herangetreten, um sich danach zu erkundigen, ob nun der Zweifel, der vorher bei der stark umworbenen und mit ihrer Tanzkarte in einige Verwirrung geratenen Prinzessin bestanden hatte zu seinen gunsten gelöst sei, und ob er nun auf die Ehre, den Cotillon mit ihr zu tanzen, rechnen dürfe?

Alix bejahte mit liebenswürdigem Lächeln, und der junge Offizier führte die reizende Prinzessin davon.

„Was, Durchlaucht! Ein junger Mann wie Sie, der schon zu so früher Stunde den Kampfplatz heimlich verläßt! Das sollten Sie uns alten Herren überlassen!"

Es war der alte joviale Landgerichtsdirektor Hillstädt, der in der Garderobe, während ihm der Diener seinen Pelz anlegte und er selbst mit einem mächtigen Cachenez seinen Hals umwickelte, im Tone des scherzhaften Vorwurfs diese Worte an den Fürsten Ulrich richtete.

„Ah, Herr Direktor! Ich hatte Sie gar nicht gesehen! . . . Nun, erstens ist es gar nicht mehr so früh . . ."

„Zehn Minuten vor eins," bemerkte Hillstädt, der schon vorher seine Uhr gezogen hatte.

„Und sodann," fuhr Ulrich fort, „spreche ich vielleicht noch auf ein Stündchen bei Kroll vor. Ich treffe dort mehrere meiner Freunde."

„Dann sind Sie genügend entschuldigt, Durchlaucht! . . . Zu Kroll wollen Sie? Wenn Sie keinen Wagen haben, könnte ich Sie mitnehmen. Ich wohne in den Zelten und fahre also vorüber!" Sie stiegen zusammen die Treppe hinab.

„Zu gütig, Herr Direktor! Aber ich bin noch nicht ganz entschlossen . . . und ich gehe auch lieber ein paar Schritte!"

„Bei dem Hundewetter?“ entgegnete Hillstädt, während er schauernd zusammenfuhr. Sie waren auf die Straße getreten. Ein wahrer Schneesturm wütete, und der Wind peitschte ihnen die dicken Flocken ins Gesicht.

„Ich bin Jäger!“ versetzte Ulrich, indem er dem alten Herrn beim Einsteigen behilflich war, „und leidlich wetterfest!“

„Nun, ich fahre lieber,“ sagte Hillstädt, setzte sich bequem in dem kleinen Coupé zurecht, schlug den Pelz über die Kniee und rief dem Fürsten, als dieser mit dem Wunsche einer guten Nacht die Thür zuwarf, lächend zu: „Viel Vergnügen auf die Wanderschaft, Durchlaucht!“

Der Fürst hatte den hohen Pelzkragen aufgeschlagen und sein Gesicht ganz darin vergraben.

Es schneite unbarmherzig. Die Gasflammen schimmerten trübe und rot durch die dichte weiße Masse, die sie umwirbelte. Fußhoch lag der Schnee auf dem Pflaster; der Fürst versank bis eine Handbreit über den Knöchel darin und bei den Straßenübergängen noch tiefer. Mit vorgebeugtem Kopf, die Augen fest zusammenkneifend, unter der Last des schweren Pelzes schwitzend und von der feuchten Wärme seines eignen Atems, den der Kragen auf sein Gesicht zurückwarf, unangenehm berührt, ging er, so schnell es unter diesen Beschwerlichkeiten möglich war, voran.

In der Behrenstraße war es noch ziemlich lebhaft gewesen. Auf beiden Seiten der Straße standen da die Equipagen und Mietswagen in langen Reihen, Kutscher und Diener verwünschten die Herrschaften, die es sich da oben, im warmen, von strahlenden Kerzen taghell be-

leuchteten Saal bei Speise und Trank, bei Musik und Tanz wohl sein ließen. Die edlen Pferde stampften ungeduldig, hoben und senkten den Kopf, blähten die Nüstern und wieherten, während die armen abgetriebenen Droschkengäule, die sich längst in alle Grausamkeiten der Witterung ergeben hatten, schwermütig den Kopf hängen ließen und breitbeinig, unbeweglich steif dastanden.

In der Wilhelm- und Voßstraße aber ließ sich kein Mensch blicken. Die Wächter hatten wohl unter den Thorwegen gegen diese gewaltsame Entladung des winterlichen Nachthimmels Deckung gesucht.

Der Fürst machte größere Schritte, als er bei der Wohnung des Fürsten von Eyckhof vorüberging. Am Ende der Voßstraße bog er rechts ab in die Königgrätzerstraße. Er ging jetzt langsamer. Der Schneefall war mitunter in seinen willkürlichen Vorstößen so stark, daß der Fürst nicht fünf Schritte um sich blicken konnte. Aber er fand doch die Thür, die er suchte, und es war ihm, als ob sich das Unwetter legen wollte. Die Flocken schienen sich zu lichten und zu lösen.

VII.

Wenige Minuten vor Mitternacht war der Wagen vor dem Iseneckschen Palais vorgefahren. Johann hatte den Schlag geöffnet, gefragt: ob die gnädige Frau Gräfin noch Befehle habe, und sich, nachdem die Frage verneint worden war, entfernt. Bertha, die in der Vorhalle gewartet hatte, folgte ihrer Herrin in das Parkzimmer. Nero sprang Julianen bellend und wedelnd entgegen und beruhigte sich erst, als sie ihn auf die breite Stirn geklopft hatte.

Die Kammerjungfer benahm sich heute, während sie der Gräfin beim Entkleiden behilflich war, merkwürdig ungeschickt; ihr Gesicht war sonderbar gerötet, so daß in Julianen einen Augenblick der Verdacht aufstieg, die Zofe habe ihre Abwesenheit benutzt, um ein Glas Wein zuviel zu trinken. Sie war überhaupt mit Bertha lange nicht mehr so zufrieden, wie in früherer Zeit. Wäre Juliane argwöhnischer Natur gewesen, und hätte sie es überhaupt der Mühe für wert gehalten, das Wesen ihrer Jungfer genauer zu beobachten, so würde sie in deren Benehmen von einem gewissen Tage an eine erheb-

liche Veränderung bemerkt haben, obwohl Bertha in der Kunst der Verstellung erfahren und scheinbar gerade so unterwürfig war wie früher. Und doch war etwas anders geworden. Das war seit einiger Zeit auch Julianen aufgefallen, und es war ihr gar nicht unlieb, daß ihr Bertha zum April den Dienst gekündigt hatte, um sich mit dem Kammerdiener zu vermählen.

Nachdem Juliane ein Peignoir übergeworfen und ihre Haare gelöst hatte, die nun in herrlichen schwarzen Ringeln über ihre Schultern bis an die Kniee herabfluteten, gab sie Bertha die Weisung, die Spitzen abzutrennen und zusammenzulegen und dann mit der „Lamoral" und den Perlen ihr zu folgen. Sie selbst verschloß die Kostbarkeiten in den eisernen Schrank und nahm den Schlüssel an sich. Nero wich nicht von ihrer Seite. Darauf verabschiedete sie Bertha, die sich verneigte und dann mit dem Wunsche einer guten Nacht das Zimmer verließ.

Bertha zitterte heftig, als sie auf dem dunklen Flur war. Mit stürmisch klopfendem Herzen und stockendem Atem tastete sie ganz behutsam nach der Thür rechts, die zum Toilettenzimmer führte, drückte die Klinke leise auf und lehnte die Thür an, so daß sie nun ohne jedes Geräusch geöffnet werden konnte.

Nero mußte wohl merken, daß nicht alles in Ordnung war. Er blieb auf einmal stehen, spitzte die Ohren und sprang dann zur Tapetenthür. Als nun aber alles ruhig blieb, kehrte er zu seiner Herrin zurück und drängte sich schmeichlerisch an sie.

Bertha hatte ihre Schuhe ausgezogen und war auf

Strümpfen auf der mit einem weichen Teppich belegten Treppe nach dem oberen Stockwerk aufgestiegen. An dem breiten Flurfenster, das auf den Park hinausging, wartete schon Johann auf sie.

Es war ganz finster.

Das breite Fenster hob sich nur durch einen matten grauen Schimmer von dem nächtigen Dunkel ab. Draußen tobte der Schneesturm, bisweilen heulte der Wind in hohem Klagen auf, und mit einem unheimlichen Geräusch klatschten ab und zu größere Schneemassen zu Boden, deren Wucht von den Stämmen der alten Bäume nicht mehr getragen werden konnte, oder die sich losgelöst hatten und nun von dem schrägen Dache herabrutschten.

Die beiden hatten sich die Hand gedrückt. Sie standen mit klopfendem Herzen nebeneinander am Fenster und sagten kein Wort.

Bertha war fast besinnungslos vor Angst. Sie wollte davonschleichen, ihre Kniee wankten. Aber Johann hielt sie zurück. Auch ihn hatte die Furcht bei der Kehle gepackt. Er wollte nicht allein bleiben.

In ihrer lähmenden Todesangst bemächtigte sich Berthas ein Gefühl äußerster Verachtung vor dem Hasenfuß, der zur Vollbringung der That des Beistandes eines schwachen Weibes offenbar bedurfte. Da war der Wildicke doch ein anderer Mann! Was konnte sie hier noch nützen? Sie hatte sich ja, nach Wildickes Weisung, nur überzeugen wollen, ob Johann auch auf dem Posten sei. Nun war ihre Gegenwart doch entbehrlich! Er hatte so gute Augen wie sie, und trotz der Dunkelheit mußte er sehen können, wenn sich in dem schneeweißen Park irgend etwas be-

wegte. Und Nero würde es schon melden. Sie war empört, daß er sie zurückhielt. Sie bebte, und ihre Beine schlotterten. Aber Johann hielt sie fest mit zitternder Hand. Das Entscheidende wollte er schon allein thun. Aber jetzt sollte sie bei ihm bleiben!

Und so standen die beiden da und warteten! ...

Juliane schritt bald hastig, bald schleichend langsam durch ihr Zimmer. Sie wand sich an den verschiedenen Möbeln vorbei, die im Zimmer überall umherstanden, und deren willkürliche Anordnung dem großen Raume seinen besonderen Charakter gab. Auf dem größeren Tisch in der Mitte und auf einem Tischchen in der Ecke standen brennende Lampen, die das mächtige Zimmer mit mildem Lichte nur schwach beleuchteten. Nero folgte ihr auf Schritt und Tritt und stieß seine Herrin von Zeit zu Zeit sanft mit der Schnauze an, um sie über seine Gegenwart zu beruhigen.

„Ja, du gutes Tier, du bist treu!“ sagte sie unter heißen Thränen, während sie den Hund klopfte, der vor Freude so stark wedelte, daß sein ganzer mächtiger Körper erschüttert wurde. „Du bist treu und stark! Es kostete mich ein Wort, ein Schnalzen mit der Zunge — nur einen Blick, und du sprängst ihm an die Kehle und würgtest den Treulosen! Du könntest mein Rächer sein! Hätte ich doch den Mut, dich dazu zu machen und mir dann eine Kugel durchs Herz zu jagen! Aber ich bin feige! erbärmlich feige!“

Sie liebkoste den Hund, drückte ihn zärtlich an sich und legte ihre Wange an seinen breiten Schädel. Nero stand unbeweglich, wie aus Erz gegossen. Er kräuselte

nur die Nase, als ihn die langen schwarzen Ringel kitzelten. — Sie war ans Fenster getreten und dann an die breite Glasthür. Ihre Stirn brannte. Sie schob die leichte Gardine zurück und drückte den heißen Kopf an die kalte Scheibe. Es that ihr wohl.

War das ein Sturm da draußen!

Aber so sehr es da draußen blies und heulte und trieb, in ihrem Innern tobte es noch ganz anders. Sie trat von einem heißen Fieberschauer durchrüttelt zurück. Ihre Kehle war trocken, ihre Zunge glühte.

Sie zündete eine Kerze an und trat in das dunkle, stille, leere Nebengemach, in dem über dem Bette des Grafen eine kleine Wandapotheke angebracht war. Nero folgte ihr. Sie nahm ein Brausepulver und kehrte mit Nero in ihr großes Zimmer zurück. Da bereitete sie sich das erfrischende schäumende Getränk und leerte das Glas mit einem Zuge. Aber es war in Wahrheit ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die Glut, die ihr Inneres zu versengen schien, wurde ihr nur noch unerträglicher.

Wieder war sie an die breite Flügelthür getreten und starrte auf das Schneetreiben, das sich allmählich beruhigen zu wollen schien.

Sie fuhr zusammen, als die Uhr auf ihrem Kamin, deren Schlag sie sonst nie hörte, eins schlug. Ihr Herz klopfte mächtig. Sie wußte, daß er nun kommen mußte.

Auf einmal sprang Nero, der ruhig hinter ihr gestanden und seinen mächtigen Kopf an den weichen Kachemir ihres Schlafrocks gelehnt hatte, unruhig zur Seite, drängte an die Thür, hob den Kopf, als ob er durch die Scheiben in den Park sehen wollte, und bellte laut auf.

Sie versetzte ihm einen Schlag und rief gebieterisch: „Still, Nero!“

Gleich darauf sah sie, wie eine hohe dunkle Gestalt in den Park eintrat und den schmalen Seitenweg nach links unter den Bäumen einschlug.

Sie packte den Hund, der unruhig nach dem Ausgange drängte und sich große Gewalt anthun mußte, um dem Verbote des Bellens zu gehorchen, — sie packte ihn beim Halsband und zerrte ihn in stürmischer Hast in das nur von dem Schimmer des jetzt offenen Parkzimmers matt beleuchtete Toilettenzimmer vor den eisernen Schrank.

„Kusch dich!“ befahl sie ihm, und indem sie drohend den Finger erhob, fügte sie mit scharfer Eindringlichkeit hinzu: „Rührst und regst dich nicht! Still, Nero! Kusch!“

Sie eilte davon, schloß die Tapetenthür und verriegelte sie. Nero blieb im schweren Kampfe gegen seine instinktive Raufluft im Dunkel vor dem Schrank zurück, öffnete die Schnauze in entsetzlicher Breite und stieß bei seinem nervösen Gähnen einen hohen johlenden Ton aus, der in ein tiefes Schnaufen endete.

Juliane hatte den Schlüssel im Schlosse der Parkthür herumgedreht und war in die Mitte des Zimmers zurückgetreten. Sie warf mit einer schroffen Bewegung des Kopfes die üppigen, langen, dunklen Haare aus dem Gesicht, die in gewellten Strähnen lang herabwallten.

Leise wurde die Thür geöffnet und dann wieder geschlossen.

Der Fürst war über und über beschneit. Er hatte den Hut abgenommen, und vom Deckel und aus den Krempen fiel der Schnee, der sich geballt hatte, auf den

Teppich. Auf den Schultern, den Aufschlägen und in den Falten seines Pelzes hatte sich der Schnee fest zusammengeklumpt und sich in dicker Schicht auf seinen Schuhen und dem untern Teile der Beinkleider festgelagert. Während sich Ulrich seines Pelzes entledigte, stampfte er hart am Eingange einigemal auf den Teppich und schüttelte die weiße flockige Masse von den Füßen ab, die sich in kleinen Schollen ablöste und auf den Teppich fiel. Pelz und Hut legte er auf den Steinway, der ihm gerade am nächsten stand.

„Da bin ich also, meine Gnädigste!“ sagte er, indem er sich verneigte. „Selbst Ihre Launen sind für mich Befehle, wenn es mir auch, wie ich Ihnen nicht verheimlichen darf, diesmal nicht ganz leicht geworden ist, Ihrem Befehle zu folgen. Sie haben mich darauf vorbereitet, daß Sie mir herbe Wahrheiten sagen werden. Ich frage mich: hätte das nicht unter Bedingungen geschehen können, die für Sie weniger bedenkliche sind, als die von Ihnen bestimmten?“

„Sie sind ja auf einmal auffallend besorgt um die Wahrung meines Rufes geworden.“

„Ich gebe zu, daß ich mir in dieser Beziehung früher sehr schwere Unterlassungssünden habe zu schulden kommen lassen. Ja, gnädige Gräfin,“ fuhr der Fürst mit Wärme fort, „ich bekenne mich Ihnen gegenüber schuldig, tief schuldig! Ich habe nichts zu meiner Verteidigung anzuführen, nichts anderes, als daß ich eben jung war, leichtsinnig, vollkommen geblendet von den Reizen einer entzückenden Frau, und mir im Rausche nicht klar machte, was ich beging, und wie ich eine andere, die mir ver-

traute, die mich liebte, im Taumel mit mir fortriß. Das ist meine Schuld Ihnen gegenüber, die ich durch billige Banalitäten nicht abschwächen will, die ich durch die Versicherung meiner ernsten und wahren Reue zu mildern nicht vermag. Meine Sünde liegt in der Vergangenheit, und die ist leider unabänderlich. Die Gegenwart aber will ich wenigstens von der Sünde der Heuchelei freihalten. Wenn ich Sie früher — unwissentlich, wie ich Ihnen mit voller Bestimmtheit sagen darf — in meinem Empfinden getäuscht habe, wissentlich will ich Sie jetzt nicht belügen. Und es wäre eine schändliche Lüge, wollte ich Ihnen heute nahen wie früher. Ihre eigene Würde würde Ihnen verbieten . . ."

„Meine Würde?" fiel Juliane mit scharfem Hohne ein. „Meine Würde?! Ah, Sie thun wohl daran, von meiner Würde zu sprechen! Sie, der Sie am besten wissen, wieviel Sie mir davon gelassen haben — wie wenig!"

Mit tiefbewegter Stimme, in ernster Ergriffenheit antwortete der Fürst:

„Es wird Ihnen nicht schwer, Gräfin, mir den Mund zu schließen. Sobald Sie mich daran gemahnen, was ich an Ihnen verschuldet habe, bin ich wehrlos. Die Situation ist unerträglich, für Sie und auch für mich. Bestehen Sie auf Ihren Rechten, dann ziehen Sie die letzte Konsequenz! Willigen Sie nicht in eine Lösung dessen, was mich an Sie gefesselt hat, dann sagen Sie es mir! Und so wahr ich vor Ihnen stehe, ich bin zum Aeußersten bereit. Ja, zum Aeußersten! Sie wissen, ich mache keine Redensarten! Ich habe darüber nachgedacht, seit Monaten,

seit dem Augenblicke, in dem sich unsere Wege scheiden mußten. Ich habe den Gedanken hin und her gewälzt, als ich den Fuß wieder auf deutschen Boden setzte, und jetzt eben noch, auf dem Wege zu Ihnen, habe ich über nichts anderem gegrübelt. Ich sehe keinen Ausweg, wenn Sie mir entgegentreten, keinen andern, als eben den, der aus allem hinausführt. Mein Gott, was soll ich denn machen! Ich kann nicht in Ihrer Schuld bleiben, ich kann es nicht! Und die moralische Schuld verjährt nie! Wenn Sie den Schuldschein nicht zerreißen . . ."

Er vollendete den Satz nicht. Nero klaffte im Nebenzimmer wütend auf.

Die Gräfin erbleichte und sprang zur Tapetenthür.

„Still, Nero!" rief sie zornig mit voller Kraft. „Still! Wirst du schweigen! Kusch, sage ich dir!"

Der Hund hatte das ernsthafte Bestreben, dem Befehle seiner Herrin zu folgen. Er hatte das Bellen eingestellt. Aber es arbeitete etwas mächtig und unbezwinglich in ihm, das selbst dem Gebote der Herrin unwillkürlich trotzte und in einem tiefen, grollenden Knurren, im ruckhaften Hervorstoßen kurzer, schrecklicher gedämpfter Laute seinen unaufhaltbaren Ausdruck fand.

„Du sollst ruhig sein! Still!!" rief Juliane nochmals durch die Thür.

Nero brummte trotzdem in unbezähmbarem Unwillen, und er kratzte heftig mit hohem winselnden Heulen an die Tapetenthür.

„Kusch dich!" rief Juliane zornig. Der Hund beruhigte sich plötzlich. Er schien ein Mittel gefunden zu haben, das ihm die Vereinbarung der sich widerstrebenden

Pflichten, auf Gebot seiner Herrin zu schweigen und sie doch zugleich zu warnen und zu schützen, ermöglichte. Er sprang zur Thür, die nach dem Flur führte, und legte sich breit davor. Wenn da ein Unbefugter im Zimmer war, so war es ihm nicht leicht gemacht, lebend daraus zu entwischen.

„Das treue Tier hat keinen Verstand!“ sagte Juliane, die vor Erregung zitterte, „aber es ahnt, wie unerhört man seine Herrin hier beleidigt, welche tiefe Schmach ihr hier angethan wird! ... Was ist das?!“ stöhnte sie plötzlich mit heiserer Stimme. Sie wurde erdgrau.

Auch der Fürst war bestürzt aufgefahren. Nero knurrte tief; aus seiner Kehle kamen Töne wie das ferne Dräuen eines heraufziehenden Wetters.

„Was ist das!?“ wiederholte sie tonlos. Sie wankte. Der Fürst eilte zu ihr und stützte sie.

Aus dem Nebenzimmer kam ein unheimliches Geräusch, wie ein Schlagen auf etwas Metallisches. Und dann ein dumpfer Krach.

Die beiden erstarrten.

„Diebe!“ hauchte Juliane.

Der Fürst nickte.

„Ihr Mann hat doch Waffen?“

„Ja! ... Nein! ... Doch! ... Weshalb? Um Gotteswillen, Sie wollen doch nicht?“

Der Fürst hörte nicht. Er ergriff die Lampe und stürzte auf das Schlafzimmer des Grafen zu. Sie stürmte ihm nach und vertrat ihm den Weg.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie beginnen?“ rief sie mit schwacher hohler Stimme. „Sind Sie bei Sinnen? Fort! Schnell! Da Ihre Sachen! Schnell fort!“

„Sie rasen, Gräfin! Ich soll Sie hier allein lassen, in Lebensgefahr, und soll mich wie eine Memme davonschleichen?"

„Fort! sage ich Ihnen! Mag geschehen, was will! Sie dürfen hier nicht gefunden werden!"

„Ach was!" rief der Fürst entschlossen. „Dann trotzen wir allem! Man muß mich jetzt hier finden! Und wenn man uns hier findet . . . nun gut! Dann will es eben das Schicksal, daß wir zusammen bleiben sollen!"

„Sie sind großmütig," entgegnete Juliane in verzweifelter Bitterkeit. „Aber allen Stolzes bin ich doch noch nicht bar! Entfernen Sie sich, ich befehle es Ihnen; trotzen Sie meinem Befehl, so wahr ich vor Ihnen stehe, ich hetze den Hund auf Sie!"

„Ihre Bitten hätten mich vielleicht von hier treiben können. Ihre Drohung nagelt mich fest!"

„Nein! ich war eine Rasende!" Juliane brach verzweifelt zusammen und schluchzte. „Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Ulrich, — bei allem, was ich Ihnen je gewesen bin, beschwöre ich Sie hier auf meinen Knieen: gehen Sie, bitte, bitte, gehen Sie!"

Sie hatte den Kopf gebeugt, ihre herrlichen Haare umhüllten sie ganz wie mit einem glänzend schwarzen Vließ.

„Es ist unmöglich!" entgegnete Ulrich, tief ergriffen von der Hilflosigkeit der unglücklichen Frau. „Ich darf Sie nicht verlassen."

„Ulrich!" flehte sie zitternd und weinend. „Sie sprachen von Ihrer Schuld. Jetzt können Sie zahlen! Daß es Ihnen nicht an Mut fehlt — brauchen Sie es

mir zu beweisen? Haben Sie den höheren Mut, Ihren Mut jetzt zu zügeln. Mögen sie mir stehlen, was sie wollen — was kümmert's mich! Aber bedenken Sie doch, werden Sie hier betroffen, zu dieser Stunde und hier — dann ist mehr verloren als Gut und Blut . . ."

„Aber Sie sind schutzlos?"

„Nein!" rief sie mit plötzlich aufleuchtendem Auge. „Der Hund!" Sie sprang auf.

„Gut! rufen Sie den Hund! Wir verriegeln alle Thüren, dann gehe ich."

Sie schlich an die Tapetenthür, die nur von ihrem Zimmer aus zu verriegeln war. Der Fürst folgte ihr auf der Ferse und stellte sich dicht hinter sie. Sie schob vorsichtig, geräuschlos den Riegel zurück, öffnete die Thür ein wenig mit äußerster Behutsamkeit, sich hinter dem Flügel deckend, schnalzte mit der Zunge und rief! „Nero!"

In demselben Augenblick sprang der Hund mit einem gewaltigen Satze heran und zwängte sich durch die Thürspalte.

Sie schloß die Thür sogleich wieder und verriegelte sie.

Das Geräusch nebenan, etwas Scharrendes, Merkwürdiges — kein Schlagen mehr, kein Krachen — eher ein Kratzen, ein Schlürfen, währte noch eine Weile an.

Nero umsprang mit gewaltigem Wedeln und rührenden Freudelauten seine Herrin. Den Fürsten ließ er unbehelligt, nachdem er ihn beschnobert hatte. Jetzt machte er sich nur um Julianen zu schaffen, jetzt war er sicher, daß seiner Herrin kein Leid geschehen konnte.

Der Fürst hatte die Thür, die vom Flur in das Zimmer führte, verriegelt und verschlossen; er nahm die

Lampe, die Gräfin schritt neben ihm in das Nebenzimmer. Das Apothekenschränkchen stand noch offen. Sie drückte auf das Schloß der Thür zum Flur: verschlossen, die Thür zum Arbeitszimmer: ebenfalls verschlossen. Sie traten in das große Parkzimmer zurück. Der Fürst ließ die kreischenden Metalljalousien an den beiden Fenstern herab.

„Legen Sie die Stange vor die Glasthür!“ bat er.

Nun durfte er sich in der That mit ruhigem Gefühle entfernen. Die Gräfin war unnahbar und Nero stand neben ihr.

„Sobald ich fort bin, drücken Sie die Glocke, bis jemand kommt. Alarmieren Sie das ganze Haus!“

Er hatte währenddem seinen Pelz übergeworfen und seinen Hut aufgesetzt.

„Gehen Sie! Mir kann nichts geschehen!“ hauchte Juliane.

„Leben Sie wohl, Gräfin!“

Der Fürst verließ das Zimmer. Er lief eilenden Schrittes die Stufen hinab und in gerader Richtung auf dem Mittelwege dem Ausgange zu.

Es hatte aufgehört zu schneien. Das Unwetter hatte fast in demselben Augenblicke, in dem der Fürst in das Parkzimmer getreten war, ausgetobt.

Die Gräfin sah ihm nach. Jetzt öffnete er das Thor zur Königgrätzerstraße. Jetzt wurde es geschlossen. Nichts regte sich mehr in dem weißen Parke.

Sie hatte die Glasthür verschlossen, die Gardinen wieder zugezogen, und nun schloß sie auch noch die eiserne Doppelthür und legte mit großer Kraftanstrengung keuchend die Eisenstange davor.

Sie schleppte sich bis an die elektrische Klingel und drückte unaufhörlich den Knopf. Der helle Ton schrillte laut in der nächtlichen Stille.

Sie war ganz erschöpft und konnte sich kaum aufrecht halten, und während ihr Finger unablässig den weißen Knopf drückte, atmete sie laut und schwer, ihre Brust hob und senkte sich mächtig, und sie begleitete die tiefen Atemzüge mit einer regelmäßigen Bewegung des Kopfes nach oben und unten.

Lange, lange Zeit — so schien es ihr wenigstens — eine kleine Ewigkeit verging, bis sich draußen auf dem Flur etwas rührte. Bertha, zu deren Stube die Klingel eine besondere Leitung hatte, war die Erste. In nachlässiger Kleidung, wie eben aus dem Schlaf geweckt und sehr erschrocken, war sie nach hinten geeilt.

Sie klopfte stark an die Thür.

„Gnädige Gräfin!“ rief sie laut vom Flur aus.

„Endlich! Sie sind's, Bertha!“ Die Gräfin hatte den Finger von dem Knopfe gehoben und war an die Thür geeilt. „Wecken Sie den Portier, Johann, den Kutscher — alle Welt! Diebe! Hier wird eingebrochen!“

„Um des Himmels willen!“ schrie Bertha entsetzt. Und sie lief davon, atemlos, um die Befehle der Herrin zu vollstrecken.

Einige Diener waren schon aufgeweckt und machten sich bereits zurecht. Andre mußten erst durch Pochen an die Thür und lautes Schreien aus dem Schlaf gerüttelt werden. Aber ehe die Männer sich angezogen, sich mit dem, was sie gerade zur Hand hatten, mit Knütteln und besseren Waffen versehen und sich vor der verschlossenen

Thür auf dem Flur versammelt hatten — da sollten sie ruhig bleiben, bis sie alle beisammen seien, hatte die Gräfin befohlen —, verging wiederum eine unendlich lang erscheinende Zeit. Die wenigen Minuten schlichen in tötlicher Langsamkeit dahin.

Die Gräfin hatte sich auf einen Sessel fallen lassen und begann in ihrer Nervenüberreizung heftig zu schluchzen und zu weinen. Nero legte den Kopf auf ihren Schoß.

Mittlerweile, genau in demselben Augenblicke, in dem der Fürst den Thorweg angedrückt und die Königgrätzerstraße erreicht hatte, war das Souterrainfenster des ersten Seitenflügels, in dem die männliche Dienerschaft schlief, — Hottes Fenster nach der Wilhelmstraße zu geöffnet worden.

Auf der anderen Seite war in der stillen Straße ruhig ein Mann seines Wegs gegangen. Er hatte gute Augen und den glitzernden Reflex der Gasflamme auf der sich bewegenden Scheibe wahrgenommen. In noch langsamerem, etwas beschwerlichem Schritt ging er nun durch den hohen Schnee über den Fahrdamm, nach allen Seiten hin spähende Blicke werfend. Kein Wächter ließ sich sehen, kein Mensch.

Er ging noch langsamer, und als er vor dem vergitterten Fenster angelangt war, blieb er stehen und sagte leise und scharf:

„Nur zu!"

Da wurde ein mittelgroßes Paket, ungefähr in der Form eines Kissens, etwas Weiches, das sich zusammendrückte, aus dem Fenster auf das Pflaster der Straße geschoben. Der auf der Straße bückte sich und knöpfte es unter seinen Ueberrock.

„Noch etwas?"

„Ja!" kam es von drinnen.

Eine Hand ragte aus dem Fenster und steckte dem draußen etwas zu, das dieser in seine Tasche gleiten ließ. Dasselbe wiederholte sich einigemal.

„Das ist alles!" flüsterte die bebende Stimme des Mannes aus dem Souterrain. Das Fenster wurde geschlossen.

Der nächtliche Wanderer ging ruhig weiter.

In der Mitte des dunklen Wilhelmsplatzes fand er ein geputztes Mädchen, das sich ihm anschloß. Er schaufelte mit der Hand den Schnee von einer Bank und sagte:

„Rose, setz dich! Das mußt du irgendwo unterbringen." Er reichte ihr das Paket. Rose hatte den Unterrock mit der unergründlichen Tasche, dessen Modell sie ihrem Geliebten verdankte, angelegt. Die Spitzen verschwanden sogleich.

„Und nun, nichts verlieren! Es scheint kostbar zu sein. Eins: Perlenkette, zwei: Perlenarmband."

Während er die Sachen aus seiner Tasche entnahm und abzählte, reichte er sie einzeln Rosen, die ihr Kleid aufgestreift hatte und sie in die Tiefe der verborgenen Tasche hinabgleiten ließ. „Drei: noch etwas von Perlen."

„Ein Diadem! Ei, das ist schön!" rief Rose.

„Vier: ein Ring, fünf: noch ein Ring, sechs, sieben, acht: noch drei Ringe, also fünf Ringe im ganzen; neun: Armband mit blauen Steinen, zehn: Halskette, wie es scheint, auch mit blauen Steinen."

„Saphire!"

„Elf: Brillantenhalsband . . .“ Er suchte in der Tasche. „Da ist noch ein Ring, alle Wetter: ein mächtiger Brillant! Also zwölf! — Im ganzen, außer dem Paket, vermutlich den Spitzen, zwölf Nummern, darunter sechs Ringe, drei Perlengeschichten, zwei Sachen mit blauen Steinen und ein Brillantenhalsband! Verliere um Gotteswillen nichts! Nimm hier am Kaiserhof eine Droschke! Aber nicht bis ans Haus! Auch nicht bis an die Straße!“

„Wie werd' ich denn!“

„Und laß dich von dem Hallunken in der Mehnerstraße, dem Tigel-Eden, nicht trampeln (betrügen) und beschummeln! Du zählst ihm Stück für Stück in die Hand und läßt dir den Schein geben: Zwölf Stück! Und du zählst die Perlen und Steine! Sag' ihm, ich käme morgen, und morgen solle er die Asche an mich abladen! (Den Betrag in Münze zahlen). Also du besorgst alles!“

„Gewiß doch! Ich bin doch keine Fohse (Anfängerin)!“

Sie hatten sich erhoben und gingen langsam nebeneinander dem Kaiserhof zu.

„Wann wirst du mit dem Tigel-Eden in der Mehnerstraße fertig sein?“

„Das weiß ich doch nicht. Ist er denn wach?“

„Ja! Ich habe ihn benachrichtigt, daß etwas im Gange ist. Das Haus ist offen!“

„Wie spät haben wir's?“

„Da schlägt's gerade halb! Halb zwei.“

„Zwischen halb drei und drei werde ich wohl zu Hause sein.“

„Also gut. Von halb drei an findest du mich bei

dir. Am einfachsten ist, ich fahre ein Ende mit. Ich trinke noch ein Glas Grog am Alexanderplatz. Ich bin ganz durchnäßt."

Sie stiegen in eine Droschke und fuhren in der Richtung auf den Alexanderplatz.

Das gestohlene Gut war schon auf dem Wege zum Hehler, als sich die Dienerschaft auf dem Flur sammelte, um auf den Dieb zu fahnden.

VIII.

In peinigendem Unbehagen über die erzwungene Unthätigkeit, über den ihm befohlenen Rückzug, der in seinen Augen, trotz der erkannten Notwendigkeit, mit schimpflicher Flucht eine widerwärtige Aehnlichkeit hatte, war Fürst Ulrich auf die Königgrätzerstraße getreten. Er hatte den hohen Pelzkragen, der sein Gesicht völlig bedeckte, wieder aufgeschlagen. Er blickte sich um, er sah niemand. Aber da kam eine Droschke, die im Schritt fuhr und leer zu sein schien. Er ging ihr entgegen.

Ulrich hatte außer dem Droschkenkutscher keinen Menschen erblickt; und doch war noch ein andrer in der Nähe, der ihn bemerkt, wenn auch nicht erkannt hatte.

Auf der anderen Seite der Königgrätzerstraße, unter den Bäumen, ging ganz im Dunkel, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Augen gegen den Wind schließend, eine auffallend lange, hagere, schmalschulterige Gestalt, in einen langen Ueberzieher gehüllt, der um die dünnen Beine schlotterte. Als dieser einen mit einem Pelz bekleideten Herrn, der einen Cylinder trug, zu dieser ungewöhnlich

späten Stunde aus der Parkthür treten und dieselbe andrücken sah, blieb er einen Augenblick verwundert stehen.

„Wer mag denn so spät noch von Isenecks kommen?“ fragte er sich.

Der schmalschulterige Hagere ging in derselben Richtung wie der Fürst auf das Brandenburger Thor. Er hatte die Droschke angerufen. Der Kutscher hielt. Inzwischen hatte der Fürst, der den Langen weder gesehen, noch gehört hatte, die Droschke erreicht; und während der Hagere, der über den Fahrweg gehen mußte, sich von links näherte, war Ulrich rechts eingestiegen.

„Zu Kroll!“ rief er dem Kutscher zu.

Dieser wollte wohl irgend eine Bemerkung machen. Der Fürst schnitt sie ihm mit dem Worte ab: „Fahren Sie los! Schnell! Sie bekommen zehn Mark!“

Das wirkte. Der Kutscher peitschte auf sein Pferd, das, so schnell es die schlechte Beschaffenheit des schneebedeckten Weges gestattete, davontrabte.

Der Hagere war wütend darüber.

„Halt!“ rief er dem Kutscher nach. „Ich habe Sie zuerst gerufen! Ihre Nummer!“

Der Kutscher stellte sich taub und fuhr weiter. Dem in seinem guten Rechte Benachteiligten stieg vor Wut das Blut ins Gesicht. In großen Sätzen lief der Langbeinige hinter dem Wagen her, um sich die Nummer zu merken; er holte ihn denn auch sehr bald ein, und die Nummer war eine so auffällige, daß sie sich leicht in das Gedächtnis einprägen mußte: Nr. 1111.

„Warten Sie nur!“ rief er noch zornig dem Kutscher nach. „Ihnen werde ich's eintränken!“ Er war vom

Laufen ganz außer Atem gekommen und stieß keuchend zwischen den Lippen halblaute Verwünschungen über den ungezogenen Schlingel aus.

„Nummer 1111!“ wiederholte er.

Der Kutscher war in vollkommener Seelenruhe weitergefahren.

Ulrich hatte sich um die Zänkerei außerhalb des Wagens nicht gekümmert.

Als er in dem schlecht gelüfteten engen Raume saß und mit gefurchten Brauen vor sich hinstarrte, sich die jüngsten Vorgänge vergegenwärtigte und an deren immerhin mögliche Folgen dachte, machte er sich klar, daß es doch denkbar sei, wie ihn irgendetwas ihm Unbekanntes, Unberechenbares, Zufälliges mit diesen Vorfällen in irgend einen Zusammenhang bringen könne, und wie dann gerade das, was Gräfin Juliane vor allem erstrebte, was im Interesse der unglücklichen Frau nun auch sein eifrigstes Bemühen war, vereitelt werden dürfte. Er zog seine Uhr und machte Licht mit einem Zündhölzchen: eine Minute vor halb zwei . . .

Zehn Minuten vor eins — dessen erinnerte er sich genau — hatte er mit dem Landgerichts-Direktor Hillstädt den Ball beim Baron von Heddersdorf verlassen. Er hatte wenigstens zehn Minuten gebraucht bis zu dem Augenblicke, da er der Gräfin von Iseneck gegenübergetreten war, und seitdem er sie verlassen hatte, waren wiederum einige Minuten vergangen. All die aufregenden Auftritte im Palais: die schmerzliche Auseinandersetzung mit der Gräfin, die Wahrnehmung des Diebstahls, der Widerstreit zwischen ihr, die ihn davontreiben, und

ihm, der bleiben wollte, die zu ihrem Schutze getroffenen Vorkehrungen — alles das hatte die kurze Zeit von nur etwa fünfundzwanzig Minuten beansprucht. Diese fünfundzwanzig Minuten mußten sich ohne Schwierigkeit einbringen lassen, für deren harmlose Verwendung ließ sich gewiß schon ein Nachweis finden; die Möglichkeit der Beschaffung eines vollgültigen Alibi war gegeben.

Ohne es sich recht klar zu machen, lediglich in dem unbestimmten Gefühle, daß es unter Umständen vielleicht nützlich sein könne, stellte der Fürst, als der Wagen im Schritt bei Kroll vorfuhr und das helle Licht der Flammen am Eingang hereinfiel, seine Uhr fünfundzwanzig Minuten zurück. Sie wies jetzt fünf Minuten über halb zwei, er stellte sie auf zehn Minuten nach eins.

Er stieg aus und gab dem Kutscher das versprochene Goldstück.

„Danke sehr, Herr Graf!" sagte dieser. Der Kutscher hatte seinen gewöhnlichen Stand in der Schadowstraße und kannte fast alle Mitglieder des Klubs und auch die Wohnungen von vielen derselben. Er titulierte alle Klubbesucher ohne subtilere Unterscheidungen „Herr Graf!" Den Fürsten hatte er früher oft nach Hause gefahren.

Ulrich ging einmal durch den Saal. Die ziemlich lederne Gesellschaft reizte ihn in keiner Weise; er wollte sich nur nach seinen Freunden umsehen. Und da oben in der Loge sah er bekannte Gesichter. Er ging hinauf und trat in die Mittelloge ein. Mit lautem Jubel wurde er begrüßt.

„Also wirklich!" rief ihm seine kleine Freundin aus früheren Tagen, Fräulein Franzi, Tänzerin an der König-

lichen Oper, in herzlicher Freude entgegen. „‚Die Legation‘, so wurde der Legationsrat von Berwitz in dieser Gesellschaft gewöhnlich genannt, „hatte uns schon Ihr Kommen in Aussicht gestellt, Durchlaucht, aber da es so spät wurde, fingen wir an zu zweifeln.“

„So spät?“ wiederholte Ulrich. Er sah nach seiner Uhr. „Ein viertel auf zwei . . . kaum. Das war doch früher keine so späte Stunde! Sind wir so solide geworden, Fräulein Franzi?“

„Wahrhaftig! Erst ein viertel auf zwei!“ bekräftigte Franzi, indem sie ebenfalls auf die Uhr des Fürsten sah. „Da ist mir eben die Zeit lang geworden; in der Sehnsucht nach Ihnen, Durchlaucht! . . . Was ist das übrigens für eine reizende Uhr . . . immer etwas Originelles!“

Es war eine billige englische Uhr, die der Fürst ohne Kette trug, mit dickem, glattgeschliffenem Glasdeckel, durch den man das ganze Räderwerk sehen konnte.

„Gefällt sie Ihnen, Fräulein Franzi? Dann, bitte, nehmen Sie sie zur Erinnerung an unser Wiedersehen freundlich an!“

„Aber nein, Durchlaucht!“ sagte Franzi mit falscher Bescheidenheit. Sie hatte die Uhr bereits genommen und an das Ohr gedrückt, um sie ticken zu hören. „Das darf ich doch gar nicht! Sie machen mich wirklich schamrot!“

„Na, na!“ lächelte Hermine, die eben ihr Sektglas von den Lippen abgesetzt und die Szene beobachtet hatte.

„Sie können sie ruhig nehmen! Ueberschätzen Sie sie nicht! Ich muß Sie, um das Maß Ihrer Dankbarkeit auf die entsprechenden Verhältnisse zurückzuführen, darauf

aufmerksam machen, daß ich die Uhr vor Jahren in London für ein paar Schillinge gekauft habe. Sie geht aber gut!"

„Dann danke ich Ihnen also herzlichst, Durchlaucht. Ich werde sie in Ehren halten als Erinnerung an den reizendsten und galantesten Menschen!"

„Also wären wir wirklich wieder so weit!" rief nun etwas verdrießlich Herr Oskar Bössow aus, jener liebenswürdige, jugendliche Klubfreund des Fürsten, der zur Zeit von der besonderen Gunst des Fräulein Franzi begnadet wurde. „Franzi, nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie sind unausstehlich mit Ihren . . . wie soll ich sagen . . . mit Ihrem Talente, sich Sachen schenken zu lassen!"

„Wir nennen sie in der Garderobe den ‚Papierkorb', weil sie alles aufnimmt," lachte die schlanke Hermine, indem sie sich auf ihrem Stuhle zurückwarf und den Rauch ihrer Cigarette in gerader Richtung ausblies.

„‚Klapperschlange' ist auch kein schöner Name für eine, die mager ist," entgegnete die goldrote Franzi gereizt.

„Aber, meine Damen!" fiel Bössow wieder ein. „Wie sagt der Klassiker in Suppés Boccaccio: Noblesse oblige, den Anstand gewahrt! Und ernsthaft gesprochen, Franzi, gewöhnen Sie sich Ihre Geburtstage und Ihre Beredsamkeit bei der Bewunderung fremder Gegenstände ab! Es ist wirklich nicht hübsch!"

„Da, Durchlaucht! nehmen Sie die Uhr!" versetzte Franzi tödlich beleidigt, während sie dem Fürsten die Uhr aufnötigte. „Bitte, Durchlaucht, nehmen Sie! Die Freude daran ist mir doch verdorben! So weit hat es Herr Bössow richtig wieder gebracht! Herrn Bössow ist es ja offenbar unangenehm, wenn ich eine Freude habe."

„Aber mach' doch keine Sachen, Franzi! Werde nicht ungemütlich," beschwichtigte Hermine. „Bössow schenkt dir morgen eine viel schönere!"

„An Herrn Bössows Uhren ist mir nichts gelegen," schmollte Franzi weiter, die der Champagner leicht etwas kampflustig stimmte. „Er soll mich mit seinen Uhren ungeschoren lassen, und überhaupt . . ."

Bössow und die übrigen bemühten sich, Franzi, die die Geschichte zu tragisch aufgefaßt habe, versöhnlicher zu stimmen, und es gelang ihnen auch.

Nach einer Weile näherte sich Franzi wieder dem Fürsten, der sich inzwischen mit Dünenhorn, Berwitz, Pagger und anderen unterhalten hatte, und flüsterte ihm ins Ohr, ganz nahe, so nahe, daß beim Sprechen ihre Lippen seine Ohrmuschel leicht berührten: „Es ist die reine Eifersucht! Sie verstehen! Geben Sie mir die Uhr nachher wieder. Aber heimlich, damit es die anderen nicht sehen . . . Sie sind doch der beste von der ganzen Gesellschaft."

Ulrich nickte ihr zustimmend zu.

In der Loge herrschte eine sehr übermütige Stimmung, und es wurde viel Sekt getrunken. Ulrich hatte Mühe, seine Zerstreutheit zu beherrschen und die tief ernsthaften Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, zu verbergen. Er dachte beständig an Julianen, und in fieberhafter Erregung sah er der weiteren Entwickelung der Dinge, die sich seit seinem Verlassen des Schauplatzes zugetragen haben mußten, entgegen. Wegen ihrer persönlichen Sicherheit durfte er allerdings vollkommen beruhigt sein; aber er wollte doch Gewißheit darüber haben. Er hatte die Uhr noch immer in der Hand behalten, und

während er anscheinend damit spielte, stellte er sie unbemerkt wieder fünfundzwanzig Minuten vor, so daß der Zeiger nun also wieder die richtige Zeit angab. Es war ihm beim besten Willen nicht möglich, in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen, und es fiel mehreren auf, daß er so still sei.

Ulrich gähnte.

„Ich bin müde . . . von der Reise . . . ich schlafe mit offenen Augen . . .“ erklärte er gleichgültig. „Ich werde mich bald unsichtbar machen. Ich will die Herrschaften nicht mit meiner Langweile anstecken.“

Man redete ihm zu. Franzi reichte ihm ein volles Glas, an dessen Rand sie selbst zuvor genippt hatte. Der Fürst blieb, und die lustigen Damen sorgten dafür, daß die heitere Stimmung nicht verflog.

Auf einmal aber ging es wie ein eisiger Hauch durch die Loge, das Lachen verstummte wie auf ein gegebenes Zeichen.

Ein Herr von auffallendem Aeußern trat ein. Er war sehr lang, schmalschulterig, spindeldürr; die eleganten, entschieden von einem guten Schneider gemachten Kleidungsstücke schlotterten um die hageren Glieder. Sein Haupthaar war am Scheitel gelichtet und ganz kurz geschoren, es war wie der ungewöhnlich starke, breite Schnauzbart, der in gewichsten Spitzen auslief, rabenschwarz. Seine Gesichtsfarbe war tiefbraun, die Haut grobfaltig und dick wie gegerbtes Leder. Er hatte blitzende mittelgroße Augen und eine kühne Adlernase. Er erinnerte unwillkürlich an Don Quixote, den Ritter von der traurigen Gestalt.

Der Herr begrüßte die Gesellschaft, und diese erwiderte

den Gruß mit sichtlicher Zurückhaltung. Fürst Ulrich wandte sich mit einer gewissen Absichtlichkeit ab, ohne zu danken. Er bog sich über die Brüstung und blickte auf den Tanz im Saale.

Die ungastliche Stille in der Loge und die Haltung des Fürsten ließen dem Eintretenden keinen Zweifel über die Stimmung, mit der man ihm hier begegnete. Aber das war ihm kaum etwas Neues. Ihm war vor allem daran gelegen, von anderen in der Loge im Gespräch mit dem Fürsten Ulrich von Engernheim gesehen zu werden. Heute noch mehr als gewöhnlich: denn morgen war für ihn ein wichtiger Tag, und da konnte es möglicherweise für ihn wertvoll werden, gelegentlich die Bemerkung zu machen, daß er „gestern noch mit dem Fürsten Engernheim" in freundlicher oder unliebsamer Weise zusammengetroffen sei. Deswegen trat nun auch er nach vorn und sagte:

„Mein Gruß galt auch Ihnen, mein Fürst."

Ulrich wandte sich langsam zu dem Langen, er maß ihn mit dem Ausdruck unverhohlener Verächtlichkeit vom Scheitel bis zur Sohle und entgegnete mit eisiger Ruhe:

„Wenn Sie mit meiner Art und Weise, ihn zu erwidern, zufrieden sind, so habe ich gegen Ihre Genügsamkeit nichts einzuwenden."

„Und wenn ich nun nicht damit zufrieden wäre?"

„Dann müßten Sie sich eben anderweitig entschädigen. Sie müssen doch allmählich merken, daß ich nicht das Verlangen habe, hier mit Ihnen eine Unterhaltung zu führen."

„So werden wir uns wo anders sprechen!"

„Das halte ich nicht für wahrscheinlich!“ schloß Fürst Ulrich die Unterhaltung, indem er ihm den Rücken kehrte und wieder auf das Treiben im Tanzsaal hinabblickte.

Bebend trat der Lange zurück und verließ die Loge ohne Gruß.

Der so schnöde Behandelte entstammte einer der vornehmsten und edelsten Familien unseres Landes, deren zahlreiche Mitglieder im Heere und im Staatsdienste die angesehensten Stellungen bekleideten. Es war der Freiherr Emmerich von Saza, ein entarteter Sproß des edlen Stammbaums, die Schande der Seinigen. Er war auch ein naher Verwandter der Wikings, also auch der Gräfin Juliane; und deswegen war es ihm besonders aufgefallen, daß jemand so spät aus dem Iseneckschen Park gekommen war, und er hätte etwas darum gegeben, wenn er den Herrn, der ihm die Droschke vor der Nase weggenommen, erkannt hätte. Das war zum Glück nicht der Fall.

Fürst Ulrich von Engernheim und Freiherr von Saza hatten keine Ahnung davon, daß sie schon vor kurzem mittelbar in Berührung miteinander gekommen waren.

Saza hatte wegen schlimmer Streiche schon vor mehreren Jahren seinen Abschied nehmen müssen. Damit war ihm auch der letzte sittliche Halt entzogen. Er war tiefer und tiefer gesunken, und seine ehrenwerte Familie, die schwer darunter zu leiden hatte, daß ein solches Subjekt ihren stolzen Namen trug, hatte ihn geächtet. Er hatte diesen stolzen Namen in empörender Weise verkauft; er hatte eine Person, die ein nicht unbedeutendes Vermögen besaß und eine stadtbekannt schlechte Vergangenheit hatte, gesetzmäßig geheiratet und sich von dieser für den Titel

einer Freifrau eine beträchtliche Summe zahlen lassen. Nach einjähriger Ehe hatte die Freifrau, der der Gemahl doch zu kostspielig wurde, und die nebenbei vollauf Grund hatte, sich über ihn zu beklagen, die Scheidung durchgesetzt.

Während dieser kurzen Ehe hatte Bertha Schmider, die jetzt im Dienste der Gräfin Iseneck stand, bei der Freifrau von Saza gedient. Der Freiherr hatte dem damals blutjungen und hübschen Mädchen nachgestellt, ohne jedoch sein Ziel zu erreichen. Bertha hatte den Dienst aufgesagt und war diskret genug gewesen, der Freifrau gegenüber den wahren Grund ihrer plötzlichen Kündigung zu verschweigen.

Saza war ein Verschwender. Das Geld aus dem Schiffbruch seiner Ehe war bald aufgezehrt. Seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben, seine Mittel waren erschöpft. Er suchte sich neue zu verschaffen, und er suchte sie auf dem Gebiete, auf das ihn seine schlechten Instinkte verwiesen.

Für traurige Winkelblätter, die auf den Schwingen des Skandals sich in die Höhe zu bringen hofften, schrieb er einige boshafte Klatschartikel, namentlich über Personen seines Standes, deren Geschichte er sehr genau kannte; und diese Sudeleien machten auch einiges Aufsehen. Aber doch nicht genügend; und jedenfalls ließ sich damit nicht soviel Geld verdienen, wie Saza brauchte.

Aber er hatte nun Fühlung gewonnen mit jenen Maulwurfsexistenzen der Großstadt, die, um ihr Dasein zu fristen, den Boden unterwühlen und die Wurzeln annagen. In der Gesellschaft der dunklen Ehrenmänner wurde Freiherr Emmerich von Saza wegen des reinen

Klanges seines Namens, wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu höchsten Würdenträgern mit Auszeichnung behandelt.

In diesem Kreise hatte er auch die Bekanntschaft mit einem geriebenen Halsabschneider gemacht, — einem gewissen Wilhelm Sparber, der ein eigenartiges Darlehnsgeschäft bisher auf eigene Rechnung betrieben hatte, und der nicht abgeneigt war, sich mit dem Freiherrn kaufmännisch zusammenzuthun. Für sein besonderes Geschäft war der vornehme Name von Wichtigkeit. Es hatte auch Wert für ihn, mit einem Manne gemeinsam wirken zu können, der in hohen Kreisen vollkommen Bescheid wußte, die Verschlingungen der verwandtschaftlichen Fäden in der Aristokratie, die Personalia kannte und die Formen der besten Gesellschaft vollkommen beherrschte. Durch seine bäuerische Tölpelei hatte er sich manches feine Geschäft verscherzt, durch seine Ueberschätzung oder Unterschätzung einiger seiner Kommittenten manchen Schaden erlitten und sich manchen Gewinn entgehen lassen.

Der Vertrag wurde geschlossen, und die Firma „Sparber & von Saza, Kommissions- und Darlehnsgeschäft" in das Handelsregister eingetragen.

An allen Sonn- und Feiertagen brachten die meistverbreiteten Blätter der Hauptstadt die folgende Anzeige: „Dubiöse Forderungen werden gekauft, resp. die Einziehung von derartigen Forderungen wird, ohne daß dem Auftraggeber Kosten erwachsen, übernommen; Erbschaften, sowie gezogene kaufmännische und Offizierwechsel werden diskontiert von Sparber & von Saza."

Saza hatte in diesem saubern Geschäfte die besondere

Aufgabe, durch Beunruhigung der Verwandten die Schulden säumiger Zahler einzutreiben. Mit virtuosenhaftem Geschicke betrieb er das Handwerk, ohne sich jemals in den Fallstricken der Erpressungsparagraphen, die er sehr genau mit allen Kommentaren studiert hatte, zu verfangen.

Schon oft war Saza, der aus seinem schimpflichen Gewerbe nicht einmal mehr ein Geheimnis machte, von seinen Standesgenossen auf das gröbste beleidigt worden; und die Beleidigung war durch das ehrengerichtliche Verbot, sich mit diesem Menschen zu schlagen, in feierlichster Weise bekräftigt worden. Aber immer wieder besaß Saza, der eben längst aller Scham den Kopf abgebissen hatte, die unglaubliche Unverschämtheit, sich an seine früheren Standesgenossen, die ihn aus ihrer Mitte ausgestoßen hatten, heranzudrängen. Er that dies mit Vorliebe vor möglichst vielen Zeugen: im Theater, auf öffentlichen Bällen, in öffentlichen Gärten u. s. w.; und so übel es ihm gewöhnlich auch bekam, er erneuerte das Experiment immer wieder. Es war ihm ein geschäftliches Bedürfnis, die Täuschung seines Zusammenhangs mit der Gesellschaft, der er durch seine Geburt angehörte, aufrecht zu erhalten. Und es gab auch wirklich noch ab und zu Unkundige und Naive, die sich täuschen ließen. Es war ihm nebenbei jetzt, in seiner schmachbedeckten Ausschließung, ein persönliches Bedürfnis, mit aristokratischen Bekannten sich zu brüsten.

Dieser Drang hatte ihn in die Loge geführt, in der er mit verdienter Mißachtung behandelt worden war.

„Ich glaube allerdings mit dir," wandte sich der junge Staatsanwalt von Dünenhorn an den Fürsten Ulrich,

nachdem Saza sich entfernt hatte, „daß du in nächster Zeit schwerlich Gelegenheit finden dürftest, mit dem angenehmen Herrn in Unterhandlungen einzutreten. Und dabei spreche ich nicht einmal von deinem persönlichen Widerstreben, das wir alle ungefähr begreifen. Aber davon abgesehen: die renommierte Firma Sparber & von Saza, die sich bisher mit anerkennenswerter Geschicklichkeit an den unangenehmen Paragraphen des Strafgesetzbuches vorbeigewunden hat, ist schließlich doch mit Paragraph 266 zusammengeraten und am Alinea 2 hängen geblieben."

„Was ist denn das für ein Paragraph?" fragte Hermine.

„Es ist der Paragraph," erklärte der Staatsanwalt mit komischer Würde, „welcher die Untreue bestraft, mein Fräulein!"

„Nanu?" riefen die beiden Tänzerinnen gleichzeitig.

„Ja, meine Damen, es gibt eine Untreue, welche unser Gesetz mit Gefängnis, Verlust der Ehrenrechte und mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark ahndet. Aber beruhigen Sie sich, meine Damen, es ist zwar Untreue, aber nicht die Ihrige!"

„Weiter fehlte auch nichts!" rief Franzi. „Dreitausend Mark!" Die Höhe der Strafe imponierte ihr.

„Und in diesem besonderen Fall," fuhr Dünenhorn sich zu den Herren wendend fort, „handelt es sich um die Benachteiligung eines Auftraggebers durch die bevollmächtigte Firma. Ich habe die Sache in Händen, und es müßte ganz sonderbar zugehen, wenn der Herr mir entwischte. Ich habe mich absichtlich etwas abseits gehalten, und ich hoffe, Saza hat mich nicht gesehen. Die

Sache kommt morgen vor; ich werde nach der durchaus wahrscheinlichen Verurteilung wegen vorliegender Fluchtgefahr den Antrag auf sofortige Verhaftung stellen, und ich habe die Empfindung, als ob Saza — wenigstens für die nächsten Monate — in seinen Bewegungen etwas beschränkt werden wird."

„Wird er denn gefesselt?" fragte Hermine.

Der Zwischenfall war bald in Vergessenheit geraten, aber die heitere Stimmung wollte doch nicht wieder aufkommen.

Ulrich war verstimmt, er war beunruhigt über das Geschick der Gräfin, vielleicht konnte er doch noch in der Nacht etwas Näheres erfahren. Unter dem wiederholten Vorwande, daß er müde von der Reise sei, erhob er sich nach kurzer Zeit, um sich zu verabschieden. Auch die anderen schickten sich zum Gehen an. Er drückte Franzi die Hand, und bei der Gelegenheit ließ er unbemerkt die Uhr in ihre Finger gleiten. Franzi blinkte ihm lächelnd zu und sagte ihm leise ins Ohr, ganz leise, und wieder so nah, daß er ihre Lippen fühlte: „Sie sind ein Engel! Ein Engel! Ich liebe Sie immer noch!"

Legationsrat von Berwitz schloß sich dem Fürsten an. Es war kurz nach halb drei, als sie auf den Königsplatz traten. Die anderen folgten wenige Minuten darauf.

IX.

Aus ihrem ohnmachtartigen Anfall war Gräfin Juliane durch das zwar leise, aber beharrliche Pochen an die Thür, die vom Flur in das Parkzimmer führte, geweckt worden. Mit Mühe hatte sie sich aufgerafft und bis zur Thür geschleppt.

„Wenn die gnädige Frau öffnen wollen," rief der Portier Peterberg, „wir sind alle zur Stelle!"

Es gewährte einen eigentümlichen Anblick, als all die Männer und Frauen, die sich auf dem Flur versammelt hatten, die einen mit Stöcken, andere mit Waffen, andere mit Leuchtern und Lampen, und allesamt in einigermaßen vernachlässigtem, dem Auge der Herrin bisher fremd gebliebenem Aufzuge, dem man die Ueberstürzung ansah, auf Befehl der Gräfin ihr Zimmer betraten: die Portierleute, der Kutscher und Stallbursch, Hotte und Bob, die Köchin und das Küchenmädchen, Bertha und die beiden Hausmädchen — alle bis auf den Gärtner, der mit seiner Familie und seinem Gehilfen ruhig in dem verschneiten Gartenhäuschen schlief. Nero blickte aus seinen smaragdgrünen Augen mit mißtrauischem Erstaunen auf die Ein-

dringlinge. Auf einmal bellte er wieder auf, fletschte die Zähne, streckte die Hinterbeine breit von sich und machte sich sprungbereit, so daß Hotte, der das Tier am genauesten kannte, bleich beiseite sprang, dadurch auch seine nächste Umgebung in wilden Schreck versetzte und entsetzt ausrief:

„Um Gotteswillen, halten Sie den Hund, Frau Gräfin! Er will fassen!"

Die Gräfin versetzte dem Hunde einen leichten Schlag, rief gebieterisch „Kusch!" und das starke Tier kauerte sich knurrend zu ihren Füßen.

Die Gräfin sagte in kurzen Worten, daß in ihrem Toilettenzimmer eingebrochen sein müsse. Der Kutscher Drenkmann und der Portier Peterberg, denen sich Hotte anschloß, traten, nachdem sie den Riegel zurückgeschoben hatten, ein.

Sie kamen bald wieder zur Gräfin zurück.

Ihr Rapport lautete: „Es brennt Licht, der Geldschrank ist abgerückt, in der Hinterwand sind große runde Löcher, am Boden liegen zwei geöffnete, leere Etuis."

„Wir müssen die Ausgänge besetzen, damit die Diebe, wenn sie noch im Hause sind, nicht entkommen, und sofort zur Polizei schicken!" war der Vorschlag des Portiers.

„Jetzt, zur Polizei?" bemerkte Hotte. „Das hat gar keinen Zweck. Wen finden wir jetzt? Einen verschlafenen Wachtmeister. Ich bin dafür, daß wir das ganze Haus vom Boden bis zum Keller in allen Ecken ganz genau durchsuchen. Wir werden sie schon noch fassen! Wie sollen sie denn entwischt sein? Mit der Polizei hat es Zeit bis morgen früh. Dann können die gnädige Gräfin, die sich so aufgeregt haben, auch noch ein paar Stunden

schlafen, während wir sonst die ganze Nacht die Polizei im Hause haben und die Frau Gräfin stören."

„Gehen Sie sofort zum nächsten Polizeibüreau und melden Sie, was geschehen ist!" befahl die Gräfin.

„Wenn die gnädige Gräfin gestatten, laufe ich hin," meldete sich Bob, der nur die Mütze aufzusetzen brauchte, während Hotte, der schnell seine Beinkleider und Joppe angezogen hatte und in seine Morgenschuhe geschlüpft war, längere Zeit gebraucht haben würde, um sich zum Ausgehen bereit zu machen.

„Beeile dich!"

Das gesamte Personal begab sich wieder auf den Flur und wartete dort in eifriger Erörterung des Vorfalls auf Bob und die Beamten. Die Gräfin streckte sich ganz erschöpft auf die Chaiselongue und schloß die Augen. Nero stand neben ihr.

Bobs Meldung versetzte den Wachtmeister und die Schutzleute in große Aufregung. Se. Excellenz Graf von Ifeneck, einer der höchsten Beamten, war bestohlen, nach den Angaben des Dieners handelte es sich bei diesem Diebstahl um sehr bedeutende Wertgegenstände — der Fall erschien dem Wachtmeister doch zu wichtig, um eigenmächtig vorzugehen. Er hielt sich vielmehr für verpflichtet, den Polizeileutnant zu wecken. Auch dieser legte der Sache die vollste Bedeutung bei. Alle Büreaus wurden sogleich durch Cirkulardepesche von dem Diebstahl benachrichtigt. Außerdem depeschierte er sofort an das Centralbüreau und ersuchte den wachthabenden Kriminalkommissar, sich auf schnellstem Wege zum Palais des Grafen Ifeneck in der Wilhelmstraße zu begeben.

Nachdem er noch andere auf den Fall bezügliche Weisungen für sein Revier gegeben hatte, begab er sich mit Bob, von dem Wachtmeister und mehreren Schutzleuten begleitet, nach dem Palais.

Er ließ sich von der Gräfin von Iseneck von den ihr bekannten Umständen, welche die verbrecherische That begleitet hatten, von der Zeit, dem Anschlagen des Hundes, dem unheimlichen Schlagen u. s. w. genau unterrichten und bat dann die Frau Gräfin, ihn in das Toilettenzimmer zu führen; gleichzeitig richtete er an die gnädige Frau die Bitte, das ganze Palais taghell beleuchten zu lassen, namentlich das Erdgeschoß.

„Haben Sie auf irgend einen Ihrer Leute Verdacht, Excellenz?“ fragte er.

„Nicht den geringsten.“

„Die Umstände sprechen aber dafür, daß der Diebstahl von einem Ihrem Hause Angehörigen verübt worden ist. Der Dieb hat, oder die Diebe haben gewußt, daß Se. Excellenz der Herr Graf verreist ist, sie haben die Räumlichkeiten ganz genau gekannt. Und wenn es ein Fremder gewesen wäre, würde sich der Hund gewiß nicht haben beruhigen lassen, auch nicht von Ew. Excellenz. Wir werden also später eine sehr genaue Haussuchung halten; wir werden schon Spuren finden. Entweder ist das Gestohlene noch im Hause, oder wir werden ermitteln, auf welche Weise es hinausbefördert worden ist. Jedenfalls werden wir die Leute scharf im Auge behalten! Sind Sie des Portiers sicher, Excellenz?“

„Vollkommen sicher! Er ist seit dreißig Jahren im Dienste meines Mannes und treu wie Gold!“

„Wenn Sie nun vor allem die Güte haben wollten, den Schrank zu öffnen und festzustellen, was gestohlen worden ist."

Während der Leutnant mit einer gewissen fachkundigen Bewunderung die großen Oeffnungen musterte, sagte er: „Die Diebe müssen doch aber viel Zeit gehabt haben! Das ist ja vollkommene Kunstarbeit! Die das gethan haben, sind nicht bei ihrem ersten Einbruch!"

Als die Gräfin die Vorderthür des Schranks geöffnet hatte, wurde sie aschgrau, der Schreck lähmte sie, sie wankte, und der Beamte mußte ihr zu Hilfe springen, um sie zu stützen.

Die „Lamoral" fehlte!

Was das für sie zu bedeuten hatte, vergegenwärtigte sie sich erst jetzt — und niemand außer ihr und noch einem, niemand anders auf der ganzen weiten Welt konnte ahnen, was ihr gestohlen war!

„Meine Spitze fehlt mir," sagte sie, nachdem sie sich gesammelt hatte. „Es wäre ein unersetzlicher Verlust."

„Wie hoch schätzen Sie den Wert?"

„Er ist nicht zu schätzen!"

„Also eine alte Spitze!"

„Ja!" Die Gräfin verbesserte sich: „Nein! die Nachahmung einer alten, aber eben so schön wie das Original! Unschätzbar!"

„Nun, gnädige Gräfin, Spitzen sind schwer verkäuflich, namentlich auffallend schöne und kostbare. Die dürften wir am leichtesten wiederbekommen."

„Ich zahle dem, der sie mir wiederverschafft, jeden Preis: 20 000 Mark — das Doppelte!"

„Nun, nun!“ beschwichtigte der Beamte. „So hoch brauchen wir uns nicht zu versteigen! Mit einer Prämie von tausend Mark kommen wir weit!“

„Ich zahle jede Summe!“ wiederholte Juliane.

Dieser bestürzenden Wahrnehmung gegenüber erschien Julianen alles andere bedeutungslos.

Gestohlen waren, wie Juliane sogleich angeben konnte, die Perlen, die schönen grauen Perlen, die sie an diesem Unglücksabende geschmückt hatten! Sie hatte die Angewohnheit, wenn sie abends vom Ball heimgekehrt war, alle ihre Juwelen und Kostbarkeiten, die sie getragen, in das untere Fach des Schrankes zu legen und dieselben erst am folgenden Morgen in deren Behälter einzuordnen. Hätte sie die Vorsicht gebraucht, die Pretiosen sogleich in deren Schreine zurückzulegen, so wären die Perlen vor den Händen des Räubers gesichert gewesen. Denn das noch besonders verschlossene Etui für den vollständigen Perlenschmuck, Diadem, Collier und Bracelet, war viel zu groß, um durch die runde Oeffnung der Hinterwand durchgezwängt werden zu können. Und auch die „Lamoral“ wäre in ihrem silberbeschlagenen Lederkasten gerettet gewesen! Julianen traten unwillkürlich die Thränen in die Augen, als der Polizeibeamte sie darauf aufmerksam machte und ihr an den Abschürfungen eines anderen Etuis, das ihren kostbaren Rubinenschmuck barg, zeigte, daß es dem räuberischen Angriffe getrotzt hatte.

Aus dem oberen, besonders verschlossenen Tresor waren eine Brillantenrivière, ein Collier und Bracelet mit Saphiren gestohlen, die unglücklicherweise kleinere Etuis hatten. Die Diebe hatten den Inhalt eingerafft und die geleerten

Kästen weggeworfen. Dann vermißte die Gräfin noch verschiedene Ringe, darunter einen kostbaren Solitaire, und eine rosa Perle von hohem Werte.

Die Gräfin erklärte sich für den Augenblick außer stande, nähere Angaben zu machen. Morgen, nachdem sie sich ein wenig gestärkt haben würde, wollte sie genaue Inventur machen.

Die Mitteilungen der Gräfin genügten auch vorderhand, um erkennen zu lassen, daß, abgesehen von den unschätzbar erklärten Spitzen, der Diebstahl ein ganz ungewöhnlich bedeutender war. Das gestohlene Gut stellte einen Wert von über hunderttausend Mark dar.

Der Polizeileutnant war noch mit der Aufnahme des Thatbestandes beschäftigt, als der telegraphisch beorderte Kriminalkommissar Beyer mit mehreren Kriminalschutzleuten eintraf. Es war bei dem Unglück noch ein Glück, daß gerade der Kommissar Beyer, einer der gefürchtetsten Diebesfänger, Nachtdienst hatte. Beyer, ein schlanker großer Mann, mit scharfen Augen, einer schmalen geschwungenen Nase und einem breiten Kinn mit starken Kinnbacken, sah einem Stoßvogel nicht unähnlich.

Er ließ sich, nachdem er der Frau Gräfin sich ehrerbietig vorgestellt hatte, von seinem Kollegen Bericht erstatten, teilte in allen wesentlichen Punkten dessen Auffassung und war mit den vom Polizeileutnant getroffenen Anordnungen durchaus einverstanden.

Als er den Ort der That besichtigt und erfahren hatte, was er erfahren wollte, wandte er sich an die Gräfin.

„Excellenz! Wenn wir etwas ausrichten wollen, dürfen wir keinen Augenblick verlieren. Jede Minute

kann zur Verschleierung des Thatbestandes ausgebeutet werden, und jede Minute erschwert die Nachforschung. Ew. Excellenz müssen uns also nach allen Kräften unterstützen. Ich sehe, wie die Sache Ew. Excellenz angegriffen hat, aber da hilft nichts! Morgen ist vielleicht schon alles zu spät. Also ich bitte Ew. Excellenz in Ihrem eigensten Interesse sehr dringlich und gehorsamst, alles zu sagen, was sich auf die Sache bezieht."

„Ich war vom Balle nach Hause gekommen, hatte mich von meiner Jungfer entkleiden lassen . . ."

„Wie heißt die Jungfer?"

„Bertha Schmider . . . und wie gewöhnlich die abgetrennten Spitzen und die Perlen im eisernen Schranke verschlossen."

„Das war um . . .?"

„Etwa dreiviertel auf eins. Ich schickte das Mädchen fort. Ich hatte Kopfschmerz und blieb noch wach. Als ich mich zur Ruhe begeben wollte, führte ich den Hund, der sehr wachsam, sehr stark und sehr treu ist, wie gewöhnlich auf sein Lager nebenan vor dem Schrank. Ich blieb noch einige Zeit auf, da hörte ich, wie der Hund plötzlich laut aufbellte."

„Wann war das?"

„So genau kann ich das nicht sagen. Bald nach eins etwa, vielleicht ein viertel auf zwei. Ich glaubte, der Hund, der mich sehr lieb hat, wolle zu mir und rief ihm in befehlendem Tone durch die Tapetenthür zu: er solle sich ruhig verhalten und sich kuschen. Der Hund gehorcht mir gewöhnlich blindlings und sofort. Aber jetzt knurrte er unwillig, klaffte immer wieder einmal auf und

war gar nicht zu beruhigen. Da hörte ich bald darauf ein sonderbares Geräusch, ein Klopfen oder Stemmen auf Metall, und dann einen Krach. Ich erkannte sofort die Wahrheit und hatte, da ich allein war, große Angst. Daß mich der Hund schützen würde, wußte ich; und da nahm ich denn meine Courage zusammen, öffnete die Tapetenthür und rief den Hund, der sogleich zu meinem Schutze herbeisprang. Dann verbarrikadierte ich mich und schellte die Dienerschaft!"

„Wie lange sind wohl nach Ihrer Schätzung die Diebe bei der Arbeit gewesen? Ich meine: wieviel Zeit ist wohl vergangen zwischen dem ersten Aufbellen des Hundes und dem Wiedereintreten der Ruhe nebenan?"

„Vielleicht zwanzig Minuten, meine ich."

„Zwanzig Minuten? Und Sie täuschen sich nicht, stundenlang ist da nicht gearbeitet worden?"

„Bewahre! Ich war ja mit Nero zweimal kurz vorher im Zimmer. Wenn sich da jemand verborgen gehalten hätte, hätte ihn Nero zerrissen. Und hätte ich den Hund nicht gewaltsam beruhigt, so würde der Dieb mit durchgebissener Gurgel als Leiche gefunden sein."

„Nun, Excellenz, zu einer so kunstgerechten Ausbohrung sind lange Stunden erforderlich gewesen. Es war also alles für den heutigen Coup vorbereitet. Der Thäter oder Mitthäter ist unbedingt im Hause. Haben Sie bei dem einen oder anderen irgend etwas Auffälliges bemerkt, Unruhe, hat jemand in letzter Zeit den Dienst verlassen, oder haben Sie jemand gekündigt?"

„Meine Kammerjungfer hat mir zu Ostern aufgesagt, die Bertha . . ."

„Ah!“ machte der Kommissar und nickte.

„Sie will sich mit dem Kammerdiener meines Mannes verheiraten.“

„So! Ich glaube, wir brauchen nicht mehr lange zu suchen! Ich möchte die Leute hier einmal zusammen eintreten sehen. Sie gestatten, Excellenz!“

„Bitte!“

Sämtliche Dienstboten traten ein. Der Wachtmeister meldete, daß man in den Wohn- und Schlafstuben des Souterrains nichts Auffälliges gefunden habe.

„Fehlt keiner? Sie, Portier, überzeugen Sie sich, ob alle da sind.“

„Es fehlt keiner,“ meldete Peterberg nach einer Weile.

„Nun also!“ begann der Kommissar. „Ihr wißt, daß hier vor einer Stunde eingebrochen ist. Der Spitzbube ist unter euch! Ruhig!“ donnerte er los, als sich eine Bewegung des Unwillens kundgab. „Der Spitzbube ist unter euch! Wir haben schon die Beweise. Ich werde nun einen nach dem anderen vornehmen. Wer von den ehrlichen Leuten irgend etwas zu sagen hat, der tritt vor und meldet sich. Mit dem Kammerdiener werde ich anfangen.“

Johann trat vor.

„Sie heißen?“

„Johann Hotte.“

„Seit wie lange im Dienst bei Excellenz?“

„Seit drei Jahren.“

„Was waren Sie denn früher?

„Soldat.“

„Ich sehe, Sie haben das Eiserne Kreuz.“

„Zu Befehl.“

„Was waren Sie denn, ehe Sie Soldat wurden?“

Hotte beherrschte sich bewundernswert, er fühlte, daß die Antwort wichtig war.

„Mechaniker!“ sagte er.

„So so! Sagen wir Schlosser! Sie sind in letzter Zeit hier allein, oder ungefähr allein im Palais geblieben?“

„Nein!“

„Doch!“ fiel die Portierfrau ein. „Im Sommer, als die Herrschaften verreist waren, haben Sie doch das Haus gehütet!“

„Nun sehen Sie 'mal, Hotte, wie schön das stimmt!“

„Da war ich doch nicht allein!“

„Das kann ich mir schon denken! Machen Sie keine Flausen, verstehen Sie! Halten Sie uns hier nicht auf,“ rief der Kommissar ärgerlich.

„Sind Sie heute abend ausgegangen?“ fragte er weiter.

„Nein!“ Der Portier, der Kutscher und Bob machten eine Bewegung. Hotte verbesserte sich: „Doch! Ich war auf dem Weihnachtsmarkt!“

„Wann denn?“

„Von zehn bis elf ungefähr.“

„Was haben Sie denn da gemacht?“

„Ich habe verschiedenerlei eingekauft: für meine Braut, für den Kutscher, die Portierkinder.“

„Wo sind denn die Sachen?“

„Ich habe sie Drenkmann und Peterberg schon gegeben.“

„Und die Geschenke für Ihre Braut?"

„Die wollen sie mir morgen schicken."

„Wir werden ja sehen! Und nun will ich Ihnen etwas sagen, Bürschchen, wissen Sie, was ich glaube? Sie sind der Dieb, jedenfalls der Helfer!"

„Aber, Herr Kommissar, wie können Sie es wagen, einen Ritter des Eisernen . . ."

„Schlimm genug, wenn Sie dem Ehrenzeichen Schande machen. Nun schweigen und warten Sie, bis man Sie fragt. Ich sage Ihnen auf den Kopf zu: Sie sind's gewesen, oder Sie sind wenigstens dabei gewesen! Sie sind Schlosser, Sie haben im Sommer alles vorbereitet — zu gut, und das ist Ihre Dummheit! — und heute abend sind Sie ausgegangen, um Ihren Galgenvogel von Freund, den wir auch schon noch fassen werden, heranzuholen. Der Hund kennt Sie am besten im Hause. Also Sie haben die Sache gemacht! — Herr Wachtmeister, lassen Sie das Zimmer des Burschen noch einmal gründlich untersuchen. Thüren und Fenster nicht vergessen!"

„Zu Befehl, Herr Kommissar!"

„Also den nehmen wir einstweilen mit! Bertha Schmider! Treten Sie vor!"

Bertha folgte dem Befehle mit schlotterndem Knie.

„Sie sind die Braut des Hotte?"

„Ja, Herr Kommissar, aber wahr und wahrhaftig! . . ."

„Seien Sie nur still! Es nützt Ihnen doch nichts. Sie müssen auch mit!"

Bertha stieß einen gellenden Schrei aus.

„Halten Sie sich ruhig, sage ich Ihnen! Sie be-

schuldige ich ja gar nicht. Wenn Sie nichts mit der Sache zu thun haben, sind Sie morgen wieder auf freiem Fuße. Aber heute müssen Sie mit! Da hilft Ihnen kein Schreien und Heulen. Seien Sie vernünftig, sonst lasse ich Sie gleich abführen!"

Bertha ließ sich schluchzend auf einen Stuhl fallen und wimmerte beständig.

Die Vernehmung der übrigen Dienerschaft ergab nicht den geringsten Anlaß zu einer Belastung eines anderen. Wohl aber meldete der Wachtmeister, daß im Schnee deutliche Spuren zurückgelassen seien, die es als unumstößlich feststellten, daß sowohl das Fenster in Hottes Stube nach der Wilhelmstraße wie das gegenüberliegende in Berthas Stube geöffnet worden seien, und daß sich jemand vor den Fenstern zu schaffen gemacht habe. Und zwar war Berthas Fenster viel früher geöffnet und geschlossen worden, als das von Hotte. Bei der Oeffnung des Fensterflügels war der Schnee weggeschoben worden. Diese untere vom Fensterrande abgeschaufelte Stelle war vor Berthas Fenster wieder beschneit und auch die Fußspuren auf der Straße waren vom Schneefall stark verwischt, wenn auch noch immer zu erkennen. Vor Hottes Fenster dagegen war die abgeschaufelte Stelle in Form eines Segments vollkommen erhalten und die Fußspuren auf der Straße waren ganz scharf. Der Mensch, der da gestanden hatte, war dagewesen, nachdem der Schneesturm vollkommen aufgehört hatte, und der Kommissar wußte ganz genau, daß das kurz nach ein Uhr gewesen war. Es stimmte also genau mit der bekannten Zeit des Einbruchs zusammen.

Hotte, wieder vorgeführt, gab eine ausweichende Ant-

wort. Er mache jeden Abend das Fenster auf; er habe auf der Straße niemand bemerkt. Auf das Vorhalten des Kommissars, daß er kurz nach Mitternacht zu Bett geschickt sei, daß das Fenster aber erst nach ein Uhr geöffnet sein könne, vermochte er nichts zu erwidern.

Bei der Feststellung dieser wichtigen Thatsache fiel dem Kommissar ein, daß der Schnee vielleicht auch noch anderes Wichtige sachlich denunzieren könne. Er gab den Befehl, die metallenen Jalousien aufzuziehen und ließ die hölzerne Doppelthür zum Parke öffnen. Er leuchtete das Tapetenzimmer ab. Dann warf er durchdringende Blicke auf den Teppich des Salons.

Und da waren die Spuren! die unverkennbaren Spuren!

„Nun sind wir wieder einen großen Schritt weiter!“ rief er freudig aus.

Hart am Eingange des Zimmers vom Parke aus war ein großer nasser Fleck, der sich kalt anfühlte. Und bei genauer Besichtigung zeigten sich noch kleine, ungeschmolzene Schneeteilchen. Auf dem Steinway-Flügel in nächster Nähe waren auf der mit undurchdringlichem Lack überzogenen Flügeldecke erhebliche Wasserspuren: eine runde in größeren und kleineren Kügelchen und unweit davon eine große Lache in unregelmäßiger Gestalt, etwa, als ob man da ein halb volles Glas umgestoßen hätte.

„Da hat der Dieb seinen Hut und seinen nassen Rock hingeworfen! Und hier am Eingange hat er die Schneeschollen von den Stiefeln abgeschüttelt. Das ist klar! . . . Und da! Da haben wir ja die deutlichen Spuren im Schnee! Die Spuren im Park! Ganz deutlich!“ Der

Kommissar hatte die Lampe erhoben und durch die Scheibe geblickt. „Daß mir niemand in den Park geht. Das müssen wir genau untersuchen!“

„Da sehen Sie doch, Herr Kommissar, daß ich es nicht gewesen sein kann!“ rief Hotte.

„Du wirst warten, bis du gefragt wirst!“ fuhr ihn der Kommissar an. Das vertrauliche, geringschätzige Du empörte den Kammerdiener.

Der Kommissar machte eine Pause, streichelte sein breites Kinn und sagte dann, sich an Julianen wendend:

„Etwas stimmt nicht! Entschuldigen Sie, Excellenz! Sie sagten, Sie hätten dies Zimmer, nachdem Sie die Jungfer fortgeschickt, nicht mehr verlassen? Das ist aber nicht möglich! Sonst müßten Ew. Excellenz den Menschen gesehen haben. Denn dagewesen ist der Kerl, das ist zweifellos! Von da ist er gekommen,“ fügte er hinzu, indem er aus dem Fenster nach rechts wies; „hier,“ auf die feuchte Stelle des Teppichs an der Glasthür zeigend, „hat er den Schnee von den Stiefeln geschüttelt, dort,“ auf den Flügel deutend, „Hut und Ueberrock hingelegt, und da,“ durch die Thür geradeaus weisend, „das Weite gesucht. Ich bitte Ew. Excellenz, besinnen Sie sich!“

Juliane war so völlig abgespannt, daß sie zu antworten kaum vermochte. Indessen gelang es dem Kommissar doch, durch zweckmäßige Fragen zu ermitteln, daß die Gräfin allerdings zweimal, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit, das Parkzimmer verlassen hatte, und der scharfsinnige Beamte konstruierte nun aus seinen Feststellungen das Thatsächliche, wie es sich sehr wahrscheinlich zugetragen hatte, in folgender Weise:

Bei dem Verbrechen waren mindestens zwei, wahrscheinlich drei Personen thätig gewesen: zweifellos Hotte, der gemeinsam operiert hatte mit einem, der vom Park aus zu ihm gestoßen war. Eine dritte Person hatte jedenfalls von der Wilhelmstraße aus Fühlung mit den Thätern gehabt. Von diesem dritten wußte man einstweilen noch nichts besonderes.

Hotte hatte sich ohne Zweifel in das Zimmer geschlichen und auf den geeigneten Augenblick gewartet. Sein Kumpan, der mittels Nachschlüssels in den Park gelangt war, hatte auf dem Seitenwege das Palais erreicht, im Dunkel vor den erleuchteten Fenstern Posten gefaßt, die Vorgänge im Parkzimmer von dort beobachtet und den Augenblick, in dem die Gräfin ins Nebenzimmer gegangen war, um sich ein Brausepulver zu bereiten, benutzt, um durch die nicht geschlossene Thür in das Zimmer zu schlüpfen. Daß er sich seines Hutes und seines Ueberrockes entledigt und den Schnee von seinen Stiefeln abgeschüttelt hatte, war freilich sonderbar, aber der erfahrene Polizeibeamte wußte, daß bei jedem Verbrechen die unbegreiflichsten Sachen vorkommen. Das beirrte ihn also in seinen Mutmaßungen durchaus nicht. Das Parkzimmer war nur mäßig beleuchtet gewesen, wie die Frau Gräfin bekundet hatte. Es war also sehr wohl möglich, daß Hut und Ueberrock, die gerade an dem nur spärlich beleuchteten Eingange gelegen hatten, von ihr nicht bemerkt worden waren. Wahrscheinlich war Hotte die Aufgabe zugewiesen, den Hund unschädlich zu machen, während der andere den Diebstahl, der langer Hand vorbereitet war, ausführte. Und das war ihm um so leichter geworden. als ihn die

Frau Gräfin unwissentlich darin unterstützt und den sich immer wieder meldenden Hund mehrfach und energisch zur Ruhe verwiesen hatte. Nachdem nun die Frau Gräfin den Hund selbst abgerufen hatte und mit diesem ins Nebenzimmer geeilt war, um dort die Thüren zu verriegeln, war der Eindringling aus dem Toilettenzimmer entschlüpft, hatte seine Sachen vom Flügel genommen und den geraden Weg nach dem Ausgang aus dem Parke zur Königgrätzerstraße eingeschlagen. Die That war mit einer solchen Sicherheit und Tollkühnheit vollbracht, daß der Kommissar nur an zwei oder drei der bekannten Einbrecher als an die möglichen Urheber derselben denken konnte.

Er trat mit einigen Beamten in den dunklen Park und ließ die Spuren im Schnee ableuchten.

Plötzlich rief er erfreut aus:

„Ich habe es mir gleich gedacht! Jetzt erkenne ich die Handschrift meines Freundes Humpelfritze ganz deutlich! Sehen Sie," sagte er zu seinem Kollegen, dem Polizeileutnant. „Die Spuren sind verschieden, der eine Fuß tritt fester auf und tiefer als der andere, der rechte hat einen ganz scharfen Eindruck im Schnee hinterlassen, die Stapfen des linken Fußes sind länglich, ungleichmäßig, schleifend! Nun bin ich meiner Sache ganz sicher!"

Der Leutnant überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Beobachtungen.

Als sie wieder in das Parkzimmer traten, ließ der Kommissar Hotte noch einmal vortreten.

„Kennen Sie den Humpelfritzen?" fragte er ihn, indem er Hotte mit seinen stechenden Augen anstarrte. „Einen gewissen Fritz Wildicke? Humpelfritze ist sein Spitz-

name. Kennen Sie diesen Wildicke? . . . Nun? . . . Antworten Sie! Ich frage Sie: ob Sie einen Menschen Namens Fritz Wildicke kennen?"

Hotte schwieg.

„Vielleicht kennen Sie ihn unter einem anderen Namen. Kennen Sie einen Mann, etwa in Ihren Jahren, mit schwarzen krausen Haaren, schwarzem Schnurrbart, der ziemlich stark hinkt? Besinnen Sie sich wohl!

„Nein," antwortete Hotte.

„Also Sie sind Ihrer Sache ganz sicher?! Wenn wir Ihnen später nachweisen, daß Sie diesen lahmen Wildicke doch kennen, und gut kennen, daß Sie mit ihm öfter zusammengewesen sind, dann steht es schlimm um Ihre Sache, Freundchen! Also machen Sie keine Witze! . . . Sie bleiben dabei: Sie kennen keinen, auf den meine Beschreibung paßt: einen breitschulterigen Mann, in Ihren Jahren, lahm, schwarze krause Haare? Nun, kennen Sie Wildicke?"

„Nein!"

Während der letzten Fragen des Kommissars war der Portier aufmerksamer geworden. Er hatte den Kopf etwas vorgebeugt, in eine schräge Lage gebracht und endlich die Hand an das Ohr gelegt. Dabei machte er ein sehr ernstes, ja bedenkliches Gesicht. Als Hotte die Frage bestimmt verneint hatte, gab er sich einen Ruck und trat vor.

„Hm, hm!" machte er. „Ein schwarzer Krauskopf, der hinkt . . . wenn ihn der Johann nicht kennt . . . die Bertha sollte ihn wohl kennen!"

„Nun, Bertha Schmider!" rief der Kommissar, den Berthas jämmerliches Schluchzen vollkommen gleichgiltig

ließ. „Sie hören, was der Mann sagt! Was haben Sie darauf zu erwidern?“

Bertha bedeckte ihre Augen und stöhnte, statt jeder Antwort, nur noch kläglicher.

„Alles, was ich sagen kann, ist, daß ein Mann, so wie Sie ihn beschreiben, Herr Kommissar, die Bertha im Sommer einmal besucht hat,“ erklärte Peterberg. „Er sagte, er sei ihr Cousin und halte sich hier nur ein paar Stunden auf der Durchreise auf.“

„Und Sie würden den Betreffenden wiedererkennen?“ forschte der Kommissar.

„Ganz gewiß!“ gab Peterberg zur Antwort.

Von weiteren Ermittelungen und Feststellungen mußte zunächst Abstand genommen werden, die Gräfin war so vollkommen erschöpft, daß sie sich genötigt sah, den Kommissar zu ersuchen, die Leute zu entfernen und sie allein zu lassen. Sie brach thatsächlich zusammen. Der Kommissar, der seine Aufgabe als im hauptsächlichsten gelöst betrachten durfte, verabschiedete sich in höflicher Weise. Bertha wurde unter lautem Heulen und Wimmern zugleich mit Hotte abgeführt, die übrigen zogen sich zurück. Der Kommissar besprach noch Einzelheiten mit dem Portier und verließ dann im Gespräch mit dem Polizeileutnant das Palais.

Die Gräfin ließ die Kerzen löschen und die Fenster öffnen. Die kalte Nachtluft blies in das dumpfe Gemach und brachte der armen Frau einige Kühlung, die wie leblos mit geschlossenen Lidern, mit wächsernem Antlitz, mit eingesunkener Brust und schlaff herabhängenden Armen auf dem niederen breiten Sessel lag. Das zweite Haus-

mädchen Ida stand teilnahmvoll neben ihr, vor ihr hatte sich Nero ausgestreckt.

Die nächtliche Kälte strömte ungehindert ein und hatte allmählich Besitz von dem ganzen Raum ergriffen. Das Mädchen schloß nach stillschweigend erteilter Erlaubnis Fenster und Thüren, war Julianen, die von einem starken Schüttelfrost durchrüttelt wurde und bebend die Zähne aufeinanderschlug, beim völligen Entkleiden behilflich und bettete die Fieberkranke. Nero verkroch sich in einen Winkel. Er wollte die Ruhe seiner Herrin durch seine unbewachte Ungehörigkeit nicht stören, aber er wollte sie auch nicht wieder allein lassen. Ida stellte die einzig im Zimmer noch brennende Lampe, deren Licht, durch einen starken tiefroten Schleier gebrochen, wie der Scheidegruß des ersterbenden herbstlichen Abendrots schimmerte, auf einen entfernten Ecktisch, so daß der Schlummer der hinter der spanischen Wand Ruhenden nicht durch eindringende Lichtstrahlen gestört werden konnte, und nachdem sie eine Weile am Fuße des Bettes gestanden, die Frau Gräfin mit sorgenden Blicken beobachtet und sich überzeugt, daß der Schlaf die arme Herrin überwältigt hatte, schlich sie auf den Fußspitzen davon. —

Fürst Ulrich und Legationsrat von Berwitz waren zusammen gefahren und stiegen zusammen vor dem Hotel Royal aus. Legationsrat von Berwitz wollte die paar Schritte bis zu seiner ebenfalls in der Wilhelmstraße, aber jenseits der Leipzigerstraße gelegenen Wohnung zu Fuß zurücklegen.

„Ich begleite Sie noch ein wenig," sagte Fürst Ulrich, „mir ist es immer ein Bedürfnis, vor dem Zubettgehen mir noch ein wenig Bewegung zu machen."

In Wahrheit war es ihm ein Bedürfnis, in unverdächtiger Weise bei dem Iseneckschen Palais noch einmal vorüberzugehen; er hoffte, daß er irgendwie irgendetwas werde erfahren können, das seiner qualvollen Ungewißheit ein Ende machen würde.

Und sein Hoffen wurde nicht getäuscht. Die beiden schlenderten in gemütlichem Gespräch langsam die stille Straße hinauf.

Auf einmal blieben sie wie auf Kommando stehen und blickten zuerst auf die andere Seite der Straße und dann sich selbst erstaunt an.

Was war das?

Zu dieser späten Stunde, in der alles ringsum still und dunkel war und die schon für gewöhnlich ziemlich mangelhafte Straßenbeleuchtung wegen des Schnees, der sich auf die oberen Laternenscheiben hoch aufgeschichtet und sich auch stellenweise an den Längsscheiben klumpig festgepappt hatte, ihre Aufgabe noch dürftiger als sonst löste, brach aus allen Fenstern des Souterrains und des Erdgeschosses, und auch aus vielen Fenstern des oberen Stocks, sowohl der Flügel wie des Hauptgebäudes des Iseneckschen Palais, helles Licht, das von allen Seiten auf den schneebedeckten Vorhof schimmernd zusammenflutete.

Ulrich und Berwitz überschritten den Fahrdamm.

In dem Augenblicke wurde die große Mittelthür des Quergebäudes geöffnet, und ein merkwürdiger Zug bewegte sich daraus über den Vorhof: ein Mensch in Joppe mit einem runden Hute zwischen zwei Schutzleuten, deren weiße Helmbeschläge leuchtend blitzten, und dahinter ein Frauenzimmer, fast ohnmächtig, das von zwei anderen kräftigen

Schutzleuten über den Hof halb getragen, halb geschleift wurde und während des mühseligen Transportes unablässig wimmerte und stöhnte. Mehrere andere Männer in Polizeiuniform und in Zivil folgten.

Berwitz ergriff die Initiative.

„Wir müssen uns doch unbedingt erkundigen, was da geschehen ist!“

„Selbstverständlich!“

Der Portier, der sofort erschien, berichtete den Herren genau die Vorgänge. Die Frau Gräfin habe sich eben zur Ruhe begeben.

„Melden Sie morgen der gnädigen Frau unsere tiefe Teilnahme. Wir werden uns gegen Mittag nach dem Befinden der Frau Gräfin erkundigen.“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

Die Herren verabredeten sich, um am folgenden Tage — es war ein Montag — der Gräfin ihren Besuch zusammen zu machen. Das, was sie vom Portier vernommen hatten, hatte sie doch sehr erregt. Sie sprachen noch lange hin und her über die beispiellose Frechheit der Einbrecher, und waren nicht abgeneigt, es gewissermaßen als ein Glück zu preisen, daß es bei der, wenn auch noch so empfindlichen Beschädigung an Gut sein Bewenden gehabt hatte. Bei Strolchen, die in dieser Weise gegen fremdes Eigentum vorgehen, durfte man sich unter Umständen auch des Schlimmeren, ja des Schlimmsten versehen. Und wenn die schwächliche kleine Frau sie überrascht und gestört hätte, wer weiß, was sie dann vielleicht gethan haben würden, um den einzigen menschlichen Zeugen unschädlich zu machen! Berwitz bedauerte lebhaft, daß die

Gräfin selbst den Hund verhindert hatte, seine Schuldigkeit zu thun. Wenn Nero den Verbrecher bei der Gurgel gepackt und in seinem unbewußten tierischen Drange radikaler gestraft hätte, als es menschliche Weisheit und Gerechtigkeit vermögen, — ihm wäre es schließlich auch ganz recht gewesen.

Fürst Ulrich widersprach nicht.

Die Herren verabschiedeten sich. Der Fürst ging viel weniger beschwert als zuvor seinem Hotel zu. Er verbrachte die Nacht ziemlich ruhig.

Die unglückliche Juliane aber warf sich in trockener entsetzlicher Glut in ihrem Bett hin und her. Wirklichkeit und Fiebertraum, die schaurige jüngste Vergangenheit und noch grausigere Schreckbilder einer möglichen Zukunft verwoben und verstrickten sich zu einem unerträglichen Etwas, das in ihrer erhitzten Phantasie die Gestalt der seltsam verwandelten Lamoralspitze annahm, sich bald als Knebel in ihren Mund schob, bald als Strick um ihre Kehle schlang, bald als furchtbares Wickel ihre Brust zusammenschnürte und sich endlich als Bahrtuch über ihre erstarrten Glieder breitete. Und sie ächzte und sagte immer wieder den alten Reimspruch:

Dentelle *Lamoral*
Ecrase *la morale.*
Puis donne *la mort à l'*
Adultère fatal . . .

Sie sagte das immer wieder in der langen, endlosen Dezembernacht. —

Die Bemühungen des Kommissars, Wildickes womöglich noch vor Tagesanbruch habhaft zu werden, blieben

erfolglos, da Wildicke, wie der Beamte es richtig vermutet, schon seit mehreren Tagen sein polizeilich gemeldetes Nachtquartier nicht aufgesucht hatte. Der Kommissar Beyer bedauerte das sehr, denn er wußte im voraus, daß man am anderen Morgen bei Wildicke von dem gestohlenen Gute nicht das geringste mehr finden würde. Wegen der Ergreifung des Verbrechers selbst machte er sich keine Sorgen; ihm war ja bekannt, daß der Humpelfritze kaum einen Tag vergehen ließ, ohne in den vorgerückten Stunden des Abends auf kürzere oder längere Frist im „Grauen Elend" vorzusprechen. Da würde er ihn also wahrscheinlich schon morgen, jedenfalls in den nächsten Tagen treffen und dingfest machen.

Die gesamte Berliner Polizei wurde noch vor Tagesanbruch aufgefordert, auf Wildicke, den vermutlich Hauptbeteiligten am Isenecksschen Diebstahle, zu fahnden.

X.

Präsident Graf Albrecht von Iseneck war sehr bestürzt, als er am Montag früh, bei seiner Ankunft in Berlin, auf die Frage, weshalb ihn nicht Johann wie gewöhnlich von der Bahn abhole, von Bob die Antwort erhielt, daß Johann und die Kammerzofe Bertha in der vergangenen Nacht verhaftet seien, unter der Beschuldigung, den Geldschrank im Toilettenzimmer der Frau Gräfin erbrochen und daraus Kostbarkeiten aller Art gestohlen, beziehentlich bei diesem Verbrechen Hilfe geleistet zu haben.

Sobald er in sein Palais zurückgekehrt war und sich umgekleidet hatte, beschied er Peterberg, den ältesten und bewährtesten seiner Diener, zu sich und ließ sich über alle Vorgänge ganz genau Bericht erstatten. Ueber eine ihm völlig unerklärliche Thatsache vermochte auch Peterberg keine Auskunft zu geben. Weshalb war sein ausdrücklicher Befehl, daß während seiner Abwesenheit Bertha im Toilettenzimmer der Gräfin schlafen solle, nicht befolgt worden? Die Lösung dieses Rätsels hatte er nur von seiner Frau zu erwarten, für die der Tag noch nicht angebrochen war, obgleich die zehnte Morgenstunde schon

geschlagen hatte. Er erblickte aber in jenem Umstande einen neuen Beweis für die Richtigkeit der Annahme, daß das Verbrechen nur von Personen, die dem gräflichen Hausstande angehörten und über alle Vorgänge im Palais ganz genau unterrichtet waren, verübt sein könne, besonders eine drückende Belastung der Bertha. Er befahl, daß man ihn, sobald die Frau Gräfin zu sprechen sei, sofort benachrichtige, und daß man der Gräfin seine Rückkehr frühestens anzeige.

Erst eine Stunde darauf wurde ihm gemeldet, daß die Frau Gräfin Se. Excellenz zu sprechen wünsche.

Graf Albrecht erbleichte und wich, wahrhaftig betroffen, einen Schritt zurück, als er Julianen erblickte. Sie hatte unter Idas geschicktem Beistand im Bette selbst notdürftig ihre Morgentoilette gemacht, da sie sich zu schwach gefühlt hatte, um ihr Lager zu verlassen. Durch die auf ihre Veranlassung weit geöffneten Fenster und die offene Parkthür strömte die eisig kalte Dezemberluft. Sie saß aufrecht in ihrem Bett, in einem dünnen Spitzenpeignoir, den sie übergeworfen hatte, den Rücken durch zahlreiche Kissen gestützt. Ihre wundervollen Haare fielen in glänzenden Ringeln über die weißen Kissen und verhüllten ihre Brust; und aus dieser wogenden Umflutung blickte ein unheimlich gerötetes Gesicht mit verstörtem Ausdruck, mit halb offenen, trockenen, vom Fieber aufgerissenen Lippen, mit großen, starren, verglasten Augen hervor.

Albrecht war kaum eines Wortes mächtig; wie ungläubig schüttelte er langsam den Kopf, und immer wieder fiel sein Blick auf den Scheitel, auf die Schläfen, auf das herrliche Haar . . .

Nein, es war keine Täuschung!

In der Mitte und an den beiden Seiten, besonders stark in der Mitte, war das schöne Blauschwarz dieser Haare von silbernen Fäden dicht durchzogen, die am Stirnansatz einen schneeigen Strahn bildeten, der die schwarze Flut ihrer Locken in zwei ganz gleiche Teile zerlegte.

Juliane war über Nacht ergraut.

Ihr Gesicht hatte dadurch noch mehr als durch die gewaltsamen Anzeichen eines heftigen Fiebers einen völlig veränderten Ausdruck angenommen.

Endlich hatte sich Graf Albrecht gefaßt. Er trat vorsichtig an das Lager heran und reichte seiner Frau die Hand.

„Du scheinst recht leidend zu sein, meine Liebe!" redete er sie mit sanfter gedämpfter Stimme an. „Hast du schon zum Arzt geschickt?"

Juliane verneinte mit einer müden Bewegung des Kopfes.

„Ich werde ihn selbst holen . . . Von der Sache, die dich krank gemacht hat, wollen wir einstweilen lieber nicht sprechen. Ich denke, es ist dir lieber so, es würde dich nur unnütz aufregen, und ich weiß alles, was ich zu wissen brauche. Nur eine Frage gestattest du mir wohl: hat die Bertha eigenmächtig gegen meine Anordnung gehandelt, oder hast du sie auf ihr Zimmer geschickt?"

„Ich habe sie nach vorn geschickt . . . Sie störte mich durch ihr Aufschreien im Schlaf."

„Ah so! . . . Hast du irgendwelche Wünsche?"

Juliane verneinte mit derselben matten Kopfbewegung.

„Ich möchte dir doch raten, die Fenster schließen zu lassen. Es ist eisig kalt hier!“

Juliane schloß zustimmend die Lider. Dann sagte sie mit wehmütigem Lächeln: „Kalt? Und mich verzehrt eine unerträgliche Glut.“

„Du hast Fieber; ich fühle es ja auch an deiner heißen trockenen Hand. Wenn Dr. Lohausen nichts dagegen hat, kannst du die Fenster ja nachher wieder öffnen lassen. Und dann würdest du wohl auch gut thun, niemand vorzulassen, bevor du mit dem Arzte gesprochen hast.“

Juliane stimmte wieder zu; aber sie machte doch einen Vorbehalt:

„Nur Alix, die mich heut besuchen wollte, möchte ich sehen.“

„Wie du meinst, aber rege dich nicht auf, Juliane.“

„Sonst niemand! keinen Menschen! Man soll es mir gar nicht melden.“

„Ich werde die nötigen Weisungen geben. Du sollst ganz ungestört sein.“

„Berwitz und Ulrich Engernheim haben schon in der Nacht, ich weiß nicht wie, erfahren, was hier geschehen ist . . .“ fügte Juliane leise, heiser stockend, hinzu. „Sie haben mir einen Kondolenzbesuch angekündigt . . . Ich will sie auch nicht sehen . . . keinen Menschen!“

„Du sollst deine vollkommene Ruhe haben! Verlaß dich darauf!“

Juliane schloß die Augen und ließ den Kopf nach hinten fallen. Die wenigen Worte, die sie gehört und gesagt, hatten ihre geringe Kraft erschöpft. Der Graf küßte ihre Hand und ging mit großer Vorsicht auf den

Fußspitzen aus dem Zimmer. Nachdem er dafür gesorgt, daß die Befehle der Gräfin pünktlich besorgt würden, fuhr er zum Geheimrat Dr. Lohausen.

Kaum hatte Graf Iseneck das Palais verlassen, als Prinzessin Alix, von ihrem Diener gefolgt, dasselbe betrat. Sie hatte sich mit ihrer Toilette beeilt, denn ihr Papa hatte in aller Frühe vom Fürsten Ulrich eine Karte folgenden Inhalts empfangen:

„Mein lieber Fürst!

Durch einen Zufall haben wir, Berwitz und ich, als wir in der vergangenen Nacht durch die Wilhelmstraße nach Haus gingen, erfahren, daß bei Ihrer Nichte Iseneck eingebrochen worden ist. Graf Iseneck wird heute zurückerwartet. Vielleicht bedarf die Gräfin aber schon früher Ihrer Unterstützung. Daß Sie unter allen Umständen über mich verfügen dürften, versteht sich. Den Damen meine Huldigungen.

In fliegender Eile Der Ihrige

Ulrich Engernheim."

Fürst Eyckhof hatte sich sogleich in das Palais begeben. Er hatte vom Portier gehört, daß die Frau Gräfin den Befehl gegeben habe, niemand vorzulassen, und daß sie jetzt wohl noch schlafe; er hatte ferner, nachdem er sich von den Einzelheiten hatte unterrichten lassen, erkannt, daß es für ihn offenbar nichts zu thun gab, daß die Sache im richtigen Geleise war, und daß das Weitere dem Grafen Iseneck überlassen bleiben müsse. Er war nach Hause zurückgekehrt und hatte den Damen beim Frühstückskaffee alles, was er in Erfahrung hatte bringen können, erzählt. Alix war aufgesprungen, um sich dar-

über zu beruhigen, daß ihre Brillantenfichel noch zur Stelle sei. Juliane wurde lebhaft bedauert; sodann beratschlagten die Eltern und Alix, was wohl geschehen könne, um in dem gefährlichen Berlin ihrer Person und ihrem Eigentum eine erhöhte Sicherheit zu gewähren.

Und die Beratung führte zu dem Beschluß, daß Fürst Engelbert nach Menthin die telegraphische Weisung ergehen ließ, Freia, die Mutter des Nero, sofort nach Berlin zu befördern. Neros vortreffliche und gefürchtete Eigenschaften waren das Erbteil seiner edlen Mutter. „Und wenn Freia in der Nacht anschlägt," sagte der Fürst, „werden wir sie nicht beruhigen!"

Dem jungen Mädchen war die Selbstbeherrschung, die der alte Mann sich aufzuerlegen vermocht hatte, nicht zu eigen. Als Alix vor Julianens Lager trat, prallte sie entsetzt zurück, und die heißen Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Allmächtiger Gott, wie siehst du aus!" rief Alix unter heftigem Schluchzen. „Du arme, arme Herzensliane! Was mußt du durchgemacht haben!"

Alix beugte sich über sie und küßte leidenschaftlich Julianens Augen, Wangen und Lippen, und ihre glühenden Zähren wirkten auf die Kranke wie lindernder lauer Balsam und milderten den Brand, der deren Wangen durchloderte.

„Ja, ich habe viel ausgestanden, Ali," sagte Juliane heiser. „Und ich bin noch krank. Halte dich recht ruhig. Ich darf mich nicht aufregen!"

Alix nickte, sie wollte etwas sagen, aber sie brachte es jetzt nicht über ihre Lippen, sie schluckte mehreremal und drückte ihr Tuch vor die Augen, um den Lauf ihrer

gewaltsam hervorbrechenden Thränen zu hemmen. Aber es gelang ihr nicht. Sie richtete sich auf, flüsterte, von beständigem Schluchzen unterbrochen: „Ich gehe nicht ... ich komme gleich wieder ... ganz vernünftig ... entschuldige!“ und trat hinter der spanischen Wand wieder hervor in das große Zimmer. Da war sie unbelauscht, da konnte sie weinen nach Herzenslust, da regte sich die arme Liane nicht auf.

Sie trat an die Glasthür, drückte die Stirn an die eisigkalte Scheibe und starrte aus den thränenverschleierten Augen auf die glänzende Schneefläche des Parkes, während sie mit ihrem Tuch die Lippen fest bedeckte, um jeden verräterischen Laut ihres tiefschmerzlichen Mitgefühls zu ersticken; und sie starrte beständig auf den Schnee, auf die Spuren, die von der Treppe hinab in den Park über den großen Weg nach dem Ausgange zu führten, immer auf diese eigentümlichen Spuren, die des einen Fußes tiefer und schärfer, die anderen flacher, verwischter, länglicher ... und da sie sich längst daran gewöhnt hatte, alles, was sie sah und hörte, mit dem Fürsten Ulrich von Engernheim zusammenzubringen, dachte sie sich, daß, wenn Fürst Ulrich dieses Weges gegangen wäre, sein besonderer Gang wohl solche Fußstapfen zurückgelassen haben könne. Und während sie dem kindischen Spiele ihrer egoistischen Phantasie nachhing und sich zugleich schämte, daß sie in diesem Augenblicke und hier an ihre eigenen Sachen denken konnte, beruhigte sie sich allmählich. Sie drückte das Tuch noch einmal vor die Augen, trocknete sie nun wirklich, und mit mitleidigem, tröstendem Lächeln trat sie hinter die spanische Wand zurück vor Julianens Lager.

„Da bin ich wieder!“ flüsterte sie zärtlich. „Und jetzt bin ich ganz still und ganz vernünftig!“

Sie wollte sich auf den kleinen Sessel am Bette niederlassen.

„Hier!“ sagte Juliane fast tonlos und wies neben sich.

Alix setzte sich vorsichtig auf das Bett selbst, legte Julianens heiße Hand in die beiden ihrigen, stützte den linken Ellbogen auf die Matratze und beugte sich zur kranken Freundin, die ihr brennendes Gesicht an den frischen Wangen des Mädchens kühlte und dankbar, matt lächelte.

„Du hättest mehr Vertrauen zu mir haben sollen!“ fuhr Juliane leise fort.

Erstaunt blickte ihr Alix ins Auge.

„Ich, meine beste Liane? Ich hätte es an Vertrauen zu dir fehlen lassen? Aber wann denn und wie denn? . . . Ich verstehe dich wirklich nicht! . . . Du meinst am Ende . . . davon durfte ich wirklich zu niemand sprechen . . . nicht einmal zu Mama . . . Es ist ja noch gar nichts Rechtes! . . . es wird erst etwas . . . zu meinem siebzehnten Geburtstag! . . . Und das habe ich auch nur aus gewissen Andeutungen mir zusammengereimt, gesagt hat man mir auch nichts. Ich weiß nur, daß Fürst Ulrich mit meinen Eltern gesprochen hat, daß mir erlaubt ist, seine Briefe zu lesen und zu beantworten, und daß ich vor meinem siebzehnten Geburtstag nichts weiter verlangen soll. Dem Fürsten ist das jedenfalls bekannt, denn er ist in seinen Aeußerungen mir gegenüber eben so entzückend liebenswürdig und herzlich wie vorsichtig. Das ist die volle Wahrheit, Liane, und du bist außer uns die

Einzige, die das weiß! Du siehst, mein Engel, ich mißtraue dir nicht! . . . Aber mein Geschwätz regt dich auf; und von mir sollte jetzt wirklich nicht die Rede sein . . . Könnte ich nur irgend etwas für dich thun! . . . Du Aermste, wie magst du gelitten haben, wie leidest du vielleicht jetzt noch!"

Alix hatte alles das mehr gehaucht als gesprochen. Juliane hörte ihr mit halbgeschlossenen Augen zu und drückte immer wieder ihre glühende Stirn an die frischen Wangen des jungen Mädchens.

„Wärst du nur etwas älter . . . Du könntest etwas für mich thun!" brachte sie mühsam hervor.

„Ah, Liane!" entgegnete Alix mit treuherzigem Ausdruck. „Ich kann ganz verständig sein! Du solltest es mit mir nur versuchen!"

„Sieh, Ali! . . . ich bin krank, recht krank! . . . Sage kein Wort dagegen! Ich weiß es am besten! . . . Ich will dir einen Auftrag geben! . . . Aber du darfst dich nicht aufregen und darfst nicht weinen! . . . Ich muß mit meinem bißchen Kraft haushälterisch umgehen . . . Also . . . ich kann nicht mehr schreiben . . . und ich habe jemand etwas zu sagen, den ich vielleicht . . . in langer, langer Zeit nicht wiedersehe . . . Da, auf meinem Fenstertisch liegt alles . . . ich will dir etwas diktieren . . ."

Alix ließ Julianens Hand los, erhob sich langsam und trat an den Schreibtisch. Sie holte die Mappe, in der Briefpapier und Umschläge lagen, Feder und Tinte, und kehrte zu Julianen zurück, die vor Ermattung nun die Lider völlig geschlossen hatte und eingeschlummert zu sein schien. Alix stellte behutsam das Tintenfaß auf das

Nachttischchen und ließ sich, während sie den Atem anhielt, geräuschlos auf den niedrigen Sessel daneben nieder. Sie wollte der Kranken Schlummer nicht stören.

Sie wartete lange Zeit und beobachtete Julianen, auf deren noch immer glühendem Antlitz es unheimlich zuckte; besonders ihre Stirn, die durch den silbernen Haarstrahn in der Mitte eine andere Form angenommen zu haben schien, legte sich in gewissen Zwischenräumen in tiefe Falten, die sich ganz allmählich glätteten, um sich dann plötzlich wieder aufs neue in die dunkle Haut einzugraben.

„Ich schlafe nicht . . . ich besinne mich nur," sagte Juliane nach einer langen Pause.

Sie schlug die Augen wieder auf, erhob sich mit einer energischen Bewegung ein klein wenig von den Kissen, auf die sie sogleich wieder kraftlos zurücksank und sprach mit etwas lauterer Stimme:

„Also schreib' . . . zunächst das Datum . . ."

„Berlin, den 22. Dezember 1879," flüsterte Alix langsam vor sich hin, während sie die Worte gleichzeitig niederschrieb.

„‚Ihrer Cousine und einzigen Vertrauten Alix Eyckhof diktiert von Juliane Isneck-Wiking' . . . hast du's?"

„Gleich! . . . ‚Isneck-Wiking' . . . ich hab's!"

„‚Unser Schuldbuch sei vernichtet!'"

Alix schrieb . . .

„‚Vernichtet' . . . weiter!"

„Weiter nichts!"

„Und die Adresse?"

„Die Adresse? . . . die lasse ich lieber von jemand

anderem schreiben ... Füge noch etwas hinzu ... selbständig ... erkläre, daß du den Adressaten nicht kennst ..."

„Gut," versetzte Alix und schrieb darauf einige Zeilen, die sie Julianen vorlas:

„‚Auf Wunsch meiner Cousine Juliane Gräfin Iseneck erkläre ich, daß ich ihr zwar als Sekretär gedient habe, aber nicht weiß, für wen diese Mitteilung bestimmt ist. Alix Prinzessin von Eyckhof.' — Einverstanden?"

Juliane nickte.

„Und nun schieb das Blatt in die Seitentasche, schließ die Mappe und lege sie dorthin ... auf das Nachttischchen ... damit ich sie gleich zur Hand habe ... So ... Gottlob ... nun bin ich aber wirklich todmüde ..."

„Soll ich dich verlassen, Liane?"

Juliane machte eine langsame zustimmende Bewegung.

„Soll ich nachmittag wiederkommen?"

Die Kranke schüttelte den Kopf.

„Laß mich jetzt schlafen ... lange schlafen ... ich laß dich rufen, wenn ich dich sehen will."

Alix küßte Julianen zärtlich. Sie blieb noch einige Zeit vor dem Lager der jetzt wieder von heftigstem Fieber Durchglühten stehen, die aus den weitgeöffneten Lippen den Atem in kurzen, hastigen Zügen hervorstieß und die Augen fest geschlossen hatte. Und wieder fühlte sich Alix von einem unbezwinglichen Grausen erfaßt über die entsetzliche Schnelligkeit und Gewalt, mit der hier die seelische Aufregung das Werk der körperlichen Zerstörung verrichtet hatte. Gestern — genau um dieselbe Stunde — hatte sie mit schmeichlerischem Kosen ihre jugendfrische Cousine beschwatzt, sie am Abend zum Ball zu begleiten, und jetzt

stöhnte mit purpurroten Wangen eine Schwerkranke, deren Scheitel sich über Nacht mit dem silbernen Weiß des Greisentums bezogen hatte. Die großen blauen Augen des blühenden Mädchens feuchteten sich wieder, und sie schlich traurig und wahrhaft ergriffen von dannen ...

Graf Isenecк hatte den alten Arzt nicht zu Hause getroffen und sein Bemühen, ihm auf dessen Rundfahrt zu folgen, aufgeben müssen. Als er vor seiner Thür wieder abstieg, sah er den Fürsten Ulrich von Engernheim im Gespräch mit Herrn von Berwitz in den Vorhof einbiegen. Er erwartete die Herren an der Thür und führte sie nach höflicher Begrüßung nach dem kleinen Empfangssalon des Erdgeschosses. In demselben Augenblick, in dem sie da eintreten wollten, verließ Alix ihre Cousine. Graf Isenecк ging auf sie zu und drückte ihre Hand, während Fürst Ulrich und Berwitz sich verneigten.

„Sie schenken uns wohl noch einige Augenblicke?" redete sie der Graf an. „Prinzessin Alix kann uns die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten über die Gräfin geben," fügte er, sich zu den Herren wendend, hinzu.

„Es geht der armen Liane gar nicht gut!" berichtete Alix in aufrichtiger Traurigkeit. „Ihr Gesicht brennt, sie ist sterbensmatt und kann kaum sprechen. Sie hat mich fortgeschickt und will keinen Menschen sehen."

„So erübrigt uns nichts weiter," nahm Ulrich, zum Grafen gewandt, das Wort, „als Ihnen unsere herzlichste Teilnahme auszusprechen. Wenn wir Ihnen irgendwie nützlich sein könnten ..."

„Ich danke Ihnen, meine Herren," entgegnete der Präsident, während er dem Fürsten und Berwitz die Hand

kräftiger drückte, als es sonst seine Art war. „Vor allem wollen wir abwarten, was der Arzt sagt.“

„Jedenfalls dürfen wir uns doch hier nach dem Befinden unserer verehrten Gönnerin erkundigen?“ fragte Berwitz.

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ wiederholte der Präsident und begrüßte die Prinzessin und deren Begleiter, die sich langsam dem Ausgange zu bewegt hatten, nochmals in artigster Weise. Dann trat er mit finster zusammengezogenen Brauen in sein Arbeitszimmer.

Prinzessin Alix, Ulrich und Berwitz, denen der Diener in einiger Entfernung folgte, gingen langsamen Schrittes nach der nahegelegenen Eyckhoffschen Wohnung.

„Es würde mir frivol vorkommen, und ich bin gar nicht in der rechten Stimmung,“ begann Ulrich, „jetzt mit Ihnen von unserem Ball zu plaudern, wie wir es gestern verabredet hatten.“

„Und ich bin Ihnen dankbar dafür!“ entgegnete Alix. „Ich könnte es auch nicht! Das Bild meiner armen Cousine steht zu lebhaft vor meinen Augen ... Vielleicht kommen die Herren einen Augenblick mit hinauf? Meine Eltern sind sehr verstimmt, und was ich ihnen zu melden habe, wird ihre Stimmung gewiß nicht verbessern ... Es wäre sehr artig von Ihnen, wenn Sie mich dabei unterstützen wollten, meinen Eltern die trüben Gedanken zu verjagen.“

Die Herren nahmen die Einladung dankend an ...

Etwa eine Stunde später wurde Geheimrat Lohausen vom Grafen Ysenecк in das Zimmer der Kranken geführt.

Aus ihrem tiefen, bleiernen Schlaf fuhr Juliane in

jähem Schrecken auf, als der Arzt leise ihre Hand berührte. Heftig atmend warf sie geängstigte Blicke um sich. Dann erkannte sie das freundliche, wohlwollende Gesicht des Arztes und bemühte sich zu lächeln.

„Ich möchte mit Ihnen recht eingehend über meinen Zustand sprechen," sagte Liane viel lebhafter als vorher, indessen mit klanglos heiserer Stimme, „aber allein . . ." Und einen bittenden Blick auf ihren Gemahl richtend, fügte sie hinzu: „Du nimmst es mir nicht übel, nicht wahr?"

„Durchaus nicht!" antwortete der Graf ernst. „Was ich zu erfahren habe, wird mir der Doktor schon sagen. Auf Wiedersehen, mein Kind!" Er verließ leise das Zimmer.

Juliane machte nun in eigentümlicher Erregung und in nervöser Beredsamkeit den Versuch, dem alten Arzte, der ihr sehr sympathisch war, eine genaue Schilderung ihres Leidens zu geben. Sie erzählte ihm, daß sie die Empfindung habe, als ob der furchtbare Kopfschmerz, der sie bis zum Wahnsinn peinigte, sich in ihr verstoffliche und wie eine dick zusammengeknäuelte Spitze auf ihr Hirn drücke. Sie habe es sich nun zur Aufgabe gemacht, das Bündel aufzulösen und zu glätten, und wenn ihr das gelänge, würde auch der unerträgliche Druck aufhören. Aber sie wisse nicht, bei welchem Zipfel sie es anfassen solle. Es balle sich immer wieder zusammen. Es müsse wohl durch verborgene Klammern festgehalten werden. Beim Berühren hätte sie auch die Empfindung von etwas Eisernem gehabt.

„Regen Sie sich nicht auf, Frau Gräfin," unter-

brach sie der Arzt. „Ich verstehe sehr gut, was Sie sagen wollen. Wir werden das Bündel schon glätten!"

„Ich weiß sehr wohl, daß es keine Spitzen sind, Doktor! Ich phantasiere nicht. Ich sage das nur so, um es Ihnen klar zu machen. Auf mich wirkt der Kopfschmerz wie eine Wucht von Spitzen . . ."

„Gewiß! Ich begreife vollkommen!"

„Und dazu kommt noch etwas, was mich mehr quält, als alles andere! Sie werden mich auslachen! Es ist eine Kinderei! In meiner Krankheit übertreibe ich eben alles!"

„Was ist es denn?"

„Ich habe zwei Briefe zu schreiben . . . gleichgültige Briefe! Es wäre kein Unglück, wenn sie ungeschrieben blieben. Aber der Gedanke, daß ich diese Briefe unbedingt erledigen muß, läßt mich nicht los. Ich sage mir, es ist Wahnwitz! Aber es hilft nichts. Von allen Seiten kommt es auf mich zu: ich muß die Briefe schreiben!"

„Das ist eine ganz gewöhnliche Fiebererscheinung, Frau Gräfin. Wir werden etwas Beruhigendes nehmen, und Sie werden nicht mehr an die Briefe denken."

„Nein, Doktor! Da hilft keine Arzenei! Ich muß die Briefe erledigen. Ich habe alles zum Schreiben herbringen lassen. Ich kann nicht schreiben! Es ist fürchterlich! Ich kann schwatzen, viel mehr, als nötig ist, nicht wahr? Aber ich kann nicht schreiben! Und ich muß schreiben! Sonst finde ich keine Ruhe! . . ."

„Kann ich es Ihnen abnehmen?"

„Vielleicht."

„Sie können mir ja diktieren — was Sie wollen!

Ich bin nur Maschine! Mein Todesurteil, wenn Sie belieben."

„Dann schreiben Sie! Aber schnell! Sonst vergesse ich's wieder! Zuerst die Adressen. Couverts liegen in der Briefmappe! Sind Sie bereit?"

„Jawohl!"

„‚Herrn Grafen', nein nicht ‚Grafen', ‚Herrn Legationsrat von Berwitz, Wilhelmstraße' und ‚Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ulrich von Engernheim, Hotel Royal.'"

Der Arzt schrieb die beiden Adressen.

„Ich danke Ihnen sehr, lieber Doktor! Nun bin ich schon beruhigt! Nun habe ich schon, was ich brauche. Für das andere finde ich schon jemand! Ich danke Ihnen!"

Sie reichte dem Arzte die Hand. Lohausen hielt das Diktat der Adressen für eine Laune der Fieberkranken, die eben nur ein Symptom mehr für den sehr bedenklichen Höhegrad ihres heftig auftretenden Leidens war. Er untersuchte die Kranke sehr gewissenhaft, der hohe Thermometerstand und der flatternde Puls bestätigten seine schlimmen Wahrnehmungen.

„Eine Frage, Doktor! Aber, bitte, antworten Sie gleich darauf: werde ich die Besinnung verlieren?"

„Sie werden schlafen, hoffentlich viel schlafen. Und wenn Sie erwachen, wird es Ihnen besser gehen. Beunruhigen Sie sich nicht! Halten Sie sich möglichst still. Sie werden kaum das Bedürfnis haben, irgend jemand zu sehen. Ich bitte Sie aber noch ausdrücklich darum, lassen Sie einstweilen niemand vor. Ihre Jungfer wird bei Ihnen wachen."

„Ja, die Ida . . . und der Hund."

„Er würde Sie unwillkürlich stören."

„Nein, er rührt sich nicht. Der Hund muß bei mir bleiben, sonst fürchte ich mich tot. Nero!"

Der Hund sprang aus seiner Ecke, in die er sich verkrochen hatte, hervor, schob den Arzt beiseite und legte den großen Kopf auf die Decke. Juliane klopfte ihn.

Lohausen betrachtete bewundernd das herrliche Tier.

„Wenn der Hund Sie beruhigt, und er hat wirklich etwas Beruhigendes, dann also in Gottes Namen!"

„Kusch, Nero!"

Gehorsam und sehr behutsam schlich das mächtige Tier wieder in seine Ecke zurück.

Der Arzt verabschiedete sich. Gegen abend versprach er wiederzukommen. Er verschrieb verschiedenerlei, sprach noch ausführlich mit dem Grafen und empfahl sich dann. Er hatte dem Grafen nicht verhehlen können, daß es sich um etwas sehr Ernsthaftes handelte . . .

Sobald er das Parkzimmer verlassen hatte, richtete sich Juliane mit übermenschlicher Anspannung aller ihrer Kräfte auf ihrem Lager auf, entnahm der Schreibmappe die Adresse des Fürsten und die von Alix geschriebenen Zeilen, faltete den Brief, schob ihn in den Umschlag, den sie schloß, und klingelte.

„Ida, besorgen Sie das sogleich und selbst! Sie können es drüben beim Portier des Hotel Royal abgeben. Wenn man sie im Hause fragt, geben Sie keine andere Antwort, als daß Sie für mich etwas zu besorgen haben! Nichts weiter! Beeilen Sie sich! Und kommen Sie dann wieder zu mir!"

„Zu Befehl, gnädige Gräfin!"

Juliane lächelte befriedigt. Die schwerste Last war von ihr genommen.

Inmitten all der fieberhaften Erregungen, die ihre Sinne aufgepeitscht und aufgewühlt hatten, hatte sich eines und immer eines aus dem Chaos, das in ihrem Gehirn wogte, rücksichtslos hervorgezwängt und vorlaut bemerkbar gemacht: immer hörte sie das Wort, mit dem der Fürst sich beschuldigt hatte: „Die moralische Schuld verjährt nie," und immer den angefangenen Satz, den er nicht hatte vollenden können: „Wenn Sie den Schuldschein nicht zerreißen . . ." Da hatte der wachsame Hund mit lautem Bellen das Verbrechen im Nebenzimmer gemeldet. Sie hatte das treue Tier nicht verstanden. Sie war außer sich gewesen. Sie hatte auch den ungetreuen Geliebten nicht verstehen wollen. Alles hatte sich in ihr empört über die Kläglichkeit der Rolle, zu der sie verurteilt worden war. Das einzige, was sie aus ihrer Niedrigkeit emporgehoben hatte, war die ihr vom Fürsten selbst zugestandene Berechtigung, über ihn, den Treulosen, die äußerste Strafe zu verhängen. Und sie wußte, daß auf ihr Gebot Fürst Ulrich die Strafe an sich vollstrecken würde. Das hatte sie damals stolz gemacht; dann aber, als das Zwiegespräch sein gewaltsames Ende erreicht hatte, als sie sich und ihrer Verzweiflung allein überlassen gewesen war, machte es sie schaudern! Sie dachte nicht mehr an sich, nicht mehr an alles, was sie sonst noch bedrohen mochte, — sie dachte nur noch an das eine, daß sie seiner demütigen Bitte, den Schuldschein zu zerreißen, nicht entsprochen hatte . . .

Und sie wollte ihn nicht strafen, wenn sie ihm auch

nimmermehr vergeben konnte. Sie wollte ihn nicht strafen — und mit ihm nicht die arme ahnungslose Alix! Das mußte sie ihn wissen lassen . . .

Und sie fühlte, wie das Fieber sie durchlohte, ihre Kräfte verzehrte und schon ihr Hirn umzingelte. Sie konnte ihn nicht sprechen, sie konnte ihm nicht schreiben, sie war hilflos. Ihr Fassungsvermögen, ihre Erfindungskraft waren schon geschwächt . . . Eine furchtbare Angst umschlang sie mit nervigen Armen und benahm ihr fast die Besinnung. Wenn sie den Verstand verlöre! Wenn sie ihm nie mehr sagen könnte, was sie ihm sagen wollte! Wenn sie stürbe! . . .

Er muß es erfahren! Der Schuldschein ist zerrissen!

Wenn er ihre Stimme doch hören könnte!

Das war es, was immer wieder aus der fiebernden Flut in sonderbarer Bestimmtheit auftauchte. Sie sah es überall in den wunderlichsten Verzerrungen. Es kroch heraus aus den Falten der Lamoralspitze, zu der sich in ihrer krankhaften Anschauung ihr Leiden verstofflicht hatte. Es war da, immer da, und überall!

Und nun war sie von diesem Ungeheuer befreit!

Sie seufzte drei-, viermal tief auf, sie lächelte in schmerzlicher Befriedigung. Nun wußte er vielleicht schon, erfuhr es jedenfalls, was sie ihm hatte sagen wollen . . . Nun plagte sie nur noch ihr eigenes Leid. Und wenn sie dem unterliegen sollte — was schadete es?

Inmitten des hitzigen Fiebers hatte sie sich beruhigt; und als Ida mit der Meldung zurückkehrte, daß der Brief befördert worden sei, lächelte sie beinahe glücklich, legte sich auf die Seite und schlief sanft ein.

XI.

Johann Hotte und Bertha Schmider waren im Laufe des Vormittags nach dem Untersuchungsgefängnis in Alt-Moabit überführt und dort von dem ordentlichen Richter in einem ersten Verhör sehr eingehend vernommen worden. Der umfang- und belangreiche Bericht des Kriminalkommissars Beyer bot dem Untersuchungsrichter Landgerichtsrat Briesen eine vortreffliche Unterlage. Hotte verharrte bei seinem entschiedenen Leugnen, Bertha war in kaum vernehmungsfähigem Zustande, sie weinte und wimmerte in einem fort und wiederholte beständig, sie wisse von nichts.

In Uebereinstimmung mit dem Kommissar erachtete es der Untersuchungsrichter für die Hauptsache, den Zusammenhang zwischen Hotte und Wildicke nachzuweisen. In der Unterredung, die die beiden Beamten miteinander hatten, erklärte der Kommissar:

„Wir können nur dann etwas ausrichten, wenn wir Wildicke überrumpeln. Wildicke gehört zu den geriebensten unter den Berliner Verbrechern; er ist, was seinesgleichen einen ‚kessen‘ und ‚scharfen Jungen‘ nennen. Wenn er,

wie es für mich zweifellos ist, mit der Sache zu schaffen hat, so wird er sehr bald in Erfahrung zu bringen suchen, ob sein Mitschuldiger schon gekappt ist und hinter Schloß und Riegel sitzt, weil er weiß, daß Hotte noch ein Neuling, daß also auf ihn kein Verlaß ist. Er muß also darauf vorbereitet sein, daß Hotte in einigen Tagen zu einem Geständnis gebracht wird. Wildicke wird sich dann unsichtbar machen, und es dürfte uns dann schwer werden, ihn zu fassen. Darüber könnten Wochen und Monate vergehen. Heute und morgen fühlt er sich am sichersten. Ich habe deshalb auch Vorkehrungen getroffen, daß von dem Diebstahl noch nichts in die Blätter kommt. Heute könnten wir Wildicke ganz sicher einkapseln; aber damit wäre uns auch noch nicht viel gedient. Das beste wäre, wenn ich ihn noch auf freiem Fuße beträfe und vor seiner Verhaftung noch mit ihm schwatzen könnte. Natürlich wird er sehr argwöhnisch sein, wenn er mich sieht. Er wird ganz genau wissen, weshalb ich ihn aufsuche. Aber er wird annehmen, daß noch nichts erwiesen ist, er wird sich herauszulügen suchen, und gerade dabei erfahre ich vielleicht alles, was wir wissen wollen. Gehen wir gleich mit der Verhaftung vor, so erfahren wir gar nichts, und hier in Moabit findet der gerissene Bursche doch schon Mittel und Wege, Hotte bestimmte Verhaltungsmaßregeln zuzustecken. Ich kann mit dem Mann auch ganz anders sprechen als Sie, Herr Rat! Und er spricht mit mir auch ganz anders als mit dem Richter. Ich habe deshalb sein polizeilich gemeldetes Quartier, seine sogenannte ‚Bleibe', in der er noch seine Sachen hat, die Wohnung seiner Zuhälterin Rose Moockel in der Büschingstraße,

und die von ihm besuchten ‚Kaschemmen‘, seine Stammlokale, von solchen unserer Agenten umstellen lassen, die Wildicke nicht persönlich kennt. Die Moockel wird ebenfalls scharf überwacht. Sobald ich nun erfahre, wo ich ihn treffen kann — und das wird sehr bald geschehen —, suche ich ihn auf. Entwischen kann er uns auf keinen Fall. Aber die Hauptsache ist und bleibt, daß ich mir vorher mit ihm allerhand schöne Geschichten erzähle.“

Der Untersuchungsrichter war mit diesen Vorschlägen einverstanden. In den Nachmittagsstunden begab er sich nach dem Isseneckschen Palais, um den Thatort selbst zu besichtigen. Er nahm das Toilettenzimmer, den Schrank, der noch nicht wieder an die Wand gerückt war, u. s. w. in Augenschein. Das große Parkzimmer konnte er leider nicht betreten, da dort die Frau Gräfin krank lag, und der Arzt den strengen Befehl erteilt hatte, keinen Menschen vorzulassen. Dagegen überzeugte er sich von der Richtigkeit der kriminalpolizeilichen Erhebungen vor dem Fenster der Hotteschen Stube: er konnte die vom untern Fensterrande durch Oeffnung des Fensters vom Schnee befreite kreisförmige Fläche noch scharf erkennen; er bemerkte noch, daß die Eisenstäbe der Vergitterung, die an den übrigen Fenstern des Souterrains gleichmäßig mit festgefrorenem Schnee, der sich auf den Stäben dreieckig aufgeschichtet hatte, bedeckt waren, am Hotteschen Fenster diese Schneebedeckung nur unvollkommen zeigten. Nur die Seitenstäbe hatten die weiße Bekleidung gewahrt, von den Mittelstäben war der Schnee entfernt. Man durfte daraus schließen, daß durch die Vergitterung in der Mitte etwas durchgeschoben, und daß dadurch der Schnee beseitigt

worden sei. Auch die Stapfen im Park, die durch ihre Unregelmäßigkeit dem Kommissar den Verdacht, daß der „Humpelfritze" am Verbrechen beteiligt sei, aufgedrängt hatten, waren noch zu erkennen . . .

Wildicke befand sich während der Zeit sehr gemütlich bei seiner Rose.

Rose wohnte im Mittelpunkte seines außergeschäftlichen Wirkens, hundert Schritt vom „Grauen Elend" in der Gollnowstraße entfernt, und nicht viel weiter von seinem Geschäftsfreunde in der Mehnerstraße. Sie hatte in der Büschingstraße eine ganz kleine Wohnung, aus einem bescheidenen Zimmer und einer Küche bestehend, ihrer Tante abgemietet, die Waschfrau war und sich nicht zu Hause beköstigte. Zwischen Tante und Nichte bestand gutes Einvernehmen. Die Nichte hatte ihre eigenen Möbel und ihr eigenes Küchengeschirr und bezahlte beinahe die ganze Miete. Dafür leistete ihr die Tante allerlei kleine Dienste.

Der kleine eiserne Ofen glühte, in dem einfenstrigen Stübchen war es unerträglich heiß. Aber die beiden waren ziemlich unempfänglich gegen alle Belästigungen durch die Temperatur. Rose hatte das musterhaft sauber gehaltene kleine Zimmer in Ordnung gebracht. Sie hatte das Mittagessen in ihrer Küche selbst bereitet, das Geschirr wieder abgetragen und gereinigt, und über das Bett war eine weiße Decke gelegt. Im Bauer schmetterte ein Kanarienvogel, und eine niedliche Katze hatte sich unweit des Ofens zusammengeballt und schnurrte neben einem halb geleerten Milchnapfe. Wildicke lag in Hemdärmeln und Pantoffeln auf dem kurzen Sofa, rauchte eine Cigarre

und las in der Zeitung; er unterbrach die Lektüre ziemlich oft, um sich mit Rosen zu unterhalten.

Diese hatte es sich sehr bequem gemacht. Sie hatte Oberkleider und Korsett wieder abgeworfen und saß, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, ihm gegenüber am Tisch, fleißig mit einer mühevollen Arbeit beschäftigt. Die hohen vielknöpfigen Lederstiefel in Goldkäferfarbe mit mächtigen geschwungenen Absätzen bildeten zu ihrem übrigen äußersten Negligé einen wunderlichen Gegensatz.

„Ich sinne und sinne," sagte Wildicke, „ob es denn gar kein Mittel giebt, dem Tigel-Eden die Perlen und Steine doch noch aufzuschmieren."

„Gieb dir keine Mühe! Nicht geschenkt nimmt er sie! Ich habe ihm so zugeredet! Er ist sogar zärtlich geworden, der alte Gauner; und ich hab's mir ruhig gefallen lassen. Aber von wegen Perlen und Steine nehmen — keine Spur! Ich habe ihn himmelhoch bitten müssen, daß er sie mir wenigstens abnimmt. Aber länger als vierundzwanzig Stunden will er sie nicht verwahren. Die Sache sei ihm zu dufte (verfänglich), meint er. Und wenn ich die Sore (das gestohlene Gut) heut nacht nicht abholte, schmisse er morgen früh den ganzen Kram in die Spree."

„Also er meint, die Sachen seien wertvoll!"

„Das ist es ja eben! Allererster Güte! Er wird sie nicht los! Wenigstens hier nicht! Und er kann jetzt nicht von hier fort. Er sagte mir ja, ich sollte eine kleine Kunstreise nach Petersburg machen. Er wolle mir eine sichere Adresse geben. Aber tausend Mark auf den Tisch gelegt und fünftausend Mark nachher! Sechzig bis achtzig-

tausend Mark wären aus dem ganzen Kitt schon herauszuschlagen, meint er. Aber solche Geschäfte können wir doch nicht machen."

Währenddem schneiderte Rose fleißig weiter.

„Tausend Mark vorab und die Reisekosten!" wiederholte Wildicke. „Und wenn Gott den Schaden bei Lichte besieht, ist am Ende die ganze Sache Schwindel, und wir haben das Nachsehen! Aber mit den achthundert Mark, die der Tigel-Ede für die Goldfassung zahlen will, kommen wir nicht weit. Und dann müssen wir Hotte noch die Hälfte abgeben — wenigstens hundertundfünfzig Mark."

„Mit hundert Mark wird er auch zufrieden sein."

„Das stimmt. Er ist mir auch noch Geld schuldig. Ich gebe ihm noch fünfzig Mark drauf, und wir sind quitt. Aber was machen wir mit den Steinen? Wir müssen sie jedenfalls in Sicherheit bringen, und ich traue keinem von den Brüdern! Und es muß gleich geschafft werden. Man kann nie wissen, was geschieht. Vielleicht haben sie mich heute abend schon beim Wickel. Ich glaub's freilich nicht, aber man muß an alles denken."

Er verfiel in tiefe Nachdenklichkeit. Rose arbeitete weiter. Sie war früher Mäntelnäherin gewesen und eine geschickte Handarbeiterin. Sie hatte sich während der ganzen Zeit angelegentlich mit ihrem großen Wintermantel beschäftigt, der nach der damaligen Mode ziemlich bauschig war und an der Taille durch einen Gurt zusammengehalten wurde. Der Mantel war mit billigem, rehfarbenem Wollenplüsch gefüttert, derselbe Stoff bekleidete Kragen und Aufschläge. Sie hatte nun die beiden Vordernähte und die Unternaht über die ganze Breite des unteren

Teils aufgetrennt, die Lamoralspitze säuberlich über diesen unteren Teil gebreitet, mit unsichtbaren Stichen so fest geheftet, daß sie sich nicht verschieben und bauschig verknüllen konnte, und dann das Plüschfutter sorgsam wieder auf den Mantelstoff genäht. Sie war mit der Arbeit ungefähr fertig. Kein Mensch konnte ahnen, welchen Schatz dieser Mantel, der in einem Konfektionsgeschäft in der Prenzlauerstraße für achtundvierzig Mark gekauft worden war, zwischen Stoff und Futter barg.

„Ich habe eine Idee!“ rief Wildicke plötzlich aus. „Wenn du fertig bist, zieh' dich an! Hol die Steine vom Tigel-Eden! Unterwegs kaufst du eine Bibel, nicht zu groß, nicht zu klein, keine neue! Beim Antiquar irgendwo! Und ein scharfes Schustermesser! Meine alte Klinge taugt nichts mehr. Und einen kleinen Schleifstein! Den kriegst du im Messergeschäft. Sage nur: für einen Schuster.“

Rose fragte nicht viel. Sie vertraute ihrem Wildicke blindlings.

Ordentlich, wie sie war, räumte sie zunächst ihr Nähzeug weg. Dann zog sie sich an und nahm die zehn Mark, die ihr Wildicke einhändigte. Als sie ihren Mantel angelegt hatte, betastete und beklopfte sie mit beiden Händen den unteren Teil. Sie war mit ihrer Arbeit zufrieden. Das Kleidungsstück wies nicht die geringste Veränderung auf.

„Die Spitzen sind federleicht,“ lachte sie, während sie weit ausschreitend versuchsweise erst den rechten und dann den linken Fuß sehr hoch hob. „Ich fürchtete schon, sie würden mir um die Beine schlagen und mich beim Gehen hindern — aber man merkt sie gar nicht. Also:

die Steine, eine alte Bibel, Schustermesser und Schleifstein?"

„So ein schmales Ding — du weißt?"

„Jawohl!"

„Ich erwarte dich hier. Beeile dich! Und sperr' die Augen auf — hier und in der Mehnerstraße!"

Sie beugte sich über Wildicke, der seine Lage auf dem kurzen Sofa nicht verändert hatte, küßte ihn zärtlich, legte schnell noch Coaks auf die Glut und verschwand dann mit freundlichem Lächeln.

Im Thorweg des Hauses schräg gegenüber stand ein Arbeiter mit gipsbekleckster Mütze und Bluse. Er sah ihr nach und schlenderte in derselben Richtung wie Rose die Straße entlang. Nach einigen Schritten trat ihm ein anscheinend dem Handwerkerstande angehöriger Mann mit einem niedrigen runden Hut aus einem anderen Hause entgegen.

„Das muß die Rose sein," sagte der Arbeiter. „Ich glaube, man sollte ihr folgen . . . Die da! Jetzt biegt sie gerade in die Mehnerstraße ein!"

„Die Rose geht uns nichts an. Wir sollen auf Humpelfritzen warten. Wenn der nur käme! Einer wird nicht mit ihm fertig. Den spürt er auf der Stelle. Und wer soll den Kommissar benachrichtigen? Wir müssen ruhig auf dem Posten bleiben."

Die beiden trennten sich und waren unmittelbar darauf wieder verschwunden — wie weggeweht.

Es war gegen fünf Uhr, als Rose heimkehrte. Die Dunkelheit war längst hereingebrochen. Die Gasflammen brannten schon seit einer Stunde. Diesmal wurde Rose

von den Agenten erst bemerkt, als sie in die Hausthür eintrat. Daß sie ein Paket trug, hatten sie nicht gesehen.

Es war nicht bloß die Kälte, die Rosens Gesicht rötete. Sie hatte sich über ihre Auseinandersetzung mit dem Tigel-Eden noch immer nicht beruhigen können.

„Natürlich hat er uns wieder begaunert, der infame Halunke!“ platzte sie los, während sie ein mittelgroßes Paket und den Muff vorsichtig auf den Tisch legte, ihren Hut absetzte und den Mantel auszog. „Wir haben's kommen sehen. Aber mir so ins Gesicht zu lügen, da hört alles auf! Was hilft da alles Zählen! Es fehlen elf Steine — und gewiß nicht die schlechtesten, und siebzehn Perlen! Ich hatte es ganz genau aufgeschrieben, in seiner Gegenwart: 52 Steine, 48 Perlen. Und als ich jetzt zähle: 41 Steine und 31 Perlen. Und als ich ihm sagte: ‚Ede, das stimmt doch nicht!‘ wird er furchtbar wütend, reißt mir den Zettel aus der Hand, zerfetzt ihn und schimpft mich aus für ein gemeines Frauenzimmer! Und er zählt mir die achthundert Mark auf den Tisch und sagt, nun solle ich machen, daß ich herauskomme! Mit solcher Schwindelbande wie wir wolle er überhaupt nichts mehr zu thun haben. Und wenn wir nicht zufrieden wären, sollten wir ihn nur verklagen! Ich habe das Geld und die Steine genommen und kein Wort gesagt, bis ich alles in Sicherheit hatte. Und wenn du dich noch einmal bei ihm sehen ließest, schimpfte er weiter, würfe er dich zum Fenster hinaus! Da habe ich aber aufgemuckt und bin ruppig geworden. Und da hat mich der alte Schuft beim Kragen gepackt und die Treppe hinuntergeworfen. Ich war so wütend, daß ich zur Polizei

laufen wollte; ich wollte dem Revierleutnant sagen: ‚Nehmen Sie 'mal das Nest in der Mehnerstraße aus! Da finden Sie noch manches, was Sie suchen . . .‘ Aber ich dachte, am Ende willst du es nicht, und aus Angst vor dir habe ich's sein lassen."

Wildicke lachte herzlich. Er fand die Geschichte bloß komisch.

„Du hast ganz recht gethan, Rose! Aergere dich nicht! Der Mann will auch 'was verdienen! Uebrigens werde ich ihm aufs Dach steigen. Sei ganz ohne Sorgen . . . Hast du alles schon besorgt?"

„Jawohl. Du bekommst noch vier Mark fünfzig Pfennige heraus. Da sind die Sachen!"

Schleifstein und Messer entnahm sie ihrer tiefen Seitentasche. Die Bibel war in Makulatur eingeschlagen. Sie beseitigte die Hülle. Alsdann stülpte sie den Muff auf den Tisch, und fünf unregelmäßige kleine Pakete, in schmutziges Zeitungspapier geknautscht, trudelten auf den Tisch.

Das waren die herrlichen Edelsteine und Perlen der Gräfin Juliane von Iseneck! Das die kostbaren Juwelen, die den Neid und das Entzücken der höchstgeborenen und edelsten Frauen des Reiches hervorgerufen hatten! Da lagen sie nun, von roher Hand aus ihrer kunstvollen Fassung ausgebrochen, auf schmierigen Zeitungsfetzen!

„Donnerwetter!" rief Wildicke aus, als Rose die Pakete aufgewickelt hatte. „Die funkeln aber! Die werden wir schon los werden. Nur keine Ueberstürzung!"

Rose spielte mit den Steinen, behauchte sie und ließ sie unter der Petroleumflamme glitzern. Sie hatte ihre Freude daran.

Wildicke aber machte sich sogleich an die ernste Arbeit. Nachdem er die Schärfe des kurzklingigen breiten Messers geprüft, nahm er die Bibel, schlug sie etwa auf dem zehnten, zwölften Bogen auf, schob einige Bogen tiefer den Deckel einer Cigarrenkiste hinein, setzte das Messer etwa zwei Finger breit von oben und zwei Finger breit vom linken Rande kräftig ein, stemmte sich darauf und machte in der Richtung der Druckzeilen einen geraden tiefen Schnitt, den er bis etwa zwei Finger breit zum rechten Rande führte. Dann machte er unten in derselben Weite von den Buchrändern einen gleichen Schnitt und verband die beiden durch senkrechte Schnitte, so daß ein Ausschnitt in der Form eines Rechteckes im verjüngten Maßstabe der Bibel entstand. Dasselbe wiederholte er auf den folgenden Bogen. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Das Messer wurde stumpf. Er wetzte es auf dem mit Petroleum befeuchteten Stein und arbeitete weiter. Rose hatte ihren frischen Kopf auf die beiden geöffneten Hände gestützt und die Ellbogen auf den Tisch, der unter dem Drucke von Wildickes kräftiger Faust ächzte; sie sah ihrem Geliebten bewundernd und aufmerksam zu. Nun war in der Bibel eine viereckige Aushöhlung entstanden, groß genug, um einen ziemlich umfangreichen Inhalt in sich aufzunehmen. Und wenn man das Buch zuklappte, war es ganz unverfänglich. Der Einband und der Schnitt des Buchbinders waren vollkommen unversehrt.

In diesen papiernen Schrein, der innen mit Papier auf allen vier Seiten des Einschnittes fest verklebt worden war, wurden nun die Kostbarkeiten geborgen; die Steine und Perlen wurden in kleineren gleichmäßigen Paketchen

von der geschickten Rose säuberlich verpackt und dann in den merkwürdigen Kasten gelegt. Da es beim Schütteln noch ein wenig rasselte, wurden in die Fugen noch Papierspänchen gezwängt. Endlich wurden drei, vier Vollseiten vor und hinter dem Einschnitt vorsichtig verklebt, so daß in dem unscheinbaren Buch jetzt ein Schatz von Juwelen geborgen war, der sich auch nicht durch das geringste äußere Anzeichen verriet. Er war eingekapselt in verklebten Blättern des ehrwürdigsten Buches, das selbst im Besitze einer Rose Moockel nichts Auffälliges hatte. Wer das Buch in die Hand nahm, konnte an dessen verbrecherische Bestimmung nicht denken, ja selbst dem, der es geöffnet hätte, hätte der hineingehamsterte Inhalt leicht entgehen können.

Rose schlang in ehrerbietiger Rührung ihre vollen Arme um ihren genialen Freund, dessen Liebe sie stolz machte. Die ausgeschnittenen Papierblätter wurden sogleich verbrannt, Messer und Schleifstein, die ihre Schuldigkeit gethan hatten und bei einer immer möglichen, ja immer drohenden Haussuchung gefährlich werden konnten, warf Rose auf Wildickes Weisung in die Wasserleitung, nachdem Wildicke sie gehörig zerkleinert hatte. Das bare Geld, lauter Zwanzigmarkstücke, wurde in dem Aschenkasten des Ofens unter der Asche versteckt; als das geschehen war, schürte Rose noch tüchtig, daß eine neue dicke Schicht glühender weißer Asche sich auf die Unterlage legte. Wildicke hatte nur ein Goldstück behalten. Das genügte ihm einstweilen.

Aus alter Erfahrung wußte Wildicke, daß die einfachsten Verstecke die sichersten waren. Die geschicktesten

Beamten hatten die letzte Haussuchung bei ihm vorgenommen. Er hatte das Geld, nach dem sie suchten, in fünfzehn neuen Hundertmarkscheinen, in der ganz genau durchforschten Wohnung. Kein Möbel blieb auf seinem Flecke, Bettsack, Kachelofen, alles wurde durchwühlt. Und er führte die Beamten doch hinters Licht. Er hatte die Scheine in einen ganz gewöhnlichen Briefumschlag gelegt und das Couvert auf die Rückseite eines seinem Wirte gehörigen Familienbildes geklebt, das seit Jahren an der Wand hing. Ein Beamter hob sogar das Bild von der Wand etwas ab, um sich davon zu überzeugen, daß nichts dahinter stecke. Das auf die Rückseite festgeklebte Couvert bemerkte er nicht. Einfachheit und Unverfänglichkeit waren auch die leitenden Gedanken bei der Erfindung seiner neuesten Verstecke gewesen.

Inzwischen war es sieben Uhr geworden. Er hatte sich geplagt. Und nun regte sich in ihm der mächtige Drang nach der Kneipe, nach dem Zusammensein mit Gleichgesinnten, nach einer Partie auf dem erbärmlichen, mit schwarzem Wachstuch bezogenen Billard.

„Du kannst mich um elf aus dem Grauen Elend abholen, Rose!“ sagte er. „Ich will dich nicht gleich mitnehmen. Man kann an so einem Tage doch nie wissen, was passiert. Ich spreche erst noch einmal in der Wilden Katze vor ... so um halb zehn herum bin ich im Grauen ... Komm aber nicht vor zehn! Man kann nicht wissen ...“

Rose und Wildicke verabschiedeten sich zärtlich.

Als Wildicke aus dem Hause trat, blickte er gewohnheitsmäßig um sich. Die Straße war schlecht beleuchtet

und um diese Stunde ziemlich belebt. Es fiel ihm nichts Besonderes auf. Er ging ruhig seiner Wege. Der Arbeiter und der Handwerker folgten ihm unbemerkt.

Als er in die Destillation eingetreten war, vereinigten sich die beiden zwanglos. Der mit dem runden Hute sagte zu dem mit der befleckten Mütze: „Der Kommissar ist zwischen sieben und acht im Café Alexander. Nehmen Sie eine Droschke. Wenn Wildicke früher geht, als Sie wiederkommen, folge ich ihm und schicke, sobald er wieder wo einkehrt, einen verschlossenen Zettel an den Katzenwirt für L. L. Wenn Sie mich nicht finden, finden Sie den Zettel! Und so immer weiter!"

Der Arbeiter lief zum nächsten Droschkenhalteplatz und fuhr nach dem Café Alexander.

„Wenn er mit der Wilden Katze anfängt, hört er mit dem Grauen Elend auf," sagte der Kommissar. „Das ist vorschriftsmäßig. Fahren Sie ruhig nach der Katze zurück. Ich trinke mein Bier aus und gehe von hier nach dem Grauen. Wenn wider alles Erwarten Humpelfritze wo anders einkehren sollte, lassen Sie mich's in der Gollnowstraße wissen. Da bin ich in einer halben Stunde. Aber ich kenne meinen Humpelfritzen! Er wird mir gerade in die Scheren laufen. Also marsch!"

Der Arbeiter fuhr zurück und erstattete seinem Kollegen Bericht. Wildicke spielte inzwischen eine Partie mit Kegeln. — —

Als der Kommissar gegen acht Uhr in das Lokal in der Gollnowstraße, vor dem er zwei andere seiner Agenten mit stummen Blicken begrüßt hatte, eintrat, waren schon ziemlich viel Stammgäste da. Alle verstummten.

„Aber bitte!“ rief ihnen der Kommissar gemütlich entgegen. „Laßt euch nicht stören, Kinder! Ihr habt ja alle ein reines Gewissen!“

„Haben wir auch, Herr Kommissar!“ sagte einer der Billardspieler.

„Ich will euch ganz ungeschoren lassen! Ich suche nach einem fremden Onkel, der aus Köln angekommen sein soll und hier Gastrollen geben will.“

„Aus Köln?“

„Na, Freundchen, nicht Unzelmann machen! Nur nicht dumm stellen! Das macht verdächtig!“

„Ich weiß von keinem Kölner — wahr und wahrhaftig nicht, Herr Kommissar!“

Der Kommissar drängte sich nach dem Schenktisch durch. Die Gäste hatten ihre Unterhaltung, zunächst freilich mit leiserer Stimme, wieder aufgenommen, und die Spieler spielten weiter.

Die Wirtin mit der hohen getollten Haube, die sehr wohl wußte, daß ihr Wohl und Wehe von der Polizei abhing, begrüßte den Kommissar respektvoll und artig.

„Schenken Sie mir eine kleine Weiße ein ... oder lieber eine große! Ich finde schon jemand, der mir hilft,“ fügte er lächelnd hinzu; und die Nächstsitzenden, die es gehört hatten, lächelten mit.

Während die Wirtin das Bier einschenkte, beugte sich Beyer zu ihr und sagte ihr leise: „Reinen Mund! War der Humpelfritze gestern hier?“

„Ja!“

„Mit wem hat er zusammengesessen?“

„Mit dem heiseren Wachtel.“

„Gut!"

Der Kommissar hatte seinen Adlerblick über die Gesellschaft streifen lassen. Ohne seine Stimme zu mäßigen und ohne sie zu erheben, fügte er hinzu: „Frau Wirtin! Mein Bier da an den Ecktisch. Da ist noch ein Platz frei!"

Der Kommissar war an den kleinen Tisch getreten, an dem der heisere Wachtel allein saß. Dieser erhob sich.

„Bleiben Sie nur ruhig sitzen! Seit wie lange sind wir denn wieder hier?" fragte er gemütlich.

„Seit Mitte Juli, Herr Kommissar!"

„Und nun werden wir hübsch draußen bleiben?"

„Darauf können Sie sich verlassen, Herr Kommissar! Ich hab's satt!"

„Prosit!" Er trank dem Verbrecher zu und reichte ihm das Glas. Dieser wischte sich die Lippen, dankte und trank dem Kommissar zu.

„Ja, Herr Kommissar! Ich hab's wahrhaftig satt! Wenn's einem nur nicht zu verwünscht schwer gemacht würde, ins ordentliche Leben wieder hereinzukommen. Aber uns nimmt eben kein guter Meister. Wir sollen überall unsere Papiere zeigen . . . das ist die Sache! Ich war im Nachweisebureau. Ich habe Erde geschippt . . . die Knochen haben mir im Leibe geknackt . . . fünf Mark fünfzig die Woche! Wie weit kommt man damit? Und Volksküche, einen Tag wie alle Tage — das kann kein Mensch aushalten! Ja, es wird einem verdammt schwer gemacht, Herr Kommissar!"

„Hören Sie 'mal . . . wie heißen Sie doch mit Ihrem richtigen Namen?"

„Julius Heydel, Herr Kommissar!“

„Richtig! Heydel! Also: ich könnte Ihnen vielleicht einen kleinen Verdienst zuwenden . . .“

„Ich verstehe Sie schon, Herr Kommissar. Aber zu so etwas passe ich nicht!“

„Sie verstehen gar nichts! Denken Sie, daß ich Sie zum Vigilanten bereden will? Deren melden sich freiwillig mehr, als wir brauchen! Was ich Sie fragen will, beantworten mir zwanzig Personen, ohne daß ich ihnen ein gutes Wort zu geben brauche. Wenn Sie sich den Verdienst entgehen lassen wollen, dann ist das Ihre Sache!“

„So war's ja nicht gemeint, Herr Kommissar! Unsereiner verdient sich ja gern ein paar Groschen . . . bei den schlechten Zeiten! Wie Sie mich hier sehen, Herr Kommissar — ich sage bei Gott die Wahrheit — seit gestern morgen habe ich keinen warmen Löffel im Leibe gehabt. Gestern abend einen Schnaps . . . die Nacht gepennt . . . zum Glück hatte ich ein paar Cigarren . . . sie gehörten eigentlich dem Humpelfritzen . . . die habe ich heute aufgeraucht . . . jetzt habe ich mir wieder einen Schnaps geleistet . . . und nun habe ich noch gerade sieben Pfennige!“

„Lassen Sie sich ein paar warme Würste kommen! Ich zahle sie.“

„Danke schön! Ich will aber nicht schreien, sonst merken die Brüder, daß es nicht stimmt. Ich hole sie mir lieber selber.“

Der heisere Wachtel kam mit zwei dampfenden Würsten und einer Schrippe wieder. Man sah dem Elenden an, daß er nicht gelogen hatte.

„Von Humpelfritzen hatten Sie die Cigarren? Kommen Sie denn öfter mit dem zusammen?“

„Ab und an,“ versetzte Heydel kauend. „Gestern abend saßen wir hier, wo wir heute sitzen.“

„Wissen Sie, daß man uns gesagt hat, Sie hätten gestern abend zusammen ein Geschäft gedreht!“

„I Gott bewahre!“ entgegnete der heisere Wachtel mit Seelenruhe, während er weiter kaute. „Ich kann mich ausweisen, Herr Kommissar! Auf die Minute!“

„Sie waren aber doch gestern zusammen?“

„Das schon! Hat er denn gestern noch etwas ausgefressen?“

„Das werden Sie besser wissen als ich!“

„Nichts weiß ich davon! Das ist es ja eben! Aber gedacht habe ich mir schon so etwas!“

Der heisere Wachtel hatte die Würste aufgezehrt und sich den Mund gewischt.

„Ist es erlaubt?“ fragte er, indem er das Weißbierglas ergriff.

„Prosit!“

„Zur Gesundheit!“ Er leerte den Rest des Glases. Der Kommissar bestellte ein zweites; zugleich bot er dem heiseren Wachtel eine Cigarre an, die dieser dankend annahm und sogleich in Brand steckte.

„Also Sie wissen wirklich noch nichts von der neuen Sache mit dem Humpelfritzen? Dann kann ich Ihnen etwas erzählen!“ führte Beyer die Unterhaltung weiter. „Aber reinen Mund halten!“

„Herr Kommissar! Von mir hat noch niemand was erfahren.“

„Nun, der Humpelfritze hat in der vergangenen Nacht in der Wilhelmstraße geknackt."

„Was Sie sagen! Ich habe mir gleich so etwas gedacht! So um zehn Uhr herum wurde er nämlich hier abgerufen, von einem anständig aussehenden Mann."

„Ich weiß ja . . . breites Gesicht, rasiert, so ein Bulldogggesicht!"

„Ganz richtig! Er hatte das schwarzweiße Band im Knopfloch."

„Ich weiß ja . . ." wiederholte der Kommissar gelassen. Innerlich jubelte er. Denn das Wichtigste, was er hatte erforschen wollen, war nun festgestellt: der unzweifelhafte Zusammenhang zwischen Hotte und Wildicke! Anscheinend gleichgültig fuhr er fort: „Aber um zehn ist er doch mit dem noch nicht gegangen?"

„Doch, so um zehn Uhr herum. Ich kann mich um eine Viertelstunde irren, aber ungefähr so war's. Er ist aber noch einmal wiedergekommen . . . nach ein paar Minuten!"

„Ah so!"

„Da hat er aber bloß sein Bier ausgetrunken und gezahlt. Ich wollte schon längst die Penne aufsuchen, und wir gingen zusammen hinaus . . . ich merkte, daß er was vor hatte, und war ein bißchen neugierig . . . ich ging immer neben ihm her . . . ‚Du mußt in deine Penne, Wachtel!' sagte er mir. ‚Ich komme schon noch zur rechten Zeit, ich will mir die Beine noch ein bißchen vertreten,' gab ich ihm zur Antwort. Nach fünf Minuten Wegs sagte er mir: ‚Du, Wachtel, da an der Ecke, der Laden ist noch offen, hol' mir ein paar gute Cigarren

heraus, à fünf; ich kann nicht 'rein, ich sitze da noch in der Kreide!' ‚Gut', sage ich. Er gibt mir zehn Pfennige, ich gehe in den Laden, kaufe die Cigarren, als ich wieder auf die Straße komme — von Humpelfritzen keine Spur! Weg war er! Da habe ich mir denn so etwas gedacht."

„Natürlich! . . . warten Sie einen Augenblick!" Der Kommissar schrieb mit Bleistift auf den weißen Rand einer alten Zeitung, die auf dem Tischchen vor ihnen lag: „Fahren Sie sofort Wilhelmstraße, Palais des Grafen Iseneck. Veranlassen Sie den Portier Peterberg, Ihnen sogleich zu folgen. Kommen Sie mit ihm wieder hierher. Warten Sie im Wagen an der Ecke der Neuen Königstraße, bis ich Sie beide rufe. Beyer." Er riß den beschriebenen Streifen vorsichtig ab und wandte sich wieder an den heiseren Wachtel.

„Nun können Sie also fünf Mark schnell verdienen. Hören Sie zu: Nachher werde ich Ihnen zutrinken mit den Worten: ‚Prosit, Brüderchen, was macht der Tenor?' Das werden Sie übelnehmen, Sie werden aufstehen und das Lokal verlassen. Dann werden Sie draußen, nicht weit vom Haus, hier irgendwo in der Nähe einen Arbeiter finden, helle Bluse, Mütze, beides mit Gips und Kalk bespritzt. Den reden sie an und sagen ihm: ich komme vom Kommissar. Dann wird er schon aufpassen. Und dem geben sie den Papierstreifen, er soll ihn lesen und genau danach handeln. Haben Sie verstanden?"

„Gewiß!"

„Und haben Sie Lust dazu?"

„Weshalb nicht? Also Sie ziehen mich nachher auf, ich werde böse und gehe, suche mir den Arbeiter

mit der Gipsbluse und gebe ihm den Zettel? Weiter nichts?"

„Nichts weiter. Nach einer Weile können Sie sich beruhigen, und wenn Sie alles erledigt haben, kommen Sie wieder, reichen mir die Hand, sagen: ‚Nichts für ungut, Herr Kommissar!' Dann weiß ich, daß alles in Ordnung ist."

„Und dafür gibt's fünf Mark?"

„Da! da sind sie schon!" versetzte der Kommissar während er dem heiseren Wachtel einen Thaler und ein Zweimarkstück in die Hand spielte.

„Danke! Es geschieht!"

Währenddem hatte die Gesellschaft allmählich ihre Unbefangenheit wiedergewonnen. Der Kriminalkommissar Beyer war zwar gefürchtet, aber dabei doch in einer gewissen Weise beliebt. Er kümmerte sich nicht um Kleinigkeiten. Er hatte eine gewisse brutale Leutseligkeit, die den Leuten angenehm war. Er verstand ihre Sprache und sprach sie. Der Besuch des Kommissars in den von den Verbrechern ausschließlich bevölkerten Spelunken war etwas ziemlich Gewöhnliches. Er unterhielt sich eingehend mit dem einen oder anderen, und oft ohne auf einen Bestimmten zu sanden. Er setzte ihnen Bier, Schnaps und Cigarren vor. Kurzum, er war gemütlich. Durch eine längere vertrauliche Unterredung mit dem Kommissar machte sich der Betreffende noch keineswegs verdächtig. Der heisere Wachtel war aber in seinen Kreisen als durchaus zuverlässig bekannt, und kein Mensch beargwöhnte ihn, daß er einen der „Jungen" bei der Polizei anzeigen, „verpfeifen" würde. Die Unterhaltung am Ecktische erregte also durchaus kein besonderes Aufsehen.

Einige der Gäste, denen die Nähe des Kommissars unbehaglich war, hatten sich in der Zwischenzeit geräuschlos aus dem Staube gemacht, andere waren hinzugekommen. Der enge Raum war wie am Abend vorher wieder überfüllt, dick verqualmt. Die Unterhaltung war laut und lebhaft, dazwischen klapperten die umkollernden Billardkegel, die Skatspieler „reizten" und schlugen auf den Tisch; es war die richtige Luft, der richtige Lärm der niederen Kneipe.

Die männlichen Gäste, die dicht gedrängt an und auf den Tischen und auch auf den Fensterbrettern saßen, waren zum größeren Teil anständig gekleidet, einzelne sogar mit einem augenscheinlichen Bestreben nach Eleganz; diese trugen auffällige Krawatten mit großen unechten Nadeln, Manschettenknöpfe mit falschen Steinen und hellfarbige Ueberzieher. Darunter mischten sich auch Strolche in abgetragenen, abgerissenen Lumpen von jener merkwürdig grünlich-gräulichen Färbung, zu der das Sonnenlicht im Bunde mit Wind und Wetter auf die Dauer alle farbigen Stoffe abtönt. Die Zahl der weiblichen Besucher war eine verhältnismäßig geringe; dem modischen Aufputze, den unverschämt geschminkten Gesichtern sah und den rauhen Stimmen der Mädchen hörte man an, daß sie allesamt zu derselben Gilde der großstädtischen Nachtwandlerinnen gehörten.

Der Kommissar hatte sich erhoben und sah den Billardspielern zu, während er mit diesem und jenem ein gemütliches Wort tauschte. Er hatte zu verschiedenen Malen ein Glas Weißbier kommen und die Runde machen lassen.

XII.

Kurz nach neun öffnete sich die Thür wieder einmal ohne Geräusch — die Glocke schlug nur an, wenn ein Unkundiger die Klinke drückte —, und Fritz Wildicke trat ein, begleitet von zwei Zechkumpanen aus der Wilden Katze.

Als Wildicke den Kommissar erblickte und mit ihm einen freundlichen Gruß wechselte, hatte er sogleich die Empfindung, daß der Besuch wahrscheinlich ihm gelte. Aber er beherrschte sich vollkommen, nickte diesem und jenem Bekannten unbefangen zu und suchte aus deren Blicken die Antwort auf seine stumme Frage zu lesen: ob vielleicht irgend etwas nicht in Ordnung sei. Die anderen hatten ihm offenbar nichts zu sagen.

Beyer beachtete Wildicke und dessen Begleiter vorderhand nicht weiter. Aber es entging ihm nicht, daß Wildicke seinen alten Platz am Ecktisch neben dem heiseren Wachtel wieder eingenommen hatte, und daß gleich nach Wildicke ein Fremder, bei dem die Glocke anschlug, in das Graue Elend eingetreten war, am Schenktisch stehend einen Schnaps getrunken und sich dann sogleich wieder entfernt hatte. Es war der Agent, der durch sein

bloßes Erscheinen dem Kommissar zu melden hatte, daß seine Befehle vollzogen waren: daß das Lokal von Kriminalschutzleuten in Civil umstellt, daß die nächste Polizeiwache benachrichtigt war, und daß sich in den anliegenden Straßen eine größere Anzahl von Schutzleuten bereit hielten, um erforderlichen Falls zur Unterstützung herangezogen zu werden.

Wildicke hatte alle Gäste scharf gemustert. Wenn der Kommissar eine Verhaftung vornehmen wollte, so pflegte er wenigstens von einem Kollegen, meistens aber von einigen Kriminalschutzleuten oder Polizeiagenten begleitet zu sein. Keiner der jetzt Anwesenden stand mit der Polizei im Bunde. Dessen war Wildicke gewiß. Er kannte sie alle.

„Seit wie lange ist denn der Greifer hier?“ fragte er, während er sich rückübor bog und sich reckte, den hinter ihm am Nebentische sitzenden Mann, den sogenannten Nasenengel, von dem er wußte, daß dieser an einem vor einigen Wochen geschehenen Einbruch beteiligt gewesen, und dem er deshalb zutrauen durfte, daß der Kommissar scharf von ihm im Auge behalten worden war.

„Schon seit einer guten Stunde,“ antwortete der Nasenengel.

„Ist denn schon wieder ein Ding geschwenkt?“

„Die Sache geht uns nichts an. Er sucht nach dem Kölner.“

„Dem Bäckerhannes?“

„Wahrscheinlich.“

„Da kommt er zwei Tage zu spät. Vorgestern abend war er hier.“

„Und heute ist er in Hamburg."

Die Unterhaltung wurde abgebrochen, da sich der Kommissar dem Ecktische näherte.

„Sie wissen, daß Sie meinen Platz genommen haben, da steht meine Weiße noch!" begann der Kommissar. „Aber bleiben Sie nur, bleiben Sie nur ruhig sitzen!" fuhr er fort, indem er Wildicke, der sich erheben wollte, kräftig auf den Stuhl zurückdrückte. „Ich habe die ganze Zeit gesessen, und es wird schon bald ein Platz frei werden. Passen Sie 'mal auf," flüsterte er Wildicke vertraulich schmunzelnd zu, „wie ich den heiseren Wachtel wegbringe . . . Aber zunächst," fuhr er mit seiner gewöhnlichen Stimme fort, „wollen wir noch Stoff auffahren lassen. Heda, Wirtschaft! Noch eine Weiße! . . . Nun, Freund Heydel!" scherzte er zum heiseren Wachtel gewandt. „Was macht denn die göttliche Kunst? Ist es denn wahr, daß Pollini Sie durchaus engagieren will?"

„Ach, lassen Sie doch das, Herr Kommissar!" versetzte der Sänger ärgerlich.

„Ich hab's aber in den Zeitungen gelesen, daß Sie im Sommer bei Kroll gastieren wollen."

Die anderen lachten wieder.

„Nun ist es aber genug, Herr Kommissar! Ich brauche mich hier nicht aufziehen zu lassen!"

„Sehen Sie, Wachtel," fuhr der Kommissar unter dem fröhlichen Beifall der wenig anspruchsvollen und sehr dankbaren Umgebung fort, während er das große frisch gefüllte Glas mit seiner mächtigen Hand umspannte und aufhob. „Ich hab's immer gesagt: es geht doch nichts über eine schöne Männerstimme! Also Prosit, Brüderchen,

auf baldige Beseitigung der Heiserkeit und kräftiges Erblühen des Tenors!"

„Nun habe ich's satt!" rief der heisere Wachtel unter gesteigerter Heiterkeit der nächsten Umgebung wütend aus, schnellte von seinem Stuhl auf, nahm seine Mütze und entfernte sich, während ihm Nasenengel und andere spöttische Bemerkungen nachriefen.

„Sehen Sie!" lachte der Kommissar, indem er sich an Wildicke wandte, „so kommt man zu einem Stuhl. Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt: es wird bald ein Platz frei!"

„Ja, das haben Sie gut gemacht, Herr Kommissar!" stimmte Wildicke vergnügt zu.

„Unter uns gesagt, ich wollte ihn weg haben, weil er nicht zu hören braucht, was wir uns erzählen. Wissen Sie, Wildicke, daß ich schon lange mit dem Plan umgehe, mit Ihnen einmal ein vernünftiges Wort zu reden. Sie sollten einmal zu mir kommen — wenn's Ihnen auf dem Molkenmarkt nicht paßt, weil Sie da zu bekannt sind, könnten wir uns ja zufällig einmal wo anders treffen ... heh?"

„Davon ließe sich ja reden, Herr Kommissar!"

„Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Vigilanten gewöhnlichen Schlages — die finden wir mehr als wir brauchen. Aber mit den Kerlen arbeite ich nicht gern. Und bei dem Herumhorchen kommt auch nicht viel heraus. Ich möchte jemand finden, der sich mit offenem Visier auf meine Seite stellt, als Beamter! Und da habe ich an Sie gedacht. Wildicke, Sie sind ein heller Kopf, ein findiger und gescheiter Kerl, Sie wissen Bescheid, und

gerade so einen wie Sie suche ich. Wahrhaftig, Wildicke, Sie sind zum Verbrecher zu gut. Und Sie müssen doch dieses ungemütlichen Lebens herzlich überdrüssig werden! Wenn Sie wenigstens etwas Ordentliches beiseite schafften! Aber sehen Sie sich doch die Gesellschaft an! Sie gehen alle zu Grunde, wie sie sind, und sind schließlich froh, wenn sie im Zuchthaus unter Dach und Fach kommen und gefüttert werden. Und da gibt es keine Ausnahmen, und wenn Sie sich einbilden, daß Sie eine Ausnahme sein werden, dann irren Sie sich. Da können Sie meinen Erfahrungen trauen. Wildicke, Sie sollten sich wirklich aufrappeln und versuchen, ein braver Kerl zu werden! Wenn nicht — wie lange wird's dauern und wir haben Sie wieder beim Kragen!"

Wildicke war nachdenklich geworden. Meinte es der Kommissar ernst mit seinem Vorschlage, oder wollte er die „Flöte anlegen", ihm eine Falle stellen, wollte er ihn nur sicher machen? Er schwankte, aber jedenfalls berührten ihn die freundlichen Worte des Kommissars über seine Fähigkeit nicht unangenehm, denn Wildicke war eitel wie alle Verbrecher.

„Man thut ja sein mögliches," entgegnete er ausweichend, „um sich rechtschaffen durchzuschlagen . . ."

„Na, na! Wovon leben Sie denn augenblicklich?"

„Ich bin doch Kolporteur! Es fällt freilich nicht viel dabei ab, aber man hat doch ungefähr sein Auskommen."

In diesem Augenblick trat der heisere Wachtel, der sich auf der Straße beruhigt zu haben schien und wieder in das Lokal zurückgekehrt war, an Beyer heran, reichte ihm die Hand und sagte:

„Nichts für ungut, Herr Kommissar!"

„Sind Sie wieder vernünftig geworden? Lassen Sie sich noch eine Weiße auf meine Rechnung kommen . . . aber trinken Sie sie da drüben; ich habe hier noch eine kleine Sache zu besprechen."

Heydel nickte und entfernte sich.

„Kolporteur!" nahm Beyer die unterbrochene Unterhaltung wieder auf. „Was Sie dabei verdienen können, das weiß man doch! Da können Sie's bei uns besser und bequemer haben, und den Teufel auch, einen Menschen wie Sie sollte es doch reizen, seine Gaben und Geschicklichkeiten in vernünftiger Weise zu verwerten und sich nützlich zu machen. Und wenn Sie zu uns kämen, ließe es sich am Ende schon so einrichten, daß über dies und das ein Auge zugedrückt würde, was Ihnen sonst doch noch übel bekommen könnte."

„In der Beziehung bin ich ganz ruhig, Herr Kommissar! Es liegt jetzt nichts gegen mich vor."

Der Kommissar kniff das linke Auge schlau zusammen und lächelte.

„Sehen Sie, Wildicke, Sie glauben klug zu sein, und Sie sind's ja auch in Ihrer Weise, aber Ihre Weise ist eben dumm, und da hilft Ihnen alle Ihre Klugheit nichts! Das predige ich Ihnen ja in einem fort. Wenn Sie die Hälfte Ihrer Klugheit und Arbeit, die Sie auf Ihr dummes Zeug verwenden, für etwas Gescheites verbrauchten, dann wären sie ein ausgezeichneter Beamter und gingen auf die Jagd, anstatt sich jagen zu lassen. Das ist ehrenhafter, Wildicke, und es ist nebenbei auch viel vergnüglicher. Bedenken Sie doch,

mit welchem Pack Sie jetzt arbeiten müssen! Wir kennen die Brüder doch — ich so gut wie Sie! Ich vielleicht noch ein bischen besser als Sie! Denn mir sagen sie unter Umständen doch noch mehr als Ihnen. Nicht einer unter ihnen, auf den Verlaß wäre! Um eines geringen Vorteils willen wird ein jeder zum Judas am andern."

„Da haben Sie recht, Herr Kommissar! Lauter Schlamassen und Achtgroschen-Jungen!" (Angeber.)

„Und wenn wir einen im Loch haben, namentlich einen Neuling, einen ‚Schalfen', wie Sie sagen, wenn wir dem klar machen, daß es sein Vorteil ist, nicht die ganze Geschichte auf seine Kappe zu nehmen, dann sollten Sie bloß hören, wie da verpfiffen wird! Natürlich glauben wir nur die knappe Hälfte von dem, was sie uns vorerzählen, denn die Kerle lügen ja das Blaue vom Himmel herunter, um sich weiß zu waschen. Aber aus all den Lügereien können wir uns doch unsern Vers machen. Und daß Sie sich mit dem Gesindel abgeben, Wildicke, das thut mir leid."

„Aber ich sage Ihnen ja, Herr Kommissar, ich bekümmere mich um die ganze Gesellschaft nicht mehr!"

„So?" versetzte der Kommissar pfiffig lächelnd, und den Kopf auf die linke Handfläche stemmend, sagte er leise und ausdrucksvoll, während er sich ganz zu Wildicke hinüberbeugte: „Johann Hotte läßt Sie grüßen!"

Es entstand eine lange Pause.

Wildicke hatte die Lippen fest zusammengekniffen und blickte den Kommissar unverwandt an. Er strich seinen kleinen schwarzen Schnurrbart. Der Name Hotte wirkte auf ihn wie ein elektrischer Schlag, und es bedurfte seiner

ganzen Willenskraft, um sich zu beherrschen. Es war ihm mit einemmale klar geworden, daß seine Partie hoffnungslos verloren war. Der Greifer wußte schon wieder alles!

Der Kommissar blieb unbeweglich, und noch immer umspielte dasselbe niederträchtige Lächeln seinen Mund. Sein stechender Blick ging ihm durch und durch. Der Humpelfritze hatte seine Rechnung gemacht!

Aus war's mit der schönen Freiheit auf Jahre hinaus! Aus mit dem gemütlichen Zusammensein mit seiner Rose! Wieder zurück zu der verwünschten Kost, den ewigen Graupen, Linsen und Bohnen, die gleich aussahen, gleich schmeckten und gleich rochen! Ach, der Geruch, der widerwärtige Geruch, dieses Muffige, süßlich Scharfe der Massenbereitung mit Dampf — das war das Schlimmste! Er hatte den Geruch wieder in der Nase, und ihm wurde ganz wehleidig bei der Erinnerung. Und dann die langweilige Arbeit, das Kleben und Stampfen vom frühen Morgen bis zum späten Abend! Und das lange Alleinsein, das lange, lange Alleinsein! Als einzige Abwechselung die kurzen Besuche der Beamten, des Inspektors, des Lehrers, des Predigers! Was hatte so ein Jahr gedauert! Und nun fing die Geschichte aufs neue an. Und sie dauerte wieder Jahre, lange Jahre!

Ja, der Kriminalkommissar hatte recht: es war ein erbärmliches Leben!

Noch war er frei — freilich nur auf Stunden, vielleicht nur auf Minuten; das lag ganz in dem Belieben des Mannes, der ihm gegenübersaß und ihn lächelnd anstarrte. Und jede Minute war ihm kostbar. Es ließ

sich vielleicht doch noch eine Galgenfrist abgewinnen — dann konnte Rose noch in Sicherheit gebracht werden, und wer vermochte zu sagen, wie er selbst diese Frist ausnutzen würde?

„Wie können Sie sich aber auch mit einem schalfen Lump wie dieser Hotte einlassen!“ nahm endlich der Kommissar mit dem Ausdrucke einer väterlichen Verweisung die Unterhaltung wieder auf. „Der sagt natürlich, Sie allein, Wildicke, hätten alles gemacht, alles vorbereitet, alles durchgeführt! Ich habe Hotte ins Gesicht gesagt, daß er lügt. Den Schrank hat kein anderer angebohrt als er! Das ist offenbar. Er schwört aber Stein und Bein, Sie hätten's gemacht!“

„So ein Schuft!“ platzte Wildicke heraus. „Ich weiß gar nichts von einem Schrank!“

„Na, Freundchen, nun fangen Sie nicht auch an zu schwindeln, sonst sind wir gleich fertig! . . . Hotte hat ja gestanden, daß er Sie gestern abend nach zehn hier abgeholt hat. Wollen Sie das etwa leugnen? Dann beweise ich's Ihnen auf der Stelle. Ich brauche bloß aufzustehen und gebiete Feierabend. Ich lasse die Thüren schließen und frage mit lauter Stimme: ob niemand gesehen hat, daß gestern abend ein vierschrötiger Mensch mit rasierten Lippen hier gewesen ist und Sie abgeholt hat. Und wenn sich niemand meldet, lasse ich die ganze Gesellschaft, wie sie ist, einsperren, und wenn die Wirtin auch nichts gesehen hat, sperre ich die Bude zu, und sie verliert die Konzession! Ich garantiere Ihnen, Wildicke, wir finden mehr Zeugen als wir brauchen.“

„Das glaube ich Ihnen ja, Herr Kommissar! Daß Hotte hier gewesen ist, das leugne ich ja gar nicht. Ich

sage nur, ich weiß nichts von dem Schranke. Und wenn er behauptet, ich hätte ihn angebohrt, dann hat er unverschämt gelogen!"

„Frau Wirtin!" rief der Kommissar.

Die Frau mit den freundlichen Augen und der getollten Haube trat an Beyer respektvoll heran. Er wandte sich von Wildicke ab und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich kann hier nicht abkommen. Schicken Sie Ihren Mann oder Ihren Jungen hier an die Ecke der neuen Königstraße. Da wird eine Droschke stehen oder bald kommen. Den beiden Männern, die darin sitzen, soll der Bote bestellen, sie möchten gleich herkommen. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Kommissar."

„Wir trinken wohl noch eine Weiße?" fuhr Beyer in gewöhnlichem Tone fort. „Frau Wirtin, noch eine Weiße!"

Die Frau trat wieder hinter den Schenktisch.

„Also, wie dem auch sei," nahm der Kommissar das Gespräch wieder auf, „Hotte will Sie gründlich hereinlegen. Sie sollen alles gewesen sein! Sie sollen sich durch den Park eingeschlichen haben, dann sollen Sie wieder vorn in der Wilhelmstraße gewesen sein, da hätte er Ihnen durchs Fenster die Sachen zugesteckt . . ."

„So ein Lump!" schrie Wildicke, während er mit der Faust auf den kleinen Tisch schlug.

Der Kommissar lächelte. Er wußte, daß er ins Schwarze getroffen hatte.

„Weswegen lassen Sie sich mit solchem Gesindel ein. Nun haben Sie die ganze Pastete am Halse! Sie wissen, wie Sie oben angeschrieben sind! Sie sind schon mehr-

fach bestraft. Und wenn Hotte bei seinen Aussagen bleibt, lügt er sich womöglich ganz heraus oder kommt wenigstens mit einer leichten Strafe davon. Er ist bisher unbestraft, er hat das Eiserne Kreuz, das wirkt auf die Richter. Und Sie allein werden auszufressen haben, was Hotte und die Bertha Ihnen eingebrockt haben."

„Nein, Herr Kommissar! Die sollen mich kennen lernen! Und wenn sie mich hereinlegen, sollen sie auch daran glauben! Das verspreche ich Ihnen!"

„Das wird Ihnen nur nicht viel nützen. Da Sie dabei gewesen sind, werden die Richter immer glauben, daß Sie der Hauptschuldige sind."

„Und ich weiß gar nichts davon! Hotte hat mir gar nicht gesagt, was er vorhat. Wir kennen uns schon lange, Hotte und ich. Wir sind zusammen in der Lehre gewesen und haben in derselben Kompanie gestanden. Da kam er nun gestern abend hier angepescht: ‚Du, Fritz! Du mußt mir einen Gefallen thun, es soll auch dein Schaden nicht sein! Komm zwischen zwölf und eins in die Wilhelmstraße vor unser Haus. Ich will dir etwas geben, durchs Fenster. Das nimmst du und bringst es nach dem Wilhelmsplatz. Da wartet jemand beim alten Zieten. Dem gibst du es!' Ich wollte mich zuerst nicht darauf einlassen. Aber er hat mich so lange gequält, bis ich's einem alten Freunde zuliebe gethan habe. Und das hat man nun von seiner dummen Gutmütigkeit!"

„Wildicke, was erzählen Sie mir da wieder für Räubergeschichten! Wenn Sie mir so dumme Schnurren wie die mit dem großen Unbekannten beim alten Zieten aufbinden wollen, dann glaube ich Ihnen gar nichts mehr!"

Die Thür von der Straße her wurde geöffnet, Beyer erkannte mit einem Blick Peterberg und den Agenten.

„Und Sie sind nie mit der Bertha zusammengetroffen?"

„Nie!"

„Na, was erzählt uns denn der Mann da für Geschichten!" rief der Kommissar, auf die Eintretenden weisend, und er erhob die Stimme: „Hier, Herr Peterberg."

Peterberg drängte sich beim Billard vorüber. Der Agent folgte ihm. Zu diesem sagte Beyer: „Bitten Sie die Wirtin um einen Stuhl für Herrn Peterberg. Wenn wir ein bißchen zusammenrücken, haben wir alle Platz! Guten Abend, Herr Peterberg! Darf ich die Herren miteinander bekannt machen: Herr Wildicke, Herr Peterberg, Portier im gräflich Jseneckschen Palais."

Peterberg hatte sich gesetzt. Die Einladung des Kommissars zu einem Glase Bier lehnte er ab. Der Agent blieb am Schenktisch stehen.

„Nun, mein lieber Herr Peterberg, was wir hier zusammen abzumachen haben, geht die anderen nichts an," begann der Kommissar wieder mit gedämpfter Stimme. „Sehen Sie sich diesen Herrn einmal recht genau an! Haben Sie den schon einmal gesehen?"

„Jawohl!"

„Sind Sie Ihrer Sache sicher?"

„Ganz sicher!"

„Wissen Sie auch, wie der Herr heißt?"

„Ich habe es eben von Ihnen gehört: Wildicke. Damals nannte er sich anders: Schmider."

„Wie die Kammerjungfer Bertha?"

„Ja, er sagte, er sei ihr Cousin."

„So! Und wo war denn das?“

„Bei uns im Palais. Ich habe die Bertha selbst noch rufen lassen.“

„Und wann war es?“

„Ende Juni, Anfang Juli — kurz vor der Abreise der Herrschaften.“

„Nun, Wildicke! Was haben Sie darauf zu sagen?“

„Der Herr irrt sich! Ich war nie im Palais des Grafen Ifeneck.“

„Also schön, der Herr irrt sich! — Sie erkennen den Mann mit voller Bestimmtheit wieder, Herr Peterberg?“

„Mit vollster Bestimmtheit! Der Herr hinkt. Er stützte sich auf ein dickes gelbes Bambusrohr. Ich bin meiner Sache ganz sicher.“

„Wo ist Ihr Stock, Wildicke?“

Wildicke schwieg. Der Kommissar blickte sich spähend um. Da stand er im Winkel an der Thür, der gesuchte Stock.

„Sehen Sie einmal, Wildicke! Auch ein dickes, gelbes Bambusrohr! Ist das nicht komisch? — Nun, Herr Peterberg, für heute sind wir fertig. Ich danke Ihnen!“

Peterberg erhob sich und war froh, daß er das graue, stickige, überfüllte Lokal so bald wieder verlassen durfte.

„Mit Ihren Lügereien verrennen Sie sich ja immer tiefer in die Sackgasse!“ begann Beyer aufs neue. „Und Sie werden erraten, wohin Ihr Weg von hier aus geht.“

Wildicke starrte mit düsteren Blicken vor sich hin. Also augenblickliche Verhaftung ohne Gnade und Erbarmen! Er schwankte einen Augenblick. Würde es ihm nützen,

wenn er einen Teil der Wahrheit sagte? Würde dadurch wenigstens die Verhaftung hinausgeschoben werden?

„Herr Kommissar!“ sagte er nach einer Weile. „Ich sehe ein, daß ich eine Dummheit begangen habe. Ich hätte nicht den Vermittler spielen sollen. Aber ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich von der Sache nichts gewußt habe. Ich habe Hotte eben nur eine Gefälligkeit, um die er mich gebeten hatte, erweisen wollen.“

„Nun, Wildicke, ein letztes Wort: Was haben Sie mit den Sachen angefangen? Aber lassen Sie mich mit dem Unbekannten beim alten Zieten ungeschoren! . . . Sagen Sie mir die Wahrheit, so gehe ich gegen Sie so schonungsvoll vor, wie es mein Amt mir erlaubt. Wenn Sie mich aber zu beschwindeln versuchen, so können Sie sich selbst sagen, wie dann der Hase läuft. Dann mögen Sie nur schleunig Ihr Glas Bier austrinken und mir folgen, Sie — und die da auch!“ schloß er, auf die eben arglos eintretende Rose Moockel weisend.

Wildicke erblaßte, als er seine Rose in die Grube des Löwen steigen sah. Er wollte sich erheben.

„Nichts da! Sitzen bleiben!“ gebot Beyer. „Und keine Zinken machen! Das bitt' ich mir aus. Beim ersten Versuche werden Sie isoliert.“ Er winkte Rosen, die argwöhnisch neben dem Billard stehen geblieben war, heran.

„Setzen Sie sich zu uns, Fräulein! Hier ist noch ein Platz frei!“

Rose trat schüchtern heran. Auf Geheiß des Kommissars setzte sie sich auf den Stuhl, den Peterberg verlassen hatte. Der Kommissar saß zwischen den beiden. Sie warf fragende Blicke auf Wildicke, denen dieser aus-

wich; er wußte, daß der Kommissar in solchen Fällen nicht schäkerte.

„Wir unterhielten uns gerade von gestern abend," erklärte Beyer dem Mädchen, das offenbar Mühe hatte, sich in der schwierigen Situation zurechtzufinden, und ratlos um sich sah. „Hotte und die Bertha Schmider haben alles verraten. Sie schieben alles Wildicke in die Schuhe. Ich will dem Wildicke helfen, und der dumme Kerl lügt sich das Zuchthaus an den Hals. Rücken Sie näher, Kind, wir wollen hier kein Aufheben machen. Und Sie, Wildicke, drehen Sie sich einmal herum, nach dem Billard zu, daß Sie die Rose nicht ansehen können! Und geben Sie keinen Ton von sich! Nun wollen wir gleich einmal feststellen, ob mich auch die Rose belügt. Rose, sehen Sie mich an. Und hören Sie aufmerksam zu. Ich frage Sie jetzt etwas, — etwas ganz Gleichgültiges, was Sie mir beantworten können. Ich weiß die Wahrheit. Wenn Sie mich belügen, winke ich dem weißen Kerl da am Büffett, den Sie vielleicht heute schon in der Büschingstraße gesehen haben — es ist einer meiner Agenten —, und lasse Sie ohne Gnade und Erbarmen auf der Stelle und hier vom Flecke weg nach dem Molkenmarkt bringen. So, nun wissen Sie Bescheid! Und nun frage ich Sie: wo haben Sie Wildicke in der vergangenen Nacht getroffen?"

Rose zitterte heftig. Sie wußte, was ihr bevorstand, wenn der Kommissar sie einer Lüge überführte.

„In der Friedrichstraße," sagte sie bebend.

Der Kommissar rückte seinen Kopf langsam dem ihrigen näher und sah sie mit durchdringenden, drohenden Blicken scharf an.

„Das erste Mal," setzte sie eingeschüchtert hinzu.

„Wildicke, rühren Sie sich nicht!" gebot Beyer mit fürchterlichem Ernste. „Nun, und dann?" fragte er weiter, während er die zitternde Hand des Mädchens fest umspannte.

„Dann auf dem Wilhelmsplatz," brachte Rose mühsam hervor.

Beyer ließ die Hand des Mädchens los.

„Das wollte ich von Ihnen bestätigt haben. Sie haben nicht gelogen. Auf dem Wilhelmsplatz! Nun, Wildicke, können Sie sich wieder umdrehen, nun können wir gemütlich weiter plaudern. Sehen Sie, Wildicke, ich will Ihnen einmal eine Lehre geben, für später, wenn Sie als ordentlicher Mensch mit uns arbeiten wollen. Alle Verbrecher lügen, aber in ihren Lügen ist immer viel Wahrheit enthalten. Als Sie mir vorhin erzählten, daß Sie die Sachen von Hotte auf dem Wilhelmsplatz einer anderen Person gegeben hätten, wußte ich gleich, daß etwas Wahres an der Sache war. Und nun weiß ich auch, was! Sie haben die Sachen, die Ihnen Hotte durchs Kellerfenster gereicht hatte, der Rose zum Verschärfen gegeben!"

„Was die Rose gesagt hat . . ."

„Halten Sie den Mund!" herrschte ihn Beyer mit zwar leiser, aber eindringlicher Stimme an. „Sie haben nur zu antworten, wenn ich Sie frage! Jetzt reden wir miteinander in einem etwas anderen Tone, Freundchen. Wo sind die Sachen? Antworten Sie! Nun?"

„Herr Kommissar . . . wenn Sie mir nur glauben wollten . . ."

„Wo sind die Sachen?" wiederholte Beyer mit blitzendem Auge. „Sie schweigen? Gut. Mit Ihnen bin ich

fertig. Und nun frage ich Sie, Rose Moockel, — und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß von Ihrer Antwort alles für Sie abhängt. Vorläufig kann ich noch annehmen, daß Sie, ohne zu wissen, was sie thaten, Ihrem Geliebten einen Gefallen erwiesen haben, und brauche noch nicht zum Aeußersten zu schreiten. Durch Ihr Schweigen würden Sie sich mitschuldig machen, und dann schließe ich die Rechnung mit Ihnen ab. Ich frage Sie nun, Rose Moockel: wohin haben Sie die Sachen gebracht, die Ihnen Wildicke in der vergangenen Nacht auf dem Wilhelmsplatze gegeben hat?"

Rosens ängstliche Blicke ruhten auf Wildicke, der in dumpfem Brüten vor sich hin glotzte.

„Sehen Sie mich an!" gebot der Kommissar. „Sie verweigern mir die Antwort? Gut!"

Der Kommissar erhob sich und holte aus der Ecke den schweren Rohrstock Wildickes.

Währenddem flüsterte Wildicke, während er seine Hand vor den Mund legte: „Wenn du frei kommst, nimm alles und rück' aus!"

Der Kommissar hatte sich gewandt, er trat wieder an das Tischchen und schlug mehrmals mit dem schweren Stocke dröhnend darauf, daß Rose erschrocken aufschrie.

„Ruhe!" rief der Beamte mit Stentorstimme.

Man kannte diese Stimme. Es wurde unheimlich grabesstill. Alle blickten erschrocken nach jener Ecke, aus der die schallenden Schläge ertönten. Alle ahnten Unheilvolles.

„Ihr da am Billard, macht den Weg frei! Alle Mann hinüber nach dem Schanktisch! Und ohne zu schwatzen! Vorwärts!"

Der nach der Straße zu gelegene Teil des Lokals wurde sofort geräumt. Alle Gäste drängten stumm nach dem anderen Teile, jenseits des Billards. Es raschelte, wie wenn gejagte Ratten über den Boden flüchten.

„Stillgestanden!“ rief der Kommissar. „Barthel!“

Der Arbeiter mit der begipsten Mütze und Bluse brach sich mit einigen kräftigen Stößen Bahn durch das Gedränge um den Schanktisch.

„Rufen Sie die Leute!“

Barthel verschwand. Gleich darauf hörte man den trillernden gellenden Ton einer Pfeife auf der Straße, unmittelbar vor der Thür; und dann in einiger Entfernung ein gleiches Pfeifen als Antwort darauf.

Wildicke war alles Blut aus dem Gesichte gewichen. Rose bedeckte ihre Augen.

„Weg da!“ befahl der Kommissar den Gästen am Nebentisch. „Wir brauchen keine Nachbarschaft!“

Auch diese erhoben sich nun und vereinigten sich stumm mit der dichtgedrängten Gruppe am Büffett.

Beyer stand zwischen Wildicke und Rose, die sich zugleich mit dem Kommissar erhoben hatten, an dem kleinen Ecktisch. Er hatte die linke Hand auf die Hüfte gestemmt und stützte die Rechte auf Wildickes dicken Rohrstock. Er blickte streng, ja finster vor sich hin. Eine tiefe senkrechte Falte, die sich vom Haaransatz zur Nasenwurzel senkte, hatte sich in seine Stirn gegraben. Er hatte die Lippen fest geschlossen. Wie das unerbittliche strafende Verhängnis in leibhaftiger Gestalt stand der kräftige Mann, dessen straffer Haltung man den früheren Soldaten ansah, vor den beiden Verbrechern.

Um diese drei herum war es leer.

Man hätte es kaum für möglich gehalten, daß in diesem engen, überfüllten Lokale so viel freier Raum geschaffen werden konnte. Die ganze Gesellschaft hatte sich auf wenige Quadratschuh dicht zusammengeballt. Alle Tische an der Straßenwand und an der Seitenwand, an der das Tischchen stand, um das sich Beyer, Wildicke und Rose gesetzt hatten, waren verlassen. Die leeren Stühle wirkten ganz eigentümlich. Die Blicke aller übrigen, die sich wie eine geängstigte Schafherde im Gewitter aneinander drängten, ruhten auf diesen dreien.

In Wildicke arbeitete es fürchterlich. Noch eine Minute, vielleicht kaum noch eine Minute, und er war von Rosen getrennt, sah sie erst wieder, wenn sie neben ihm auf der Anklagebank saß. Rose mußte gerettet werden. Er hatte das Mädchen wirklich lieb. Und dann: sie allein wußte, wo das gestohlene Gut war, sie allein konnte es in Sicherheit bringen. Sie hatte ja alles: die Spitze in ihrem Mantel, das Gold im Aschenkasten, die Steine und Perlen in der Bibel — alles!

Nein, nicht alles!

Der Tigel-Ede hatte sie bestohlen! Er hatte Steine und Perlen aus dem Diebstahl! Da konnte man vielleicht ansetzen! Das konnte Rosen vielleicht befreien und den Tigel-Eden, den er schon lange auf dem Strich hatte, hineinziehen!

„Herr Kommissar!“ flüsterte Wildicke. „Noch ein Wort, ich bitte!“

„Was wollen Sie?“

„Herr Kommissar, lassen Sie die Rose laufen! Sie

weiß von nichts! Ich will Ihnen alles nachher haarklein erzählen! Aber lassen Sie die Rose laufen!"

„Nichts da!"

In demselben Augenblicke wurde die Straßenthür geöffnet und vier Kriminalschutzleute in Civil, denen zwei Schutzleute in Uniform mit einem Wachtmeister folgten, traten geräuschvoll mit schweren Schritten in das Lokal.

„Noch einen Augenblick!" bat Wildicke in flehendem Tone. „Ich bitte Sie, Herr Kommissar! Nur noch einen Augenblick! Ich sage Ihnen alles!"

„Bleiben Sie da am Ausgange stehen!" gebot der Kommissar seinen Leuten. „Der Mann will mir noch etwas sagen." Und zu Wildicke gewandt: „Machen Sie's kurz!"

„Nun also! Die Rose ist ein gutes Mädchen. Sie fürchtet, eine unvorsichtige Aeußerung von ihr könne mir schaden. Ja, ich habe sie auf den Wilhelmsplatz bestellt, das ist wahr. Ich sollte die beiden kleinen Paketchen, die Hotte mir gegeben hatte, in ein Haus bringen, das für mich nicht geheuer war, weil ich scharf beobachtet wurde. Und da habe ich ihr gesagt: ‚Rose, nimm mir den Weg ab.' Und das arme Mädchen, das von nichts wußte, hat mir den Gefallen gethan. Herr Kommissar, das ist die Wahrheit! Und wenn Rose Ihnen nun sagt, wo sie die Paketchen abgegeben hat, und wenn Sie da finden, was Sie suchen, dann sehen Sie doch, daß wir keinen Vorteil von der Sache gehabt haben. Und Rose hat nichts davon gewußt, Herr Kommissar. Und dann lassen Sie die Rose doch laufen? . . . Nun, Rose, sage nur dem Herrn Kommissar ganz offen, wohin du die Paketchen gebracht hast!"

„Nach der Mehnerstraße zu Freeder!“ sagte Rose.

„Zum Tigel-Eden?! So, so!“ versetzte der Kommissar. „Hat der Mann seine Thätigkeit wieder aufgenommen? Nun, dann werden wir die Sachen schon finden!“

„Aber nun lassen Sie die Rose doch laufen?“

„Noch nicht! Vorderhand bleibt Rose im Gewahrsam. Wir werden heute nacht noch die Wohnung des Tigel-Eden und Rosens Zimmer genau durchsuchen; wenn wir beim Tigel-Eden das finden, was wir suchen, und bei Rosen nichts, wenn sich herausstellt, daß Rose wirklich bloß eine Dummheit begangen hat, dann mag sie sich meinethalben zum Teufel scheren! Und nun vorwärts!“

Während Wildicke anscheinend nach seinem Hut suchte, flüsterte er wieder ganz schnell: „Nimm alles! rück' aus!“ Der Kommissar merkte wohl, daß der Humpelfritze ihr etwas zugetuschelt hatte, aber nur Rose hatte ihn verstanden.

„Drei Schritt nach vorn!“ befahl er dem Humpelfritzen in strengem Tone, und Rosen: „Stehen bleiben!“

Er winkte zwei seiner Beamten heran.

„Visitieren!“

In wenigen Augenblicken waren Wildicke Rock, Weste und Stiefel ausgezogen und die Taschen der Beinkleider umgewandt. Er wurde am ganzen Körper betastet. Seine Kleidungsstücke wurden untersucht. Die Gegenstände, die er bei sich trug, hatten nichts Verdächtiges: ein Taschenmesser mit stumpfen, verrosteten Klingen, eine silberne Uhr mit einer falschen Kette, einen Meldeschein auf seinen richtigen Namen, ein Portemonnaie mit einundzwanzig Mark, einige Prospekte eines Kolportageromans, ein Taschen-

tuch, vier Cigarren in einer Papiertüte — das war alles. Einer der Beamten nahm die Sachen in Verwahrung.

Nachdem das geschehen war, zog sich Wildicke wieder an, einer der Schutzleute stülpte ihm den Hut auf und ein anderer trat nun an seine Seite. Dieser warf ihm mit großer Gewandtheit eine kleine sehr einfache Schlinge, von nicht übermäßig dickem, aber starkem und festem Bindfaden um das rechte Handgelenk. Am Ende der Schlinge, die nur lose angezogen wurde, war ein hölzerner Querstab etwa von der Länge der Handbreite befestigt, den der Beamte in seine Linke schloß, während er den Bindfaden zwischen den dritten und vierten Finger gleiten ließ. Die Schlinge belästigte Wildicke in keiner Weise, so lange er die Hand ruhig hielt. Bei der geringsten gewaltsamen Bewegung aber, bei dem leisesten Versuche, sich seinem Begleiter zu entziehen, würde sie sich sogleich von selbst fest zugezogen und sich mit unerträglichem Schmerz in das Handgelenk eingeschnitten haben. Durch diese nichts weniger als kunstvolle Vorkehrung war also der Gefangene vollkommen widerstandsunfähig gemacht, und selbst bei sehr überlegener Körperkraft hätte er dem Beamten, der den hölzernen Zwickel in seiner geballten Faust fest umspannt hielt, willenlos folgen müssen.

„Und nun vorwärts!“ kommandierte der Kommissar.

Wildicke, von dem einen Kriminalschutzmann geführt, einen anderen zu seiner Linken und gefolgt von einem Schutzmann in Uniform, schritt dem Ausgange zu. Der Wachtmeister ging vor diesen her. Die beiden anderen Kriminalschutzleute nahmen Rosen in die Mitte, und der Schutzmann in Uniform folgte ihnen.

„Langsam voran! Bis zum Halteplatz der Droschken!“ rief Beyer ihnen nach. Darauf wandte er sich an die übrige Gesellschaft: „Ihr könnt euch wieder setzen. Daß mir aber niemand in den ersten zehn Minuten das Lokal verläßt. Ich lasse es bewachen. Und ich will keine Durchstechereien! . . . Frau Wirtin, die Zeche wird morgen beglichen! . . . Guten Abend!“

„Guten Abend, Herr Kommissar!“ ertönte die vielstimmige Antwort.

Dann wurde wieder alles still und unbeweglich. Der Zug der Schutzleute mit den Verhafteten hatte das Lokal schon verlassen. Jetzt hatte auch Beyer, der seinen schweren grauen Kaisermantel wieder angelegt hatte, die Thür hinter sich geschlossen, und in demselben Augenblicke entstand in der bisher wie erstarrten Gesellschaft eine allgemeine unruhige Bewegung, begleitet vom wilden brausenden Lärm der lauten Stimmen. Das Ereignis des Abends wurde von aller Welt lebhaft besprochen.

In zwei Droschken wurden die Verhafteten nach dem Molkenmarkt befördert. Beyer fuhr in derselben, in die Wildicke gebracht worden war. Wildicke bemühte sich unterwegs noch mit aller Kraft, Rosens völlige Unschuld zu beteuern und das Mädchen als ein beklagenswertes Opfer seiner Feigheit hinzustellen.

„Wenn Sie vor lauter Klugheit nicht blitzdumm geworden wären,“ sagte Beyer ruhig, „hätten Sie dem Mädchen alle Unannehmlichkeiten ersparen können.“

„Ja, Herr Kommissar, ich bin dumm gewesen, das sehe ich ein! Aber ich will meine Dummheit ja wieder gut machen. Das müssen Sie doch merken. Und Sie

werden beim Tigel-Eden alles finden, wenn er es nicht schon beiseite geschafft hat.“ Wildicke rechnete in der That darauf, daß die vom Tigel-Eden veruntreuten Perlen und Steine in die Hände der Polizei fallen würden, und daß dieser Fund zu der Annahme verleiten würde, der Tigel-Ede habe alle Kostbarkeiten des Diebstahls an sich gebracht. Er hoffte, daß dadurch Rose von der verbrecherischen Gemeinsamkeit losgelöst werden würde. „Aber dem Tigel-Eden,“ fuhr er fort, „werden Sie mehr glauben als mir, und der wird aus Rache dafür, daß ich ihn hereingelegt habe, furchtbar lügen, um mich anzuschwärzen und die arme Rose auch, die von der ganzen Sache nichts weiß!“

Beyer ließ den Humpelfritzen ruhig sprechen.

„Wenn Sie mir das nur glauben möchten, Herr Kommissar! . . . Rose hat mit der ganzen Geschichte wahr und wahrhaftig nichts zu thun! Aus dummer Gutmütigkeit hat sie die Sachen hingebracht, und der alte Gauner hat sie noch obenein die Treppe hinuntergeworfen.“

„Nun lassen Sie's gut sein, Wildicke, wir werden ja sehen! Wir unterhalten uns heute abend oder morgen früh noch über die Sache! Vorläufig ist nichts zu machen.“

Wildicke und Rose wurden in die Isolierzellen des Polizeigewahrsams eingeschlossen.

In derselben Nacht wurde bei Eduard Freeder in der Mehnerstraße, der sich auf dem Schilde an seiner Thür als Inhaber eines „Kommissionsgeschäftes“ bezeichnete, unter Beyers Leitung eine strenge Haussuchung vorgenommen. Man beschlagnahmte allerhand Gerät, einen kleinen Schmelzofen, Lötkolben, feuerfeste Tigel, Zangen, die Schlacke im Kohlenbecken, verschiedene Barren Gold und Silber, eine

beträchtliche Anzahl von Kunstgegenständen, Schnitzereien aus Elfenbein, Mosaikarbeiten und dergleichen, eine Masse Edelsteine von mäßigem Werte, davon abgesondert, in Zeitungspapier eingeschlagen, ein Paket mit vier herrlichen Saphiren und sieben großen Brillanten von außerordentlicher Schönheit, und ein anderes mit siebzehn großen grauen Perlen. Beyer wußte, daß Saphire, Brillanten und graue Perlen gestohlen waren. Er vermutete sogleich und mit Recht, daß diese Juwelen, deren Kostbarkeit selbst dem Laien auffallen mußte, aus dem Diebstahl der Gräfin Iseneck herrührten.

Eduard Freeder, der sogenannte „Tigel-Ede", wurde trotz heftigen Protestierens sofort verhaftet. Die beschlagnahmten Gegenstände, die ohne Mühe transportiert werden konnten, wurden in polizeiliche Verwahrung genommen. Die Wohnung wurde amtlich versiegelt.

Bei Rose Moockel fand man natürlich nichts. Für so dumm konnte man übrigens weder Wildicke noch Rose halten, daß sie in dem kleinen, leicht durchsuchten Zimmer, das sich der Aufmerksamkeit der Behörden zunächst aufdrängte, so verfängliche Kostbarkeiten unterzubringen den Versuch machen könnten. Die Sachen, die noch fehlten, waren sicher durch die Hand des „Tigel-Eden" gegangen, und da waren ohne Zweifel die Abzugskanäle zu suchen.

Die Beamten betraten ein sauberes, ordentliches Stübchen in der Büschingstraße, in dem der Ofen noch sehr warm war und die herabgedrehte Petroleumlampe friedlich brannte. Am Ofen schnurrte eine niedliche Katze. Das Bauer des Kanarienvogels war mit einem dunklen Tuche bedeckt. Als die Lampe hellgeschraubt und das Tuch

weggezogen wurde, wachte der Vogel auf, pusterte sich dick auf, sprang einigemal von einem Stabe zum anderen und piepte. Das Bett wurde durchsucht — nichts Verfängliches. Man öffnete den Kleiderschrank: einige wenige Kleidungsstücke von geringem Wert. Auf der Kommode ein Album mit Photographieen von vielen guten Freundinnen und auch einigen Freunden, darunter Wildicke in Uniform; eine Bibel, ein alter Jahrgang des Familien-Journals und verschiedene andere Bücher. In den Schubläden ein wenig Wäsche, ziemlich elegant und in gutem Zustande, — sonst nichts. Unter dem Bett ein Paar Frauen- und ein Paar Männerpantoffeln; die letzteren Wildicke gehörig. Alle Ecken wurden abgeleuchtet. Die Haussuchung blieb erfolglos.

Die Tante, der Rose das Zimmer und die Küche abgemietet hatte, gab ihrer Mieterin das Zeugnis, daß Fräulein Moockel ein gutmütiges, stilles und ordentliches Mädchen sei und auf Bitten der Wirtin, die gerade große Ausgaben gehabt, ihre Miete schon Mitte Dezember für das erste Quartal entrichtet habe. Eine Schlechtigkeit sei dem guten Mädchen nicht zuzutrauen.

Die Beamten entfernten sich nach einer Stunde. Sie hatten allen Grund, mit dem Fang in der Mehnerstraße zufrieden zu sein.

Der Kriminalkommissar Beyer setzte noch in derselben Nacht den folgenden Bericht auf:

„Ich habe folgende Thatsachen festgestellt: Der Diebstahl ist, wie auf den ersten Blick ersichtlich, langer Hand vorbereitet gewesen. Schon Ausgang Juni, Anfang Juli d. J. hat sich Fritz Wildicke durch Bertha Schmider Zu-

tritt zum Palais des Grafen Ifeneck verschafft. (Zeuge: Portier Peterberg.) Die Ausführung des Verbrechens ist auf gestern abend 21. angesetzt worden. Kurz nach zehn hat Hotte den Fritz Wildicke aus einem Lokal in der Gollnowstraße herausgerufen. Hotte hat den Ausgang zu so später Stunde damit motiviert, daß er Weihnachtseinkäufe zu machen habe. Wildicke hat dann bald darauf das Lokal verlassen und hat sich auf listige Weise seinen Begleiter Julius Heydel vom Halse geschafft. (Zeuge Heydel.) Er hat dann seine Zuhälterin Rose Moockel in der Friedrichstraße aufgesucht und mit ihr für eine spätere Stunde eine Zusammenkunft auf dem Wilhelmsplatz verabredet. (Geständnis des Wildicke und der Moockel.) Welchen Anteil Wildicke am Einbruche selbst am Orte der That gehabt hat, habe ich noch nicht feststellen können. Er bestreitet, im Park gewesen und in das Haus gedrungen zu sein. Die Spuren im Schnee des Parkes und die feuchten Spuren im Zimmer stellen dies aber außer Frage. Wildicke ist jedenfalls in das Toilettenzimmer gedrungen und hat es verlassen, während sich die Frau Gräfin auf einen Augenblick aus dem Parkzimmer begeben hatte. Dann hat er sich nach vorn, nach der Wilhelmstraße, begeben und sich da von Hotte, der die gestohlenen Sachen mit sich genommen hatte, durch das vergitterte Fenster, das von Hottes Stube auf die Straße hinausgeht, diese Sachen oder wenigstens einen Teil derselben reichen lassen. (Befund am Orte, Geständnis von Wildicke.) Diese Sachen hat er auf dem Wilhelmsplatz der Rose Moockel übergeben. Auf Wildickes Beteuerung, daß er von dem Ursprunge der Sachen nichts gewußt und lediglich seinem

alten Freunde Hotte einen Gefallen hat erweisen wollen, ist natürlich nichts zu geben. Dagegen scheint es nicht ganz unglaubwürdig, daß die Rose Moockel, die von Wildicke vollkommen beherrscht wird, in der That nur eine Bestellung ihres Geliebten ausgerichtet hat, ohne zu wissen, um was es sich handelte. Auf Wildickes Befehl hat sie die Sachen zu dem vor langen Jahren schon einmal wegen Hehlerei bestraften Eduard Freeder in der Mehnerstraße gebracht. (Aussage der Rose Moockel.) Die sofort vorgenommene Haussuchung scheint die Richtigkeit dieser Angabe zu bestätigen. Unter den zahlreichen verdächtigen Gegenständen, die wir mit Beschlag belegt haben, befinden sich mehrere anscheinend wertvolle Edelsteine und Perlen, die aus dem Isseneckschen Diebstahl herrühren dürften.

„Die gleichzeitig vorgenommene Haussuchung bei Rose Moockel hat kein Ergebnis gehabt.

„Von einer Haussuchung im Schlafquartier des Wildicke glaubte ich einstweilen Abstand nehmen zu sollen, da eine solche erst vor kurzer Zeit vorgenommen worden ist, und Wildicke seit mehreren Tagen sein Quartier überhaupt nicht betreten hat.

„Fritz Wildicke, Rose Moockel und Eduard Freeder sind in Polizeihaft genommen, und wird deren Ueberführung nach dem Untersuchungsgefängnis in Moabit ergebenst beantragt."

Es war gegen vier Uhr morgens, als der Kriminalkommissar Beyer das Polizeigebäude am Molkenmarkt verließ. Er war zum Umsinken müde und abgearbeitet, aber das tröstliche Bewußtsein, daß er erfolgreich gearbeitet, die Verbrecher — wahrscheinlich alle Beteiligten — hinter

Schloß und Riegel und einen Teil der gestohlenen Sachen ihnen wieder entrissen hatte, gab ihm eine merkwürdige Spannkraft. Und mit leichten Schritten ging er durch die stillen, schneebedeckten Straßen seiner Wohnung zu. . . .

Am anderen Morgen schrieb Rose Moockel an ihre Tante in mangelhafter Orthographie die folgenden Zeilen, die unbeanstandet an ihre Adresse gelangten:

„Polizeigewahrsam. Molkenmarkt, 23. Dezbr. 1879.

Liebste Tante!

Ich habe großes Unglück gehabt. Sie haben mich verhaftet. Aber es muß sich alles bald aufklären, und ich werde hoffentlich auf die Festtage wieder frei sein. Ich will Dich nur bitten, nimm meine Mieze und mein Mätzchen zu Dir und pflege sie gut. Du weißt, ich bin sehr eigen mit meinen Sachen. Also nimm nur mein Sparkassenbuch, das in meiner Kommode liegt, für alle Fälle. Und dann schließe meine Wohnung ab und bring' mir den Schlüssel. Ich mache alles selbst rein, wenn ich wiederkomme. Es grüßt Dich vielmals Deine Dich liebende

Rose Moockel."

Die Tante erfüllte Rosens Wünsche gewissenhaft. Sie nahm die Tiere in Pflege und das Sparkassenbuch „für alle Fälle". Sie verschloß die Wohnung und gab den Schlüssel im Polizeigebäude ab, wo er mit den übrigen Rosen abgenommenen Gegenständen in amtliche Verwahrung genommen wurde.

XIII.

Sie hatten sich die Berliner Tage heiterer gedacht — Alix wie Ulrich. Auf das Glück ihres Beisammenseins fiel ein düsterer Schatten: die schwere Erkrankung Julianens. Das Leiden der jungen Frau hatte sich zu einem bedenklichen typhösen Fieber herausgebildet. Jede Aufregung mußte von der Kranken ferngehalten werden, der Arzt hatte vollkommene Thorsperre angeordnet. Außer von ihm, dem Grafen und Ida durfte das Parkzimmer von niemand betreten werden. Nero, das gute Tier, fühlte, daß seine Herrin krank war. Er lag den ganzen Tag in dem verborgensten Winkel des großen Zimmers, fraß wenig und schlich mit gesenktem Kopfe, wenn er merkte, daß seine Herrin wach war, ganz leise an ihr Lager. Dann legte er vorsichtig seinen mächtigen Kopf auf die Decke, blickte traurig aus seinen smaragdgrünen Augen zu Julianen auf, und wenn sie ihn dann freundlich geklopft hatte, schlich er eben so niedergeschlagen wieder still in seine Ecke zurück.

Juliane hatte während ihrer Krankheit nur einen Gedanken, nur eine Sorge: die Lamoralspitze.

Jedesmal, wenn der Arzt oder ihr Mann an das Lager trat, erkundigte sie sich danach, ob denn die Lamoralspitze nicht wieder aufgefunden sei. Die Mitteilung, daß alle am Diebstahl Beteiligten verhaftet worden waren, daß man bereits einige sehr wertvolle Steine und Perlen den Dieben abgenommen habe und hoffentlich auch die anderen geraubten Sachen wiedererlangen werde, ließ sie teilnahmlos. So lange ihr die Lamoralspitze fehlte, konnte sie keine Ruhe finden.

In den lichten Augenblicken, die sich zwischen ihre langen und peinigenden Fieberphantasien einschoben, vermochte sie sich mit nichts anderem zu beschäftigen als mit der „Lamoral". Der alte Reimspruch ging ihr beständig durch den Kopf. Sie quälte sich damit, ihn zu übersetzen. Sie machte Dutzende von vergeblichen Versuchen. Und im Halbtraum bemühte sie sich weiter, und dann glaubte sie auch, für die französischen Wortspiele im Deutschen entsprechende Umschreibungen gefunden zu haben. Erwachte sie aber, so war das erhoffte Ergebnis ihres heißen, thörichten Bemühens wieder verflüchtigt. Endlich prägten sich ihr die folgenden Verse ein, die ihr zwar keineswegs genügten, aber doch den Sinn ungefähr trafen:

Weh dir, o Lamoral!
Du tötest die Moral,
Bringst Schimpf und Gatten Qual,
Tod durch des Gatten Stahl.

Die Verse, die französischen und die deutschen, gingen ihr nicht aus dem Sinn. Sie hatten Besitz von ihrer ganzen geistigen Thätigkeit ergriffen. Sie hatten sich in ihr aufgerichtet wie ein mächtiges Bollwerk, das alle An-

regungen von außen erst zu übersteigen hatte, um zu ihrem Fassungsvermögen zu gelangen, und das auch von ihren Gedanken erst erklommen werden mußte, um diesen die Fähigkeit des Ausdrucks zu geben. Ihre ganze Denkkraft war von der Lamoralspitze wie umhüllt. Sie verstand nicht ohne Anstrengung, was man ihr sagte, und es kostete sie nicht geringe Arbeit, den Gedanken zur Antwort zu festigen und auszudrücken. Sie dämmerte den ganzen Tag und die ganze Nacht vor sich hin, von der verhängnisvollen Spitze wundersam umschleiert.

Der Beunruhigung, die sie am meisten gequält hatte, war sie zum Glücke ledig. Fürst Ulrich wußte, daß sie ihn freigegeben hatte.

Der Fürst war wahrhaft erschüttert gewesen, als er zu später Nachmittagsstunde des Tages, welcher der Unglücksnacht folgte, in seinem Zimmer die vielsagenden Zeilen, die die todkranke Frau ihrer nichtsahnenden Cousine in die Feder diktiert, gefunden hatte. Er hatte deren Sinn sehr wohl erfaßt. Aber er empfand nicht jenes befreiende Gefühl, das sie hervorzurufen bestimmt waren. Wenn er sich bisher mit der leichtlebigen Moral der Jugend über alle Bedenken hinweggesetzt und sich immer damit getröstet hatte, daß er schließlich auch nichts Schlimmeres gethan habe, als manche andere, daß da, wo bei einer verborgenen, vertraulichen Annäherung von vornherein die Möglichkeit einer dauernden Verbindung vor der Welt in gegenseitigem Einverständnis stillschweigend als ausgeschlossen betrachtet werde, auch die Lösung des Geheimbundes in kürzerer oder fernerer Frist von den beiden Beteiligten anerkannt werden müsse, — wenn er sich alles das und noch manches andere

zu seiner Beruhigung und zur Rechtfertigung dessen, was er zu thun fest entschlossen war, gesagt hatte, jetzt, da die Last von ihm genommen werden sollte, fühlte er erst deren niederdrückende Schwere. Julianens Großmut rührte ihn. Er empfand das innigste, schmerzlichste Mitgefühl mit der unglücklichen Frau, die von ihrem Krankenlager unter schweren körperlichen und seelischen Qualen ihm diesen tragischen Ablaßzettel zugesandt hatte, und eine mächtige Traurigkeit kam über ihn.

Wie einen Segen empfand er es, daß gerade in diesen Tagen eine schwere Wucht sehr ernster und verantwortlicher Berufsarbeiten auf ihn sich wälzte. Von den Mittagsstunden bis oft in die späte Nacht hinein hatte er andauernd auf dem Amte zu thun, und die oberflächliche Geselligkeit, die ihm die unerwünschte Muße gelassen hätte, seinen trüben Gedanken nachzuhängen, verbot sich von selbst.

Auch die Familie des Fürsten Eyckhof konnte er nur wenig sehen. Und die entzückende Alix, die für alles Verständnis besaß, beklagte sich nicht. Auch sie war niedergeschlagen von der Krankheit der armen Liane, zu der sie nun nicht mehr vorgelassen wurde. Und ihre Traurigkeit machte sie am liebsten mit sich allein ab. Dem Fürsten Ulrich wollte sie nur ihr lächelndes Kindergesicht zeigen. Und sie durfte nicht klagen. Er war in ihrer Nähe. Er sprach doch jeden Tag wenigstens auf kurze Zeit bei ihnen vor. Er war zwar ernst, aber wenn sie mit ihm ein wenig geplaudert hatte, heiterten sich seine Züge auf. Er hatte sie lieb, das wußte sie, und mehr brauchte sie nicht zu wissen.

Am 23. Dezember hatten die Blätter die amtliche Meldung über den Diebstahl gebracht, zugleich mit der

genauen Angabe der gestohlenen Gegenstände. Für diejenigen, die die Wiedererlangung dieser Gegenstände oder eines Teiles derselben ermöglichen würden, waren hohe Belohnungen ausgesetzt. In derselben Nummer stand unter den Gerichtsverhandlungen der Bericht über den Prozeß gegen Sparber & von Saza, der am Tage vorher stattgefunden hatte. Die beiden Inhaber des anrüchigen Kommissionsgeschäftes waren zu je sechs Monaten Gefängnis, tausend Mark Geldstrafe und Verlust der Ehrenrechte verurteilt worden. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft hatte der Gerichtshof die sofortige Inhaftnahme der Verurteilten beschlossen.

Die am Diebstahle beteiligten Verbrecher hatten bei dem von jedem einzelnen unternommenen Versuche, sich herauszulügen und die anderen zu belasten, dem scharfsinnigen Untersuchungsrichter ein der Wahrheit in allem wesentlichen entsprechendes Bild der thatsächlichen Vorgänge gegeben. Manches blieb freilich unaufgeklärt. Aber darauf kam nicht viel an. Die Hauptsache war festgestellt, daß die in Untersuchungshaft befindlichen Angeklagten den Diebstahl gemeinsam verabredet, ausgeführt und gewinnbringend ausgenutzt hatten.

Hotte glaubte sich von Wildicke, und Wildicke glaubte sich von Hotte verraten; und diese beiden wüteten in den Einzelverhören am schonungslosesten widereinander.

Daß diese die Hauptschuldigen waren, war durch die gegenseitigen Belastungen nun festgestellt.

Gegen Bertha fielen nun Wildickes Aussagen schwer in die Wagschale, aus dessen lügnerischen Angaben sich doch so viel als wahrheitsgemäß herausschälen ließ, daß

Bertha die erste Anregung zur Beraubung ihrer Herrin gegeben, ihm, dem Wildicke, die Räumlichkeiten und den Schrank gezeigt und den zur Verübung des Verbrechens geeignetsten Augenblick bezeichnet hatte.

Rose erschien am wenigsten belastet. Wildicke beteuerte unausgesetzt, daß das Mädchen mit dem Verbrechen gar nichts zu thun habe, Hotte und Bertha sagten auch nichts Besonderes gegen sie aus; der einzige, der sie schwer beschuldigte, war der Hehler Eduard Freeder, der dabei blieb, daß er Rosen die Juwelen, die sie ihm habe aufschwatzen wollen, wieder aufgenötigt habe, und daß es ein unglücklicher Zufall sei, wenn einige wenige derselben bei ihm vergessen worden seien. Rose habe alles!

Rose verharrte bei ihrer Aussage, daß sie alles, was sie von ihrem Geliebten empfangen, auf dessen Wunsch und ohne sich um die Beschaffenheit zu kümmern, zu Freeder gebracht habe, und daß sich bei ihm oder dessen Geschäftsfreunden das noch Vermißte schon finden werde. Freeders Gehässigkeit ihr gegenüber erklärte sie damit, daß ihr der alte Schuft zärtliche Anträge gemacht, die sie zurückgewiesen habe.

Die Untersuchung schwebte schon seit länger als vierzehn Tagen, als Bertha eines Morgens eine neue Vernehmung beantragte, um dem Herrn Untersuchungsrichter eine wichtige Mitteilung zu machen.

Landgerichtsrat Briesen entsprach diesem Ersuchen um so williger, als gerade die Verhöre der Bertha Schmider bisher so gut wie gar kein Ergebnis gehabt hatten. Sie hatte beständig wiederholt, sie sei unschuldig und wisse von nichts. Inzwischen hatte sie aber durch die Mitteilungen

des Untersuchungsrichters selbst erfahren, daß das Verbrechen in seinen wichtigsten Momenten aufgedeckt war, und daß ihre Beteiligung daran als erwiesen galt. Sie hatte einsehen müssen, daß sie mit ihrem einfachen Ableugnen doch nicht weit kommen werde. Und so grübelte sie denn in den langen einförmigen Stunden ihres erzwungenen Alleinseins über anderen Mitteln, um sich aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien. In ihrer verzeihlichen Unkenntnis der gesetzlichen Verhältnisse dachte sie sich, daß die Bestohlene, die Frau Gräfin Juliane von Iseneck, den Prozeß angestrengt habe, und daß er aus der Welt geschafft werden würde, wenn die Gräfin es wünsche. Ihr Bemühen war also darauf gerichtet, die Gräfin zur Zurücknahme der Klage — so dachte sie sich die Lage — zu veranlassen, und da das durch Bitten wohl kaum zu erreichen war, durch Einschüchterung.

In Verfolgung dieses Zieles machte sie nun dem höchlich erstaunten Untersuchungsrichter bei ihrer neuesten von ihr erbetenen Vernehmung die überraschende Mitteilung, daß in jener Nacht, in der der eiserne Schrank erbrochen worden, auch noch eine andere Person durch den Park in das Palais gekommen sei. Sie wollte nicht behaupten, daß gerade diese Person an dem Einbruch sich beteiligt habe. Aber so gut wie diese hätte vielleicht auch noch ein dritter sich unbemerkt einschleichen können. Und die gnädige Gräfin würde gewiß nicht wünschen, daß davon großes Aufsehen gemacht würde. Man möge der gnädigen Gräfin nur ihre Worte überbringen, und die gnädige Gräfin würde die Klage gewiß zurücknehmen und die Freilassung ihrer Zofe, die immer reinen Mund gehalten habe, durchsetzen.

Der Landgerichtsrat machte sie auf das Thörichte ihrer Auffassung aufmerksam und erklärte ihr, daß er auf dieses unnütze Gerede gar kein Gewicht lege, da die Schuld der Untersuchungsgefangenen als bereits erwiesen anzusehen sei. Aber Bertha blieb bei ihrer Erklärung und ihrem Antrage, die Gräfin Iseneck von ihren Mitteilungen in Kenntnis zu setzen.

Und da der Untersuchungsrichter ihr bemerkte, daß er auf derartige allgemeine und nichtssagende Verdächtigungen nichts gebe, trat sie mit der bestimmten Aussage hervor: sie sei durch das Bellen des Hundes veranlaßt worden, ihre Stube, in der sie sich gerade habe entkleiden wollen, zu verlassen und nach hinten, der Parkseite des Hauses, zu eilen. Da habe sie aber Furcht gehabt, in das Zimmer der Gräfin zu treten. Sie sei eine Treppe höher gestiegen und habe durch das Flurfenster geblickt, um zu sehen, ob sich irgend etwas Verdächtiges im Parke zeige. Und da habe sie mit voller Bestimmtheit, an seiner Gestalt, an seinem Gange Se. Durchlaucht den Fürsten Ulrich von Engernheim erkannt, der vom Park aus über die Treppe in das Parkzimmer der Frau Gräfin Iseneck getreten sei.

Sie habe bisher geschwiegen, um die Frau Gräfin zu schonen, aber schließlich sei sich jeder selbst der Nächste. Die Frau Gräfin werde ihr vergeben, und werde dafür sorgen, daß sie, die ihr treu gedient habe, nun aus dem Gefängnis entlassen werde.

Der Untersuchungsrichter durchschaute die niederträchtige Absicht des Mädchens sofort.

Er bemühte sich redlich, ihr auseinanderzusetzen, daß das Hineinziehen von Unbeteiligten ihr in keiner Weise

nützen könne, daß es nicht in die Macht der Gräfin gegeben sei, dem Laufe der Gerechtigkeit entgegenzutreten, daß nicht die Gräfin, sondern der Staat die Klage führe, — es half ihm alles nichts.

Bertha bestand darauf, daß ihre Aussage zu Protokoll genommen wurde, und für den Untersuchungsrichter, dem die Pflicht oblag, alle Vorgänge im Palais Isseneck während der Nacht des Einbruchs genau festzustellen, und der über einen so wichtigen Vorgang, wie das Eindringen einer fremden Person in die Wohnung zur Zeit des Verbrechens, unmöglich mit Stillschweigen hinweggehen durfte, lag nun die Verpflichtung vor, dem ausdrücklichen Verlangen der Bertha Schmider zu willfahren und seine weiteren Maßnahmen danach zu treffen.

Noch an demselben Abend wurde im Hotel Royal ein mit amtlichem Stempel verschlossener Bogen abgegeben:

„Se. Durchlaucht Fürst Ulrich von Engernheim-Kypstein, Kaiserlicher Legationssekretär, z. Z. beschäftigt im Auswärtigen Amte", wurde vor den Untersuchungsrichter Landgerichtsrat Briesen geladen, um „in Sachen wider Hotte und Genossen wegen schweren Diebstahls u. s. w." als Zeuge vernommen zu werden.

Als Ulrich diese Vorladung nach dem Diner im Hotel vorfand, erblaßte er.

Er schloß sich ein und ging erst eine Stunde lang ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Er erkannte deutlich, daß sich ein furchtbarer Abgrund vor ihm öffnete, der vielleicht ihn selbst und das Lebensglück anderer verschlingen würde . . .

Er war bereit! Mochte denn kommen, wie das Verhängnis es beschlossen hatte.

Er wollte sich zerstreuen. Er ging aus. An der Ecke nahm er eine Droschke und fuhr nach dem Cirkus. Seine Erwartung, daß er da einige seiner Bekannten finden würde, wurde nicht getäuscht. In der Loge neben der seinigen saßen verschiedene Damen, dicht neben ihm zufällig Franzi, die viel zu verständig war, um es dem Fürsten zu verübeln, daß er sie hier nicht kannte. Sie raunte ihm aber während der Vorführung eines neuen Schulpferdes zu:

„Wie ich mich über die Uhr freue, Durchlaucht, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Und sie geht auf die Sekunde. Als ich neulich nach Hause kam, schlug meine Uhr auf dem Kamin, die ausgezeichnet geht, gerade drei, und die kleine Uhr von Ihnen zeigte auch Schlag drei. Ich habe die Uhr seitdem nicht angerührt, und sie geht noch auf die Minute mit der Kaminuhr zusammen. Bössow brachte mir am anderen Morgen, um mich zu versöhnen, eine kleine emaillierte Uhr . . . ich wollte sie ihm eigentlich vor die Füße werfen. Aber dann wäre sie zerbrochen. Und das wäre doch schade! Aber ich trage nur Ihre Uhr — schon um Bössow zu ärgern. Sehen Sie!"

Sie löste einen Knopf und holte die eingezwängte Uhr hervor, die sie lächelnd betrachtete.

„Ich trage nur Ihre Uhr," wiederholte sie, aber sie begründete es jetzt anders: „Nicht um Bössow zu ärgern, das sagte ich nur im Spaß! Ihnen zuliebe, Durchlaucht!"

Dem Fürsten war das Geschwätz ganz angenehm, wenn er auch keine Anstrengungen machte, die verstohlene

Unterhaltung fortzuführen. Er ging nach dem Cirkus mit einigen seiner Bekannten in den Klub und blieb da weit über seine gewöhnliche Zeit. Er wollte die Nacht so kurz wie möglich machen.

Am anderen Morgen sprach er auf dem Amte vor, entschuldigte sein möglicherweise verspätetes Kommen, da er einer gerichtlichen Vorladung zu folgen habe, und pünktlich um elf Uhr fand er sich im Gerichtsgebäude ein. Er wurde sofort vorgelassen.

Der Landgerichtsrat Briesen empfing den Fürsten auf das artigste.

„Es thut mir sehr leid, daß ich Euere Durchlaucht habe bemühen müssen . . . wollen Euere Durchlaucht nicht Platz nehmen? . . . aber ich bin dazu sehr gegen meinen Willen gezwungen worden. Euerer Durchlaucht ist unzweifelhaft bekannt, daß in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember vorigen Jahres im Palais Sr. Excellenz des Grafen Ifeneck eingebrochen worden ist?"

„Jawohl, Herr Landgerichtsrat."

„Nun, eine der am Diebstahl beteiligten Personen, die frühere Kammerjungfer der Frau Gräfin, eine gewisse Bertha Schmider, glaubt, daß sie ihrer Sache nützen werde, wenn sie die Geschichte zu einer Skandalgeschichte macht, möglichst hochgestellte Personen hineinzieht und ihre frühere Herrin, sowie andere zu kompromittieren sucht. Es ist nicht die Aufgabe des Gerichtes, der Person dabei behilflich zu sein. Wir haben uns hier in erster Linie nur um den Diebstahl und dessen mutmaßliche Thäter zu kümmern. Die Thäter sind aber bereits ermittelt. Indessen muß ich, da nun einmal eine Anzeige amtlich zu

meiner Kenntnis gelangt ist, das Sachliche feststellen. Ich werde Euerer Durchlaucht vorlesen, was die Bertha Schmider ausgesagt hat. Es wird mir vollkommen genügen, wenn Euere Durchlaucht mir erklären, daß diese Behauptungen in betreff Ihrer Person unbegründet sind. Ich werde dann auch keine Veranlassung mehr haben, die Frau Gräfin von Iseneck, die einstweilen noch gar nicht in vernehmungsfähigem Zustande sich befindet, und die das Dienstbotengeschwätz sicherlich sehr aufregen würde, später mit der Sache zu behelligen."

Der Fürst verneigte sich zustimmend, und der Untersuchungsrichter verlas in trockenem, ausdrucksloſem Geschäftstone die Angaben der Bertha. Ulrich saß während der ganzen Zeit regungslos da. Als der Richter die Vorlesung beendet und das Aktenstück beiseite gelegt hatte, nahm der Fürst das Wort.

„Ich erinnere mich des Abends zufällig sehr genau," begann er mit ruhiger und fester Stimme, „da ich an jenem Tage aus Paris hier eingetroffen war und am Abend den Ball beim Baron von Hedderdorf besuchte, auf dem ich die Ehre hatte, mit der Gräfin von Iseneck zusammenzutreffen. Ich erinnere mich der Vorgänge um so genauer, als ich einer der ersten war, der von dem Einbruche Kenntnis erhielt — noch in der Nacht, als ich mit einem Freunde durch die Wilhelmstraße ging. Da hier der Versuch gemacht wird, den Ruf einer ehrenhaften Dame zu beflecken, so möchte ich es bei der einfachen Erklärung, daß die Kammerjungfer sich geirrt oder gelogen hat, nicht bewenden lassen. Ich halte es vielmehr für meine Pflicht, nachzuweisen, daß ich an jenem Abend nicht

im Palais gewesen sein kann, und das wird mir sehr leicht gemacht. Ich habe den Ball beim Baron von Heddersdorf kurz vor eins verlassen — gleichzeitig mit dem Herrn Landgerichtsdirektor Hillstädt, der mich in der Garderobe noch neckte, daß ich so früh ging. Herr Hillstädt zog die Uhr . . . das war zehn Minuten vor eins; Herr Landgerichtsdirektor Hillstädt wird sich dessen ganz genau erinnern. Da ich noch die Reiseschwere in mir spürte, ging ich trotz des schlechten Wetters zu Fuß, um mich aufzufrischen. Bei dem heftigen Schneewehen kam ich natürlich nicht schnell vom Flecke. Ich hatte mich mit verschiedenen jungen Leuten bei Kroll verabredet. Da war der erste öffentliche Winterball. Als ich in die Loge trat, wurde ich sehr freundlich begrüßt, und eine der anwesenden Damen beklagte sich in liebenswürdiger Weise darüber, daß ich so spät komme. Eben hatte mich der Herr Landgerichtsdirektor darüber gehänselt, daß ich so früh ginge, und jetzt beschwerte man sich, daß ich so spät käme — der Widerspruch amüsierte mich, und wie ich eben gesagt hatte, es sei gar nicht mehr so früh, so sagte ich jetzt, es sei noch gar nicht so spät, und bekräftigte das, indem ich auf meine Uhr zeigte. Sie wies genau ein Viertel auf zwei. Das weiß ich bestimmt, denn ich rechnete mir aus, daß ich von der Behrenstraße bis zu Kroll etwa fünfundzwanzig Minuten gebraucht, also wegen des Schneefalls etwa fünf Minuten verloren hatte. Es ist ein wahres Wunder, daß ich das alles auf die Minute anzugeben vermag. Es erklärt sich durch den zufälligen Umstand, daß ich an zwei Orten von zwei verschiedenen Personen hintereinander nach der Zeit gefragt worden bin — an meinem Ausgangs-

punkt und an meinem Ziele. Und zwischen diesem und jenem liegt eben nur der Weg, den ich zurückgelegt habe."

„Der Alibibeweis, wenn es eines solchen bedürfte, wäre Euerer Durchlaucht glänzend gelungen," bemerkte der Landgerichtsrat. „Der Vollständigkeit halber wäre es vielleicht gut, wenn Euere Durchlaucht, wie Sie die eine Person, den Herrn Landgerichtsdirektor, schon angegeben haben, nun auch die andere bezeichnen wollten."

„Wenn es durchaus nötig ist: es ist ein Fräulein Franzi, Mitglied des Ballettkorps unserer Oper. Sie würde für den Fall, daß meine Aussagen erhärtet werden müßten, vielleicht sogar die wichtigere sein. Sie hat mit mir auf die Uhr gesehen, und da sie Gefallen daran fand, habe ich ihr die Uhr — ein wertloses Ding, nebenbei bemerkt — geschenkt. Und als ich sie gestern zufällig wiedertraf, sprach sie ihre Freude darüber aus, wie ausgezeichnet das Werk wäre. Sie habe den Zeiger noch nicht gerückt, und die Uhr ginge noch auf die Sekunde."

„Das sind in der That unwiderlegliche Beweise!" rief der Untersuchungsrichter aus, der beglückt war, diese unangenehme Episode aus den Verhandlungen ausscheiden zu dürfen.

„Ich habe noch zu bemerken," schloß der Fürst, „daß ich den Ball bei Kroll mit einem Freunde, Legationsrat von Berwitz, verlassen habe; wir gingen noch, um eine Unterhaltung zu Ende zu führen, wenige Schritte die Wilhelmstraße hinauf, da fiel uns auf, daß das Isenecksche Palais hell beleuchtet war, wir erkundigten uns und erfuhren vom Portier, was sich ereignet hatte."

„Sehr wohl! Dem Wunsche Euerer Durchlaucht

entsprechend, wollen wir ein ganz genaues Protokoll aufsetzen, das ohne Zweifel dazu führen wird, die Geschichte, die die Bertha Schmider angezettelt hat, wieder zu beseitigen. Vielleicht ist es Euerer Durchlaucht am angenehmsten, wenn Sie es selbst diktieren?"

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Landgerichtsrat."

Fürst Ulrich diktierte die Darstellung, die er eben dem Richter gegeben hatte, klar und vollständig dem Protokollführer und setzte seinen Namen darunter.

Er hatte sich schon erhoben, als er dem Untersuchungsrichter mit halber Stimme zuraunte: „Glauben Sie, daß meine Vernehmung vor Gericht notwendig werden wird?"

„Ich hoffe, man wird davon Abstand nehmen können. Eine bestimmte Zusicherung kann ich indessen nicht geben; vielleicht erachtet es die Verteidigung im Interesse eines der Angeklagten doch für notwendig, Euere Durchlaucht laden zu lassen. Die Frage, ob man zu nächtlicher Stunde ohne große Schwierigkeit in das Palais dringen könne, ist ja unbedingt als eine erhebliche zu bezeichnen, und zur Feststellung dieser Frage wird man die Angabe der Bertha Schmider auf ihre Wahrheit oder Unwahrheit hin zu prüfen vielleicht als unerläßlich ansehen . . . Ich glaube es nicht, aber es wäre doch möglich!"

„Das wäre mir aber im höchsten Grade unangenehm," versetzte der Fürst. „Nicht der albernen Beschuldigung der Frau Gräfin Ifeneck wegen — denn diese Verleumdung wird in ihr Nichts zerfallen! Aus anderen Gründen: ich stehe, unter uns gesagt, im Begriff, mich zu verloben. Und da können Sie sich wohl vorstellen, daß es mir wenig Spaß machen würde, in diesem Augenblicke in öffentlicher

Sitzung erklären zu müssen, daß ich an jenem Abende bei Kroll mit Fräulein Franzi in der Loge zusammengewesen bin und ihr meine Uhr geschenkt habe."

„Ich begreife vollkommen. Von seiten der Staatsanwaltschaft wird keinesfalls die Zeugenaussage Euerer Durchlaucht beansprucht werden; sobald die Verteidiger der Angeklagten bekannt sind, werde ich Euerer Durchlaucht Kenntnis davon geben. Und ich zweifle nicht, daß Sie durch persönliche Rücksprache mit den Herren zum Ziele kommen werden. Und auf jeden Fall werden bei den Verhandlungen auf die Persönlichkeiten der Frau Gräfin Ifeneck und Euerer Durchlaucht die gebührenden Rücksichten genommen werden, und das hohe Gericht wird sich nicht zum Werkzeuge der Rache eines verbrecherischen Dienstboten erniedrigen. In diesem Bestreben werden der Vorsitzende wie die Vertreter der Anklage und der Verteidigung einig sein."

Die Herren begrüßten sich artig.

Finsterer Ernst lag auf den edlen Zügen des Fürsten Ulrich von Engernheim, als er die steinernen Stufen hinabschritt. Er hatte zum erstenmal in seinem Leben wissentlich die Unwahrheit gesagt. Die Unwahrheit unter den härtesten und folgenschwersten Bedingungen. Er hatte die Unwahrheit sagen müssen. Die Wahrheit würde ein unglückliches Wesen, das ihm zu sehr vertraut hatte, vernichtet haben. Lieber wollte er selbst an seiner Unwahrheit zu Grunde gehen.

XIV.

Der Frühling war da. Schon mit Ende des Faschings hatten Fürst von Eyckhof und die Seinigen Berlin verlassen und waren nach Menthin zurückgekehrt. Die Beziehungen zwischen Alix und Ulrich hatten sich zu immer herzlicheren und vertraulicheren gefestigt, die beiden liebten sich wahr und innig, und die öffentliche Verkündigung ihrer Verlobung war eine Frage, die in wenigen Wochen entschieden werden sollte. Ulrich begegnete sich mit seinen künftigen Schwiegereltern in dem Wunsche, nichts zu übereilen. Auch er hatte nichts dagegen einzuwenden, daß die Verlobung noch um eine kurze Frist hinausgeschoben würde. War für die Eltern die Jugend ihrer Tochter maßgebend, so wurde Fürst Ulrich, wie er dem Fürsten Engelbert sagte, durch seine amtliche Stellung zu dem kurzen Aufschube bestimmt: er hatte für die nächsten Wochen im Amte noch scharf zu thun, dann aber als Anerkennung seiner anstrengenden und, wie er sich schmeicheln durfte, nicht erfolglosen Thätigkeit eine bedeutende Beförderung zu erwarten. Er behauptete nun, daß er den Ehrgeiz habe, erst nach dieser bevorstehenden Beförderung, wenn er eine

einigermaßen nennenswerte Stellung im diplomatischen Dienste innehaben würde, Prinzessin Alix heimzuführen.

In Wahrheit fühlte er sich beunruhigt und beklommen, so lange die Verhandlungen gegen die Diebesbande schwebten, und die Möglichkeit, daß er in diese Verhandlungen hineingezogen werden könne, noch vorhanden war.

Die Untersuchung war zwar längst geschlossen, aber die öffentliche Verhandlung hatte immer hinausgeschoben werden müssen, da der Gerichtshof auf die wichtigste Zeugin, Frau Gräfin Juliane von Iseneck, nicht verzichten zu können erklärt hatte.

Gräfin Juliane war noch immer schwer leidend; der hartnäckige Typhus hatte ihre Kräfte erschöpft, und nur sehr langsam hatte sie sich während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im Süden einigermaßen erholt. In den ersten Tagen des April zeigte Se. Excellenz der Präsident Graf von Iseneck dem hohen Gerichte an, daß er mit seiner Frau nach Berlin zurückgekehrt sei, und daß die Gräfin, obschon sie sich noch sehr angegriffen fühle und der äußersten Schonung bedürfe, sich dennoch bereit erkläre, nunmehr der Vorladung als Zeugin Folge zu leisten.

Die öffentliche Verhandlung wurde nun sogleich angesetzt.

Der Vorsitzende, der Staatsanwalt und die Verteidiger einigten sich darüber, das Bestreben der Angeklagten, ihre verbrecherischen Thaten durch Hineinziehen von Dingen, die mit dem Diebstahl nichts zu schaffen hatten, zu verwirren, kurzer Hand zu vereiteln, die schwer geschädigte leidende Frau Gräfin in jeder Weise zu schonen und die ganze Sache, die sonnenklar war, möglichst schnell und geräuschlos abzuthun.

Der Herr Verteidiger des Hotte und der Bertha Schmider sprach sein Bedauern darüber aus, daß er dem bestimmten Verlangen seiner Klienten, Se. Durchlaucht den Fürsten Ulrich von Engernheim vorzuladen, zu entsprechen genötigt gewesen sei. Er werde indessen, da er sich von dieser Vorladung nicht den geringsten Nutzen für seine Klienten versprechen dürfe, das Seinige dazu thun, um Sr. Durchlaucht über die peinliche Situation, in die er durch Bosheit und Rachsucht gedrängt werden solle, hinwegzuhelfen.

Es war Vorsorge getroffen, daß von der ganzen Angelegenheit möglichst wenig Aufheben gemacht worden war. Der Iseneckſche Diebstahl war in den weiten Kreisen der Oeffentlichkeit längst in Vergessenheit geraten. Daß Fürst von Engernheim als Zeuge vom Untersuchungsrichter vernommen worden war und nun auch vor der Strafkammer als Zeuge zu erscheinen hatte, wußte außer dem engsten Kreise der unmittelbar an der Sache Beteiligten kein Mensch. Ulrich hatte selbstverständlich mit niemand darüber gesprochen.

So fand denn Mitte April die öffentliche Verhandlung statt. Der kleine Raum der Zuhörer in der Strafkammer war kaum von einem Dutzend Personen gewohnheitsmäßiger Gerichtsbesucher aus den niederen Ständen besetzt. Von den Vertretern der Presse war nur ein einziger zugegen.

Die Angeklagten: Kammerdiener Johann Hotte (31 Jahre alt), Kolporteur Fritz Wildicke (33 Jahre), Kammerjungfer Bertha Schmider (26 Jahre), Rose Mockel, ohne Geschäft (23 Jahre) und Kommissionär Eduard Freeder

(58 Jahre) wurden eingeführt und nahmen hinter dem vergitterten Raume Platz. Die feindlichen Parteien warfen sich grollende Blicke zu. Jeder der Angeklagten hielt seine Partie für rettungslos verloren, und ein jeder war bestrebt, dem anderen die Hauptschuld aufzuhalsen.

Die Verteidiger hatten sich gesetzt, der Gerichtshof war eingetreten, der Gerichtsschreiber verlas die sehr umfangreiche Anklageschrift.

Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Hillstädt, verhörte die Angeklagten in scharfer und knapper Weise und fuhr ihnen bei jedem Versuche, von der Sache abzuweichen und durch Ungehörigkeiten die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und zu verwirren, energisch über den Mund. Weder die Vertreter der Anklage, noch die der Verteidigung sahen sich veranlaßt, den Herrn Vorsitzenden zu bitten, besondere Fragen an die Angeschuldigten zu stellen. Das Verhör nahm auf diese Weise verhältnismäßig nur geringe Zeit in Anspruch.

Der Gräfin Juliane und ihren Begleitern: dem Präsidenten und Geheimrat Dr. Lohausen, hatte der Vorsitzende sein Zimmer zur Verfügung gestellt. Dieselbe Begünstigung hatte er auch dem Fürsten von Engernheim eingeräumt. Der Fürst hatte indessen von diesem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch gemacht und war schweigsam auf dem Korridor auf und abgegangen.

Er grüßte tief, als die Gräfin, auf den Arm ihres Mannes gestützt und von ihrem Arzte gefolgt, an ihm vorüberging und in die vom Nuntius geöffnete Thür des Verhandlungsraumes eintrat. Es durchschauerte ihn eisig.

Es war das erste Wiedersehen!

Was war aus der armen Juliane geworden! Aus diesem lebensfrischen, übermütigen, beweglichen Wesen mit den glühenden Augen und den unbändigen tiefschwarzen Haaren! Sie war vollkommen ergraut, ihre Gesichtsfarbe war fahl, ihr Auge erloschen, und träge, schwerfällig und matt schleppte sie sich daher. Eine Greisin von fünfundzwanzig Jahren!

Auch auf die Herren vom Gericht machte das Erscheinen der unglücklichen Frau einen tiefen Eindruck, und selbst Bertha bedeckte jetzt ihre Augen und schluchzte heftig.

Der Vorsitzende ließ Stühle vorrücken und bat die Frau Zeugin mit ausdrucksvoller milder Stimme, sich zu setzen, da sie sich offenbar noch sehr angegriffen fühle. Er ermächtigte Seine Excellenz den Herrn Grafen Iseneck und den Hausarzt, neben der Frau Gräfin Platz zu nehmen.

Langsam und ziemlich leise sagte der Vorsitzende, nachdem er die Personalien erledigt hatte und der Eid geleistet worden war: „Ich werde mich bemühen, das Verhör auf das Wesentliche zu beschränken. Das Thatsächliche ist durch die Untersuchung und die Geständnisse der Angeklagten in allem Wichtigen festgestellt worden. Die Frau Zeugin wird nur zu erklären haben, ob diese Feststellungen, soweit sie ihre Person betreffen, zutreffend sind. In der Nacht vom 21. zum 22. Dezember ist der in Ihrem Toilettenzimmer befindliche Schrank erbrochen worden, es sind daraus Gegenstände von bedeutendem Werte gestohlen worden. Sie befanden sich im Nebenzimmer, dem sogenannten Parkzimmer. Sie hatten das Zimmer vorher verlassen, um sich aus der Hausapotheke im Nebengemache, dem

Schlafzimmer Ihres Herrn Gemahls, ein Brausepulver zu holen. Das ist richtig?"

„Jawohl, Herr Präsident."

„Plötzlich hörten Sie den Hund in Ihrem Toilettenzimmer anschlagen. Sie geboten ihm Ruhe. Das Tier, das Ihnen sonst unbedingt gehorchte, war aber schwer zu beruhigen. Sie mußten ihm wiederholt zurufen. Dann vernahmen Sie ein unheimliches Geräusch. Sie schlossen mit Recht auf Diebe. Sie öffneten leise die Thür zum Toilettenzimmer, aus dem das Geräusch kam, und riefen den Hund zu Ihrem Schutze herbei. Sie haben bei der Gelegenheit nicht gesehen, was im Toilettenzimmer vorging?"

„Nein, Herr Präsident, ich stand hinter dem Thürflügel."

„Sehr wohl. Dann haben Sie alle Thüren verriegelt. In Ihrer sehr begreiflichen Aufregung wird es Ihnen kaum möglich sein, bestimmt anzugeben, in welcher Reihenfolge Sie die Verriegelung der verschiedenen Thüren vorgenommen haben. Jedenfalls sind Sie wieder ins Nebengemach getreten, diesmal von Ihrem Hunde begleitet?"

„Jawohl, Herr Präsident."

„Damit wäre also die Möglichkeit, daß einer der Verbrecher aus dem Toilettenzimmer durch das Parkzimmer in den Park unbemerkt habe entwischen können, festgestellt," fügte der Vorsitzende, sich an seine Beisitzer wendend, hinzu. „Schließlich haben Sie, Frau Zeugin, durch den Druck auf die elektrische Klingel die Dienerschaft herbeigerufen, die Polizei holen lassen, und von diesem Augenblicke an mit der Sache selbst nichts mehr zu schaffen gehabt? Damit wären die Fragen, die ich an die Frau Zeugin zu

stellen hätte, erschöpft. Von seiten der Staatsanwaltschaft wird keine weitere Frage beantragt? der Herren Verteidiger? der Angeklagten? . . ."

Bertha wollte sich erheben. Der Verteidiger, der sie scharf im Auge behalten hatte, beugte sich zu ihr und rief ihr in befehlendem Tone zu: „Setzen Sie sich!" Bertha warf einen Blick auf die Gräfin, die Thränen traten ihr wieder in die Augen, und sie gehorchte schluchzend.

„Dann glaube ich die Frau Zeugin entlassen zu dürfen."

Die Richter, der Staatsanwalt und die Verteidiger machten zustimmende Bewegungen.

„Frau Zeugin, Sie sind entlassen."

Der Graf verneigte sich dankend gegen die Herren, die den Gruß höflich erwiderten. Er bot seiner Frau den Arm. Julianen hatte das kurze Verhör so furchtbar angegriffen, daß sie in halb ohnmächtigem Zustande vom Grafen und vom Arzte aus dem Verhandlungsraum fast getragen werden mußte. Im Zimmer des Präsidenten kam sie erst allmählich wieder so weit zu Kräften, daß sie bis zu ihrem Wagen gebracht werden konnte, der die Unglückliche langsam dem Palais zuführte.

Die Aussagen der übrigen Zeugen waren, bis auf Heydels Angabe über die Begegnung der beiden Hauptschuldigen in der Gollnowstraße, ohne Belang.

Als letzter Zeuge wurde Se. Durchlaucht Fürst Ulrich von Engernheim-Kypstein vernommen.

Nachdem er den vorschriftsmäßigen Eid geleistet hatte und vom Präsidenten, wie das Gesetz es vorschrieb, darauf aufmerksam gemacht worden war, daß er Aussagen, die

ihn selbst belasten würden, zu verweigern berechtigt sei, erklärte er, daß er von dieser Berechtigung keinen Gebrauch zu machen habe.

„Der Herr Zeuge ist auf ausdrückliches Verlangen des Hotte und der Bertha Schmider geladen worden. Ich vermag mir aus den Akten und aus dem Ergebnis der Verhandlungen nicht klar zu machen, was mit dieser Vorladung eigentlich bezweckt wird, und ich möchte den Herrn Verteidiger ersuchen, sich mir gegenüber über diesen Punkt zu äußern."

„Meine Klienten," nahm der Verteidiger das Wort, „scheinen Wert auf die Feststellung der Thatsache zu legen, daß das Iseneckſche Palais in der Nacht des Einbruchs auch von anderen habe betreten werden können. Ich meinerseits würde diesem Umstande angesichts der erwiesenen und zugestandenen Thatsachen keine Wichtigkeit beilegen können und würde auf die Aussagen des Herrn Zeugen verzichten dürfen, ohne dadurch meine Klienten zu benachteiligen."

Jetzt erhob sich Bertha.

„Darf ich eine Frage stellen, Herr Präsident?"

„Was wollen Sie?" fuhr sie der Vorsitzende ziemlich ungnädig an. „Aber bleiben Sie bei der Sache, sonst entziehe ich Ihnen das Wort!"

„Ich sage nur, Durchlaucht ist dagewesen!" rief Bertha.

„Setzen Sie sich!" gebot ihr der Vorsitzende, und sich zum Fürsten wendend, fuhr er in artigem Tone fort: „Die Behauptungen der Schmider sind schon durch die Voruntersuchung nach unserer Ueberzeugung abgethan.

Wir brauchen auf die Einzelheiten nicht mehr einzugehen. Der Herr Zeuge verharrt bei seinen früheren Aussagen?"

Ulrich verneigte sich zustimmend.

Im Einvernehmen mit der Staatsanwaltschaft und der Verteidigung wurde auch dieser Zeuge entlassen, der mit respektvollem Gruße den Saal verließ.

Darauf wandte sich der Vorsitzende nach dem Zuhörerraum links, wo für die Vertreter der Presse Sitze reserviert waren, und sprach mit warmer eindringlicher Stimme:

„Die Oeffentlichkeit unserer Verhandlungen ist eine unbeschränkte. Es gibt indessen Fälle, in denen sich die Oeffentlichkeit selbst Schranken zu ziehen hat. Wenn Verbrecher ihre lichtscheuen Handlungen dadurch zu entstellen bemüht sind, daß sie makellose, in der allgemeinen Achtung hochstehende Persönlichkeiten in ihre unsauberen Niedrigkeiten hinabzuzerren suchen, so wird die Oeffentlichkeit dieses ruchlose Beginnen nicht unterstützen. Schon durch die bloße Nennung des Namens eines dieser Hochstehenden können die Elenden ihren Zweck erreichen. Denn die Verleumdung kann sich dessen bemächtigen. Hier handelt es sich um einen frechen Einbruch, um Begünstigung und Hehlerei, um nichts anderes. Ich brauche nichts weiter zu sagen und an meine Worte keine weitere Empfehlung oder Ermahnung zu knüpfen. Unsere Presse steht zum Glück auf der Seite der einsichtigen und anständigen Leute und wird es verschmähen, den anderen unwillkürliche Liebesdienste zu erweisen .... Ich erteile nunmehr dem Herrn Staatsanwalt das Wort zur Begründung der Anklage und seines Strafantrags."

Der Staatsanwalt gab einen klaren umfassenden Bericht der Vorgänge, wie sie sich nach den mannigfachen Erhebungen und Angaben der Beschuldigten selbst als thatsächlich darstellten. Er nahm an, daß der Einbruch von Hotte und Wildicke gemeinsam verübt sei. Wildicke sei durch den Park in die Wohnung gedrungen, während die Gräfin das Parkzimmer zum erstenmal verlassen, und daraus entschlüpft, als die Gräfin die Thür im Nebenzimmer verriegelt habe. In der Hast, mit der er den Rückzug bewerkstelligt, habe der Eindringling die gestohlenen Sachen nicht zusammenraffen können, er sei nach der Vorderseite des Hauses auf die Wilhelmstraße geeilt, und da habe ihm Hotte die Sachen durch das Fenster gereicht. Die Beteiligung der Bertha, die die Ausführung durch ihre genauen Mitteilungen erst ermöglicht habe, sei zweifellos, ebenso die Begünstigung durch Rose Moockel und die gewerbsmäßige Hehlerei des Eduard Freeder. In Anbetracht der Frechheit, mit der das Verbrechen begangen sei, des Vertrauensbruchs, dessen sich Hotte und die Schmider schuldig gemacht hätten, und des ungewöhnlich hohen Wertes der gestohlenen Objekte, der auf über einmalhunderttausend Mark angeschlagen werden müsse, fühle er sich verpflichtet, eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen zu beantragen. Er fordere für Hotte und Wildicke die höchste zulässige Strafe: zehn Jahre Zuchthaus, für Freeder wegen gewerbsmäßiger Hehlerei fünfjährige Zuchthausstrafe, für Bertha Schmider als Mitthäterin auf Grund des Paragraphen 47 drei Jahre Zuchthaus, für Rose Moockel als Begünstigerin sechs Monate Gefängnis.

Die Verteidiger bemühten sich redlich zu Gunsten

ihrer Schutzbefohlenen; aber sie mußten das bestimmte Gefühl haben, daß sie ohne Aussicht auf rechten Erfolg kämpften. Sie befürworteten mit großer Beredsamkeit eine Verminderung der Strafen zu Gunsten der beiden Hauptschuldigen und für Bertha mildernde Umstände.

Die dankbarste Aufgabe war dem Verteidiger der Rose Moockel zugewiesen; gegen diese hatte die öffentliche Verhandlung in der That nichts Erhebliches vorgebracht, und der Verteidiger führte mit bemerkenswerter Schärfe aus, daß seiner Klientin, die in dem guten Glauben gehandelt habe, ihrem Geliebten eine einfache Gefälligkeit zu erweisen, der dolus, die notwendige Vorbedingung der Strafbarkeit, fehle.

Der Gerichtshof beriet lange.

Der Vorsitzende verkündete das Urteil, das sich in allem Wesentlichen auf die Ausführungen des Staatsanwalts stützte, in Einzelheiten aber auch die Einwände der Verteidigung berücksichtigt hatte.

Es wurden verurteilt: Johann Hotte und Fritz Wildicke zu je sieben Jahren Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf zehn Jahre, Eduard Freeder zu fünf Jahren Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre. Bertha Schmider unter Annahme mildernder Umstände zu drei Jahren Gefängnis und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre.

Rose Moockel wurde freigesprochen.

Sie wurde sofort auf freien Fuß gesetzt. Im Bureau des Inspektors wurden ihr die Kleider, die sie bei der Verhaftung getragen, und die Gegenstände, die ihr damals abgenommen waren, in bestem Zustande wieder übergeben:

Mantel, Muff, Hut, Schirm, Handschuhe, das Portemonnaie mit einigen Mark und der Schlüssel zu ihrer Wohnung, den die Tante pünktlich abgegeben hatte.

Die lange Untersuchungshaft hatte Rosens frische Wangen zwar gebleicht, und die Verurteilung ihres Geliebten Wildicke, an dem sie wirklich hing, zu langjähriger Zuchthausstrafe, betrübte sie aufrichtig. Als sie aber an diesem schönen Frühlingstage zum erstenmal wieder als Freie unter freie Menschen trat und ungehindert ihrer Wege gehen konnte, da empfand sie doch ein wonniges, beseligendes Gefühl, das ihr Herz ganz erfüllte und keinen Raum ließ für traurige Nebengedanken.

Frei! Sie hatte es nicht zu hoffen gewagt, und als sie hörte, wie von ihren Mitschuldigen einer nach dem anderen verurteilt wurde, war es nur die Frage, wie hoch die ihr zuerkannte Strafe wohl bemessen werden würde, gewesen, die sie in Aufregung versetzt hatte. Da drangen die Worte an ihr Ohr: „Von Strafe und Kosten frei!“ und nun hörte sie nicht mehr das jämmerliche Schluchzen ihrer Nachbarin Bertha Schmider, sah kaum nach den warmen und herzlichen Blicken Wildickes, der in der Freude über Rosens Glück sein schweres Mißgeschick auf einen Augenblick hatte vergessen können — sie besaß für nichts anderes das volle Verständnis, als für das eine Wort: frei!

Wie im Halbrausche verließ sie das Bureau des Inspektors, lief den Korridor entlang und sprang leichtfüßig die steinernen Stufen der breiten Treppe hinab. Sie war glücklich — glücklich trotz alledem! Glücklich trotz der gewaltsamen Trennung von Wildicke, von der

sie ahnte, daß sie länger währen würde, als jene sieben Jahre, die Wildicke hinter den Mauern des Zuchthauses zu verbringen hatte, von der sie wußte, daß sie ewig sein würde. Es schmerzte sie wirklich. Wildicke hatte sie lieb gehabt, und sie war ihm von Herzen zugethan ... Aber der Arme saß hinter Schloß und Riegel. Und sie war frei! Sie sagte es sich wieder und immer wieder, und dies beseligende Bewußtsein ließ keine andere Empfindung aufkommen.

Sie war zum Lehrter Bahnhof gekommen, ohne daß sie es wußte. Sie nahm einen Omnibus bis zum Alexanderplatz, und von da eilte sie nach ihrer Wohnung.

Die Tante war sprachlos vor Erstaunen, als sie auf das stürmische Pochen die Thür ärgerlich öffnete und Rosen vor sich sah. Sie hatte von Tag zu Tag auf den Prozeß gewartet, hatte die Nachbarn, die Zeitungen lasen, beständig danach gefragt, niemand hatte ihr Auskunft geben können. Und nun stand die Rose vor ihr. —

„Ja, Tante, ich bin frei! ich bin unschuldig!"

Die Tante wollte sehr gerührt sein, aber Rose ließ ihr dazu keine Zeit. Nachdem sie festgestellt hatte, daß ihr Vogel und ihre Katze sich des besten Wohlseins erfreuten, begab sie sich, ohne die an sie gestellten Fragen zu beantworten, mit der Vertröstung: „Nachher, Tante!" hastig in ihr Zimmer, das sie wie immer hinter sich verschloß. Kopfschüttelnd blickte ihr die Tante nach.

Mein Gott! wie sah das Stübchen aus! Und welche entsetzlich stickig dumpfe Luft. Sie konnte kaum atmen.

Sie eilte zum Fenster, um es zu öffnen. Aber sie besann sich eines anderen. Sie blickte auf die Kommode.

Da lag die Bibel. Sie schlug das Buch auf und schloß es befriedigt. Hüstelnd hockte sie neben dem Ofen nieder, zog den Aschenkasten hervor und griff in die Asche. Sie wühlte in der Asche und lächelte. Es war alles so, wie es sein sollte.

Nun öffnete sie das Fenster so weit es gehen wollte und ließ die frische Frühlingsluft einströmen. Währenddem legte sie ihre Sachen ab und begann sogleich in dem von der Haussuchung völlig durchwühlten Stübchen einigermaßen die gestörte Ordnung wieder herzustellen.

Als das Stübchen gehörig gelüftet war, schloß sie das Fenster abermals und zog die Gardine fest zusammen. Ueber die Klinke an der Thür, die zur Kammer der Tante führte, hing sie das Handtuch. Die Tante war vielleicht doch neugierig und sah durchs Schlüsselloch.

Was Rose aber jetzt vornahm, brauchte kein Mensch zu sehen.

Sie kniete abermals neben dem Ofen nieder, zog den Aschenkasten heraus und tastete vorsichtig in der Asche. Sie holte aus dem staubig grauen Versteck ein Goldstück nach dem andern, und ein jedes Stück rieb sie an dem Taschentuche möglichst sauber und legte es vorsichtig auf ein anderes Tuch, das sie neben sich auf den Boden gebreitet hatte. Vierzig hatte sie vom Tigel-Eden bekommen, eins hatte Wildicke an sich genommen, und richtig: es waren alle neununddreißig aus der Asche hervorgeholt. Mit äußerster Behutsamkeit nahm sie von dem Tuche je vier bis fünf Stück, spülte sie ab und trocknete sie, und als sie die ganze Barschaft gründlich gesäubert hatte, machte sie aus dem Gold, während sie gleichzeitig laut

fang, um das immerhin mögliche Klimpern des Metalls zu übertönen, vier ungefähr gleiche Paketchen, die sie in ihre längsten und stärksten Winterstrümpfe einwickelte. Die Strümpfe mit dem wertvollen Inhalt legte sie nun wieder in ihren Kommodenkasten — zu den anderen Strümpfen.

Nun war das Hauptgeschäft erledigt. Sie öffnete das Fenster wiederum, säuberte sich, kehrte die Asche zusammen, goß das verdächtig graue Wasser aus und begann nun das Stübchen gründlich reinzumachen.

Nach einer Stunde gönnte sie sich eine kleine Erholung, und während dieser Pause besprach sie mit der Tante bei einer Tasse Kaffee die Ereignisse der letzten Monate. Die Tante benutzte Rosens glückliche Stimmung, um ihr beizubringen, daß sie fünfundzwanzig Mark auf das Sparkassenbuch habe erheben müssen, weil in letzterer Zeit die Arbeit zu schlecht gegangen sei.

Die gutmütige Rose sagte weiter nichts als: „Schön, Tante."

Sie hatte an anderes zu denken, als an solche Kleinigkeiten.

„Hier ist meines Bleibens nicht mehr," sagte Rose plötzlich. „Du wirst die Wohnung vermieten können. Ich werde wohl nach Wien gehen."

„Nach Wien?" fragte die höchlichst erstaunte Tante. Rose ließ sich aber auf keine weiteren Auseinandersetzungen ein . . .

Die Zeitungen brachten über die Verhandlungen des Diebstahlsprozesses nur einen gedrängten sachlichen Bericht. Die Namen der Gräfin Juliane Ifeneck und des Fürsten

von Engernheim wurden gar nicht genannt. Es war nur von einem „bedeutenden Diebstahl in der Wilhelmstraße“ die Rede und dann hieß es: „Die Zeugenaussagen boten kein besonderes Interesse dar. Durch dieselben wurden die schon festgestellten Thatsachen lediglich bestätigt.“ Die ganze Angelegenheit ging fast unbemerkt vorüber.

Von der Beteiligung des Fürsten an dieser widerwärtigen Sache wußten nur sehr Wenige etwas, und diese dachten an nichts anderes als an eine niederträchtige Verleumdung. Niemand sprach davon. Und in wenigen Tagen war alles vergessen.

Fürst Ulrich erwachte wie zu neuem Leben. Er gewann seine jugendliche Frische, seine alte Lustigkeit wieder. Seine Freunde bemerkten das zu ihrer großen Genugthuung. Sie hatten sich seinetwegen in den letzten Monaten Sorge gemacht und ihm oft zugeredet, sich mit seiner Beschäftigung im Amte nicht zu übernehmen. Nun, da er seine Thätigkeit wieder auf ein geringeres Maß zurückführen durfte, war er wieder der Alte geworden!

Die vortrefflichen Dienste, die er durch seine unermüdliche Arbeit geleistet hatte, wurden übrigens in glänzender Weise gewürdigt. Mit dem Titel eines Legationsrates wurde er als zweiter Sekretär an die Wiener Botschaft versetzt.

Bevor er sich auf seinen neuen Posten begab, erbat und erhielt er einen zweimonatlichen Urlaub für Mai und Juni „zur Erledigung einer wichtigen Familienangelegenheit“.

Welcher Art diese Familienangelegenheit war, wurde seinen Vorgesetzten und Kollegen im Amte, sowie allen

seinen Verwandten und Freunden durch die folgenden Anzeigen mitgeteilt:

„Fürst Engelbert von Eyckhof-Menthin und Fürstin Karola, geb. Gräfin Wiking, geben sich die Ehre, die Verlobung ihrer Tochter Alix mit dem Fürsten Ulrich von Engernheim-Kypstein-Biesingen ergebenst anzuzeigen.

Schloß Menthin, im Mai 1880."

und:

„Meine Verlobung mit Prinzessin Alix von Eyckhof, Tochter des Fürsten Engelbert von Eyckhof-Menthin und der Fürstin Karola, geb. Gräfin Wiking, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Schloß Kypstein, im Mai 1880.

Ulrich, Fürst von Engernheim-Kypstein-Biesingen."

Die Hochzeit des glücklichen Paares wurde auf Menthin in der Mitte des Juni gefeiert. Es war ein glänzendes, herrliches Fest. Nur Eines wurde schmerzlich bedauert, und von niemand schmerzlicher als von der blühenden und strahlenden Alix: daß sich Gräfin Juliane von Isneck des Glücks ihrer Cousine nicht freuen durfte und durch ihr noch immer andauerndes Leiden von der Freudenfeier ferngehalten wurde.

Gräfin von Isneck hatte sogleich nach Beendigung des Prozesses auf ärztliches Gebot Berlin verlassen und sich in Begleitung ihres Mannes in ein stilles, hochgelegenes Dorf des Berner Oberlandes zurückgezogen, um in weltabgeschiedener Einförmigkeit und Ruhe ihre stark zerrütteten Nerven allmählich zu besänftigen und zu stählen. Jede Aufregung freudiger wie leidiger Natur mußte von

ihr ferngehalten werden. Deshalb hatte sich auch Graf Albrecht von Iseneck am Menthiner Freudentage allein mit einem Glückwunschtelegramme eingestellt.

Die zweite Hälfte des Juni verbrachte das seligste junge Paar in der herrlichen Natur der Tiroler Berge und des Salzkammergutes. In den ersten Tagen des Juli bezogen Fürst und Fürstin von Engernheim eine reizende Villa in Vöslau.

Die Wiener Sommergäste stießen sich mit den Ellbogen an, wenn der blonde Fürst Ulrich mit seiner entzückend lieblichen jungen Frau an ihnen vorüberging, und mit freudigem Lächeln blickte man ihnen nach.

Da war Vornehmheit, Bildung, Ueberfluß! Da war Jugend und Liebe! Da war das Glück! Da die ungetrübte Freude des Daseins!

Zweites Buch

XV.

Die Flügel der Glasthür und alle Fenster waren weit geöffnet, und aus dem leuchtenden Parke wehte der berauschende Hauch des jungen Frühlings in das große Zimmer. Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet, und nun sandte die Sonne vom wolkenlosen Himmel ihre warmen Strahlen auf das frische Grün und die duftenden Blüten des Flieders und der Kastanien. Es rauschte leise in den Blättern, und die Vögel zwitscherten. Alles atmete Lebensluft.

Juliane saß an ihrem Klöppelpolster und warf hastig mit geschickter Hand die Stäbchen hin und wieder. Mitunter lehnte sie sich ermattet auf ihren Stuhl zurück, warf den Kopf hintenüber, schloß die Augen und drückte mit ihren kleinen Händen die heiße Stirn. Nach kurzer Ruhe aber raffte sie sich gewaltsam auf und nahm mit erneutem fieberhaftem Eifer ihre Arbeit wieder zur Hand.

Körperlich hatte sich Juliane seit längerer Zeit wieder erholt. Ihre üppigen schönen Haare waren jetzt gleichmäßig ergraut und gaben dem jugendlichen Gesichte den

Charakter eines Köpfchens aus der Zopfzeit. Ihre Wangen hatten sich wieder gerundet. Aber die Augen hatten einen seltsam schwermütigen Ausdruck angenommen, die Pupillen hatten sich merklich erweitert.

Sie klagte nicht. Sie aß und trank genügend und schlief gut. Und dennoch machte der Arzt jedesmal, wenn er sie verließ, ein sehr besorgtes Gesicht.

Sie war vollkommen menschenscheu geworden. Die Gegenwart ihres Mannes regte sie auf. Sie fieberte, wenn sie einige Zeit mit ihm zusammen war; bald zitterte sie vor ihm und fürchtete, daß er ihr irgend etwas Böses anthun werde, bald geriet sie über irgend eine Kleinigkeit, die sie mißverstand, in eine starke nervöse Aufregung, die sich zu zornigen Aufwallungen steigerte, und sie war nicht eher zu beruhigen, als bis sie wieder allein war. Sie beschwor den Arzt unter heißen Thränen, er möge dafür sorgen, daß man sie allein lasse, vollkommen allein, sonst werde sie nie gesunden. Sie wolle niemand sehen, aber auch niemand! Und der Arzt hielt es in der That für geraten, mit dem Präsidenten ernste Rücksprache zu nehmen; er wußte ihn zu bestimmen, daß wenigstens für die nächste Zeit dem Wunsche der ungemein reizbaren und schonungsbedürftigen Kranken entsprochen werde.

Juliane nahm seit mehreren Monaten ihre Mahlzeiten allein ein. Sie empfing keinen Besuch. Sie las kaum die Briefe, die ihr zugingen, und beantwortete keinen. Da hörten denn mit der Zeit die Besuche und die Briefe auf. Sie las auch keine Zeitung, kein Buch. Von Zeit zu Zeit öffnete sie den Steinway und schlug einige Akkorde an. Die wohllautenden Töne thaten ihr weh, und ihr

war, als ob die Tasten unter ihren Fingern davonliefen.

Ihre einzige Zerstreuung, die einzige Arbeit, zu der sie Lust und Geschick zeigte, war das Klöppeln, und tagelang saß sie da, über dem Polster gebeugt, und arbeitete andauernd, anstrengend, als ob sie ihr Leben davon zu fristen habe.

Wenn die Dämmerung hereinbrach, verkroch sie sich in den verborgensten Winkel des großen Parkzimmers und sah von da scheu nach den Fenstern, nach dem matten Schimmer des ersterbenden Lichtes.

War es im Zimmer ganz dunkel geworden, so schlich sie mit klopfendem Herzen an die elektrische Klingel und drückte den Knopf. Dann stellte Ida die Lampen stumm auf den Tisch in der Mitte und den kleinen Tisch in der Ecke und entfernte sich wieder. So war es Julianens ausdrücklicher Wunsch. Sie sprach fast gar nicht und wollte nicht, daß man Entbehrliches mit ihr sprach. Ida kannte die Gewohnheiten der Kranken genau, und zwischen Herrin und Dienerin wurden im Laufe eines langen Tages oft kaum zehn Worte gewechselt.

In der zehnten Abendstunde machte Juliane ihren Spaziergang. Sie verließ nie den Park. Nero folgte ihr auf Schritt und Tritt. Diesen Abendspaziergang machte Juliane regelmäßig — mochte es draußen stürmen und regnen, bei Frost und Hitze. Etwa eine Stunde — selten weniger, mitunter aber länger — ging sie langsam auf den verlassenen, stillen Wegen auf und nieder; der Gärtner beobachtete die Gräfin manchmal von einem unbeleuchteten Fenster seines Häuschens aus und sah, wie sie oft stehen

blieb und ihr Tuch vor die Augen drückte, als ob sie weinte.

So war Juliane abgestorben für die Außenwelt, abgestorben auch für ihre nächste Umgebung, und wie lebendig begraben in ihrem großen Zimmer, das sie nur verließ, um im Dunkel der Nacht im Parke zu spuken.

Die Dienerschaft wußte, daß die Herrin schwer krank war und auf Befehl des Arztes allein bleiben müsse. Ida gab auf die teils neugierigen, teils wirklich teilnehmenden Fragen der Leute immer dieselbe Antwort: die gnädige Gräfin sei engelsgut, von der schweren Krankheit zwar noch immer sehr angegriffen, aber doch auf dem Wege der Besserung ... und so blieb es.

So war es und so blieb es nun seit über zwei Jahren, seit der Rückkehr Julianens von ihrem Aufenthalt im Berner Oberland, der fast ein volles Jahr gewährt hatte.

Dreimal war der Lenz gekommen seit jenem schrecklichen Tage, an dem Juliane vor den ernsten Männern in schwarzer Amtstracht die Schwurfinger hatte erheben müssen, seit dem Tage, an dem sie am Eingange zum Gerichtssaal mit dem Fürsten Ulrich von Engernheim einen stummen Gruß getauscht hatte ... was hatte der Fürst da zu suchen gehabt? Sie hatte niemand zu fragen gewagt. Sie wußte es bis zur heutigen Stunde nicht ...

Dreimal hatte die Erde sich verjüngt, dreimal die goldige Frühlingssonne das Herz der Bekümmerten mit froher Hoffnung durchwärmt. Julianens Seele dämmerte dahin in unendlichem, in ewigem Winterschlaf. Für sie trieb kein junger Sproß, sang kein Vogel, duftete keine

Blüte. Sie sah keinen Menschen außer dem Arzte, der nie ein Wort der Klage von ihr vernahm, und Ida, deren stilles Wesen sie liebgewonnen hatte. Stundenlang starrte sie vor sich hin, ohne Schmerz und ohne Lust, in dumpfer Teilnahmlosigkeit, und wenn sie sich aufraffte, eilte sie, als ob sie wegen ihrer Säumigkeit eine Strafe zu gewärtigen habe, zu ihrem Klöppelpolster und arbeitete mit einer Art wilder Begierde, bis sie der Rücken schmerzte und die Stäbchen ihren steif gewordenen Fingern entfielen.

So saß sie auch heute neben dem offenen Fenster und arbeitete rastlos. Auf einmal fuhr sie erschrocken zusammen. Alles Unerwartete erschreckte sie. Ida, deren Schritte der Teppich gedämpft hatte, stand neben ihr, ein Plateau in der Hand, auf dem ein Brief lag.

Die Gräfin zitterte heftig und legte ihre Stirn in unwillige Falten.

„Ich bitte gehorsamst um Verzeihung," sagte Ida. „Die alte Frau, die den Brief gebracht hat, machte es sehr dringend; sie meinte, die gnädige Frau Gräfin würden den Brief sogleich lesen und Antwort geben."

Juliane riß den Umschlag auf und las die Unterschrift.

„Es ist gut," versetzte sie. „Die Frau soll in einer Stunde wiederkommen. Ich werde sehen, ob ich darauf zu antworten habe."

Ida verneigte sich und ging.

Der Brief lautete:

„Berlin, 13. Mai 1883.

Hochverehrte gnädigste Frau Gräfin!

Seit vier Wochen bin ich aus dem Gefängnis, in dem ich drei Jahre zugebracht habe, entlassen. Das

Wenige, was ich mir erspart habe und was mir vom Verein zur Unterstützung eingehändigt worden ist, ist längst aufgezehrt. Ich bin meiner Wirtin schon seit über einer Woche die Miete und Kost schuldig, und meine Wirtin will nun nicht länger warten. Ich habe mich vergeblich nach einer Stelle umgethan, aber ein Mädchen, das wegen Diebstahls bestraft ist und drei Jahre gesessen hat, nimmt niemand. Ich bin ganz verzweifelt, und in meiner Verzweiflung wende ich mich an das gute Herz der gnädigen Frau Gräfin. Die Frau Gräfin wissen ganz gut, daß ich unschuldig gelitten habe. Wenn ich gestohlen hätte, würde es mir nicht so schlecht gehen, wie es mir geht. Ich bin in der Nacht, wie gnädige Gräfin mir befohlen hatten, ruhig in meine Stube gegangen. Als ich Nero bellen hörte, kam ich nach hinten, wagte mich aber nicht in das Zimmer der gnädigen Gräfin. Ich wollte sehen, ob sich vielleicht jemand in den Park eingeschlichen hätte, und ging die Treppe hinauf. Da sah ich auch, wie jemand in den Park kam. Ich habe ihn sehr wohl erkannt, wie ich den Herrn schon öfter durch den Park habe kommen sehen. Wildicke ist nicht durch den Park gekommen, und die Spuren im Schnee sind nicht von ihm. Und wenn ich das alles gesagt hätte, wäre vielleicht alles anders gekommen, und ich hätte nicht drei Jahre unschuldig leiden müssen. Und die gnädige Gräfin werden mit einem armen unglücklichen Mädchen, das immer reinen Mund gehalten hat und die gute gnädige Frau ganz gewiß nicht betrüben möchte, Mitleid haben, und fünfhundert Mark sind für die gnädige Gräfin nur eine Kleinigkeit; mich aber würden sie glücklich machen,

ich könnte mir alles anschaffen und Berlin verlassen, wo ich doch keine Stelle finde. Und ich wäre der gnädigen Gräfin ewig dankbar, und von mir soll nie jemand etwas erfahren.

Der gnädigen Frau Gräfin
allerunterthänigste Dienerin
Bertha Schmider.

Nachschrift. Die Wirtin wartet auf Antwort."

Als Juliane den Brief gelesen hatte, stützte sie den Kopf auf die Rechte und lächelte. Sie empfand eine Art blöder Befriedigung, daß Etwas, was sie immer erwartet hatte, nun endlich eingetroffen war. Sie fühlte sich so völlig losgelöst von den Menschen, daß sie von Menschen nichts mehr befürchtete. Sie konnte auch gar nicht auf den Gedanken kommen, sich irgend jemand anzuvertrauen, den Rat eines erfahrenen Freundes einzuholen. Sie begriff sehr wohl die erpresserische Absicht, die die Schreiberin des Briefes geleitet hatte, aber es berührte sie kaum. Sie hatte auch die deutliche Empfindung, daß, wenn sie dem in dem Briefe an sie gestellten Verlangen entspräche, es bei dieser einmaligen Forderung nicht sein Bewenden haben würde. Auch das war ihr gleichgültig. In ihrer Kassette lagen ja wohl außer den Depositenscheinen achthundert oder tausend Mark. Sie brauchte kein Geld. Sie hatte keine Liebhabereien mehr. Sie machte nicht einmal mehr Geschenke. So lange das Geld reichte, um Berthas Anforderungen zu genügen, brauchte sie mit niemand zu sprechen. Später würde ihr Lohausen gewiß den Gefallen erweisen, von der Bank eine genügende Summe für sie zu erheben. Und was brauchte sie sich

um spätere Möglichkeiten zu kümmern? Was sollte sie an ihre Zukunft denken? Wie lange mochte ihre Zukunft überhaupt noch währen?

Sie erhob sich und schlich müde zu einem kleinen Bouleschränkchen, in dem allerhand Dinge, die aus dem einen oder anderen Grunde Wert für sie hatten, verschlossen waren: Reiseerinnerungen, Andenken an die glückliche Kindheit, Fächer, Bilder, Briefe, alles durcheinander. Da war auch eine kleine eiserne Kassette aus kunstvoller Schmiedearbeit. Dieser entnahm sie fünf Hundertmarkscheine. Sie verschloß das Schränkchen wieder. Der Anblick längst vergessener Kleinigkeiten, die glückliche Erinnerungen wachriefen, berührte sie wehmütig. Sie wandte sich schnell ab, steckte die Scheine in ein Couvert und schloß es, ohne es zu beschreiben.

Als Ida mit der Meldung, daß die alte Frau wieder da sei, das Zimmer betrat, übergab ihr Juliane schweigsam den Umschlag.

Sie war froh, daß die Sache abgethan war, und nahm mit erneutem Eifer ihre Arbeit wieder auf . . .

Bertha hatte übrigens nicht gelogen. Sie hatte sich wirklich sehr angelegentlich um eine Stelle bemüht, indessen erfolglos, und sie war nun in großer Not. In ihrer Bedrängnis hatte sie sich natürlich ihrer früheren gütigen Herrin zunächst erinnert und den Gedanken gefaßt, diese um eine kleine Unterstützung anzusprechen. Aus dieser Bitte um eine kleine Unterstützung war, während sie den Brief an die Frau Gräfin aufsetzte, unvermerkt die Forderung einer nach ihren Verhältnissen großen Summe geworden.

Sie war sich ihrer Macht noch gar nicht recht bewußt und vollkommen darauf vorbereitet gewesen, mit einer bescheidenen Teilzahlung abgespeist zu werden. Auch diese würde sie mit Dank entgegengenommen haben.

Als sie nun aber den ihr von ihrer Wirtin überreichten Briefumschlag öffnete und in diesem die fünf blauen Scheine ohne ein Wort des Vorwurfs oder auch nur der Ermahnung fand, da blitzten ihre begehrlich grauen Augen hell auf, eine eigentümliche Röte erglühte auf ihren Backenknochen, und sie lächelte in besonderer Weise. Sie war in ihrer völligen Mittellosigkeit so kleinmütig und verzagt gewesen. Das Gut, das sie jetzt ihr eigen nennen durfte, gab ihr Mut. Sie fühlte sich wie aufgerichtet und erstarkt. Sie wußte nun, daß sie einen kräftigen Rückhalt hatte, und hatte die deutliche Empfindung, daß es ihr ganz schlecht im Leben kaum noch ergehen könne; die gute Gräfin werde schon für sie sorgen.

Das erste, was sie that, war, daß sie die Schuld bei ihrer Wirtin bei Heller und Pfennig zahlte.

Dann dachte sie darüber nach, wie sie sich nun für die nächste Zukunft einzurichten habe. Sie hatte es nun gar nicht mehr so eilig, eine Stelle zu finden, und brauchte sich nicht mehr in den Nachmittagsstunden mit allem möglichen Gesindel in der Kurstraße herumzutreiben, um Einsicht in das eben ausgegebene Intelligenzblatt zu nehmen und den dort ausgeschriebenen Stellen nachzulaufen. Jetzt konnte sie warten und wählen. Mit der Zeit würde sich ihr ohne Zweifel eine ihrer Persönlichkeit und ihren Fähigkeiten entsprechende Stellung darbieten.

Es schwebte ihr so etwas vor wie die Würde einer

Vorsteherin des Hausstandes bei einem Witwer oder der Vertrauensposten einer Reisebegleiterin.

Um aber zu dieser Stufe aufzusteigen, mußte sie vor allem aus ihrer jetzigen Umgebung heraus, mußte sich eine neue und vollständige vertrauenerweckende Ausstattung an Kleidern und Wäsche anschaffen. Die Mittel dazu besaß sie ja. Und sie war praktisch und in allen weiblichen Arbeiten erfahren und geschickt.

Sie verlor keinen Augenblick. Noch im Laufe desselben Tages, an dem sie in den Besitz ihres Kapitals gelangt war, machte sie die wichtigsten Einkäufe, die in den nächsten Tagen vervollständigt wurden. Auf der Nähmaschine ihrer Wirtin arbeitete sie fleißig. Und am Ende des Monats besaß sie eine neue, ausreichende ordentliche Ausstattung, deren sich keine Kammerzofe in einem ersten Hause hätte zu schämen brauchen.

Bertha hatte eine sehr hübsche Figur, sie hielt sich gut, sie besaß Geschmack, und ihr Aeußeres machte einen vortrefflichen Eindruck. In den vornehmen Häusern, in denen sie gedient hatte, hatte sie viel gelernt. Ihr Auftreten war sicher und bescheiden.

Daneben hatte sie in den letzten Jahren noch eine andere Schule durchgemacht.

Sie hatte die verdorbene Luft des Gefängnisses geatmet und von ihren Mitgefangenen viel gesehen, viel gehört. In der Kunst der Verheimlichung, der Durchstecherei, des Schwindelns hatte sie unwissentlich eine bemerkenswerte Fertigkeit erlangt. Auch über die Fähigkeit des Erwerbes auf andere als die redliche Weise hatte sie Erfahrungen sammeln können, und jener Brief an die Frau

Gräfin von Iseneck war wohl eine erste Frucht der bedenklichen Ausbildung, die sie im Gefängnis genossen hatte.

Ihrer Wirtin hatte sie zum Ende des Monats gekündigt, und am ersten Mai bezog sie ihre neue Wohnung: ein einfaches hübsches Stübchen vor dem Halleschen Thor bei einer Frau Mainhardt, der Witwe eines kleinen Steuerbeamten.

Frau Mainhardt, eine brave, ordentliche Frau von beträchtlichem Körperumfange, gänzlich korsettlos, mit breitem glänzendem Gesicht, aus dem helle freundliche Augen hervorsahen, mit glattem, ergrautem Scheitel, hatte nicht verfehlt, ihre neue Mieterin auf die Bedingungen der Hausordnung aufmerksam zu machen, denen das Gebot strengsten sittlichen Wandels obenan stand. Besuche von männlichen Anverwandten oder vom Bräutigam waren verboten. Bertha hatte erklärt, daß sie zu einer Wirtin, die diese Forderungen nicht stellte, überhaupt nicht ziehen würde, da sie als alleinstehendes Mädchen in der großen Stadt durch den guten Ruf des Hauses geschützt werden müsse. Da Bertha überdies die Monatsmiete vorherbezahlte, so war das Einvernehmen zwischen Vermieterin und Mieterin sogleich ein gesichertes.

Frau Mainhardt gewann ihr „Fräulein" in kurzer Zeit recht lieb. Ihr kleiner Hausstand machte ihr nicht viel Arbeit, und als echte Berlinerin besaß die brave Frau ein starkes Bedürfnis der Mitteilsamkeit. Sie unterhielt sich viel mit Bertha, und da sie selbst wahrheitsliebend war, glaubte sie ihr alles.

Als Bertha zum erstenmal das Haus verließ, um sich einer Dame, die nach einer Gesellschafterin suchte, vor-

zustellen, durchstöberte Frau Mainhardt das ganze Stübchen, und das Ergebnis ihrer aufmerksamen Durchmusterung befriedigte sie in hohem Grade. Alles, was das Fräulein besaß, war in bestem Zustande, vieles noch ganz neu. Alles bestätigte die Richtigkeit der Mitteilungen, die ihr Fräulein Bertha gegeben hatte: daß sie, als Tochter eines früher sehr wohlhabenden, plötzlich ruinierten und verstorbenen Kaufmanns, von einem Tage zum anderen gezwungen worden sei, nun selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, daß sie aber durch reiche Anverwandte vor der äußersten Not immer geschützt sein werde.

Frau Mainhardts einziger Sohn, Theodor, ein solider junger Mensch von vierundzwanzig Jahren — das Gegenbild seiner wohlbeleibten Mutter —, ein langer, schmalschulteriger Jüngling mit sehr scharfer Brille und eingefallenen Wangen, war Schreiber am Kammergericht. Er teilte durchaus die gute Meinung, die seine Mutter von der neuen Mieterin hegte. Und er freute sich während seiner Arbeit schon auf die interessanten Stunden des Abends, während deren er neben seiner Mutter der anregenden Unterhaltung des Fräulein Bertha Schmider lauschen konnte.

Das Schicksal hatte der armen jungen Dame recht grausam mitgespielt! Durch einen blutsaugerischen Wucherer, einen gewissen Moockel, war der ehrenwerte Herr Schmider zu Grunde gerichtet und in den Tod getrieben worden, und die Tochter dieses Moockel, eine gewisse Rose, hatte das arme Fräulein Bertha vollends ins Unglück gebracht. Auf welche Weise das geschehen war, darüber durfte Fräulein Bertha aus Zartgefühl und Schonung nicht sprechen. Genug, es war so.

Diese Rose Moockel, an die Fräulein Bertha noch bedeutende Geldforderungen hatte, sollte sich nun in Berlin aufhalten, jedenfalls hatte sie vor einigen Jahren da gelebt. Für Fräulein Bertha würde es aber von großem Werte sein, wenn sie den gegenwärtigen Aufenthalt dieser Person ermitteln könnte. Das dürfe aber nur in der allervorsichtigsten Weise geschehen, und der Name des Fräulein Bertha Schmider dürfe dabei auf keinen Fall genannt werden.

Fräulein Bertha brauchte ja freilich nicht Not zu leiden; ihre Verwandten und auch Ihre Excellenz die Frau Gräfin Iseneck, die ihre Eltern gut gekannt, und in deren Hause sie die glücklichsten Tage ihrer Jugend verbracht habe, würden ihr gewiß immer hilfreich zur Seite stehen. Aber man wende sich doch nicht an fremde Unterstützung, wenn man sich selbst helfen könne. Und sie halte es für ihre Kindespflicht, den Kampf, den ihr unglückseliger Papa zu Ende zu führen nicht vermocht habe, wieder aufzunehmen.

Frau Mainhardt und Herr Theodor waren von diesen traurigen Geschichten sehr ergriffen. Der gutherzige Theodor nahm sich ernsthaft vor, Fräulein Bertha Ritterdienste zu leisten.

In der That war Bertha viel daran gelegen, den Aufenthalt ihrer alten Bekannten Rose Moockel zu ermitteln. Sie war überzeugt, daß Rose die einzige war, die von dem Diebstahl wirklichen Nutzen gehabt hatte. Von den gestohlenen Sachen war bis auf die wenigen Steine und Perlen, die man bei Freeder gefunden hatte, nichts wieder ans Tageslicht gekommen. Offenbar war

Rose, Wildickes frühere Geliebte, die einzige, die wußte, was daraus geworden war. Entweder waren sie verkauft, dann konnte kein anderer als Rose das Geld eingestrichen haben, oder sie waren, wenigstens zum Teil, noch irgendwo in sicherem Versteck, dann war es wiederum Rose allein, die darüber Auskunft geben konnte. Bertha aber, die eine dreijährige Gefängnisstrafe abgebüßt hatte, war der Meinung, dadurch einen berechtigten Anspruch auf ihren Anteil erworben zu haben, und war keineswegs gesonnen, Rosen in unangefochtenem Besitze der gemeinsam errungenen Beute zu lassen.

Theodor Mainhardt benutzte seine erste freie Stunde, um auf dem Einwohner-Meldeamt Nachforschungen nach Rose Moockel anzustellen. Was er da ermittelte, lautete wenig befriedigend. Eine Person dieses Namens hatte allerdings vor drei Jahren in der Büschingstraße gewohnt. Von da war sie aber, im April 1880, als „nach auswärts verzogen" abgemeldet, und über ihren augenblicklichen Verbleib war nichts bekannt.

Theodors Eifer erlahmte darum nicht. Er hatte mit allen möglichen Unterbeamten Verbindungen, und durch einen seiner Freunde wurde er mit einem im Polizeipräsidium Angestellten bekannt, dem es wirklich gelang, dem jungen Manne, der ein sehr ernstes Interesse an der Sache zu haben schien, die gewünschte Auskunft zu verschaffen.

Die gesuchte Rose Moockel befand sich seit einiger Zeit wieder in Berlin, allerdings unter einem veränderten fremdländisch klingenden Namen. Die Polizei hatte eine ganz besondere Veranlassung, über diese ihr wohlbekannte Unregelmäßigkeit der Falschmeldung hinwegzusehen. Gegen

die Rose Moockel schwebte noch irgendetwas — der Auskunftgeber wußte selbst nicht, was. Genug, sie wurde noch beobachtet. Sie lebte anscheinend in guten Verhältnissen und machte ziemlich beträchtliche Ausgaben. Gerade dadurch erschien sie verdächtig. Die Behörde wollte sie nun ganz sicher machen. Wenn sie sich vollkommen unbeachtet glaubte, so würde sie sich vielleicht zu irgendeiner verräterischen Unvorsichtigkeit verleiten lassen. Deshalb durfte man sie wegen der Führung eines gefälschten Namens nicht schikanieren. Jede polizeiliche Behelligung würde sie kopfscheu gemacht haben . . .

In bewegten Worten dankte Bertha ihrem jugendlichen Freunde für die erfolgreichen Bemühungen. Sie drückte dessen hagere Hand mit den starken Knöcheln in so warmer Innigkeit und sah ihn mit ihren lebhaften hellen grauen Augen so freundlich dabei an, daß sich Theodors blöde Augen hinter den scharfen Gläsern unwillkürlich senkten. Er empfand dabei etwas, was er zuvor nie empfunden hatte.

Bertha war entschlossen, Rose Moockel schon am nächsten Tage in der ihr angegebenen Wohnung in der Krausenstraße aufzusuchen.

XVI.

Ein wechselvolles, an Erlebnissen aller Art überreiches Leben lag hinter Rosen, und dieses sonderbare Dasein hatte eine völlige Wandlung in ihr bewirkt.

Wer heute die junge Dame mit dem anmutigen Gesichte, in unauffälliger Eleganz gekleidet und gelassen in ihrem Benehmen, vor sich sah, hätte nie daran denken können, daß diese selbe Person noch vor wenigen Jahren in den nachmitternächtlichen Stunden mit ihrer Schleppe das Trottoir der Friedrichstraße gefegt hatte und wegen polizeilicher Uebertretungen ein nicht seltener Gast des Weibergefängnisses in der Barnimstraße gewesen war. Das unscheinbare Mädchen, dessen einziger Reiz damals die gesunde Frische gewesen war, hatte sich ganz merkwürdig entwickelt!

Sind die Kinder aus den tiefsten Schichten der Bevölkerung einmal gelehrig, dann sind sie es auch in erstaunenswertem Grade; wie sie in verhältnismäßig kürzester Frist Häßlichkeiten abstoßen und schätzenswerte Eigenschaften gewinnen, ist nahezu unbegreiflich.

Schon am Tage ihrer Freisprechung, die sie völlig überrascht und unvorbereitet getroffen hatte, hatte Rose den Entschluß gefaßt, das Berliner Pflaster, das ihr unter den Sohlen brannte, schnellstens zu verlassen. Sie wußte auch sogleich, wohin sie ihre Schritte zu lenken hatte.

Unter den Mädchen, die ihr Leben teilten, hatte sie zwar viele gute Bekannte gehabt, aber doch nur eine wahre Freundin. Das war Antonie Münzer, mit der sie längere Zeit auch gemeinsame Wirtschaft gemacht hatte.

Toni war etwa ein Jahr vor Rosens Verhaftung den Verlockungen eines Wiener Kellners aus dem Café National nach der Kaiserstadt an der Donau gefolgt. Der Kellner hatte sie dort zwar schnöde verlassen, aber Toni hatte dennoch keinen Grund gehabt, ihre Uebersiedelung nach Wien zu bereuen. Im Gegenteil. Sie hatte dort ihr Glück gemacht. Sie hatte sich mit einem älteren, braven, vorurteilsfreien Greisler in Margareten, Namens Tagmeier, ehelich verbunden und war eine rechtschaffene gute Hausfrau geworden, die ihrem Manne im Geschäfte fleißig half und sich seit ihrer Verheiratung nicht das Geringste mehr hatte zu schulden kommen lassen.

Rose wußte alles das. Sie hatte mit ihrer Freundin, bis zu ihrer Verhaftung, häufig Briefe gewechselt. Toni hatte sie wiederholt eingeladen, sie in Wien zu besuchen, und wenn Rosens Zuneigung zu Wildicke sie nicht an Berlin gefesselt hätte, so würde sie die Einladung sicherlich auch angenommen haben. Jetzt war der Augenblick dazu gekommen.

Sie packte sogleich ihre wenigen Sachen zusammen, kaufte noch einige unentbehrliche Kleinigkeiten dazu, und

am anderen Tage fuhr sie, mit ihrem Wintermantel angethan, in der Hand ein verschlossenes Täschchen, in dem sich nur eine Bibel und ein Paar lange Winterstrümpfe befanden, nach Wien. Ihre anderen Habseligkeiten hatten in dem einen Koffer bequem Platz gefunden.

Rose wurde von Frau Toni Tagmeier und deren gutherzigem Manne auf das freundlichste aufgenommen. Rose erzählte ihr, daß ihr letzter Freund, mit dem sie längere Zeit zusammen gelebt, sich verheirate und sich in anständiger Weise mit ihr abgefunden habe. Sie besitze einige hundert Mark und brauche also für die nächste Zukunft nicht zu sorgen.

Toni freute sich aufrichtig, die alte gute Freundin einmal wiederzusehen und die unverfälschte Sprache der Heimat wieder zu hören. War auch in ihrer Wohnung nur wenig Raum, vorderhand mußte Rose doch ohne Widerrede bei ihr bleiben. Später würde sie ihrer Freundin schon dabei behilflich sein, in der Nähe ein billiges Unterkommen zu finden.

Rose war ganz damit einverstanden. Sie half in der Wirtschaft, machte sich nützlich und gewann im Handumdrehen die Zuneigung des braven Herrn Tagmeier. Sie war wohlgelitten bei den Greislers in Margareten, es fehlte ihr an nichts, und sie amüsierte sich sehr gut; denn in der Gesellschaft ihrer Freunde lernte sie auch vielerlei Vergnügungen der lebensfrohen und schönen Stadt kennen; aber sie war doch eine zu vernünftige Person, um sich nicht sagen zu müssen, daß dieses zwecklose Leben nicht von allzu langer Dauer sein dürfe.

In diesem Sinne sprach sie auch mit ihrer verständnis-

vollen Freundin; und diese besorgte ihr nun, wie sie es versprochen hatte, ein billiges Unterkommen. Rose hatte ein hübsches Stübchen, in dem sie thun und lassen konnte, was sie wollte, und wurde von der Wirtin beköstigt.

Als Rose in ihre eigene Wohnung übersiedelte, sagte sie zu Toni: „In dem Täschchen, das ich dir bei meiner Ankunft gegeben habe, sind wertvolle Sachen für mich: ein wenig Schmuck, mein Sparkassenbuch, besonders aber Briefe von meinem früheren Freunde, die mir vielleicht noch einmal nützen können; dann auch die Bibel von meiner Mutter und dergleichen. Ich möchte das Täschchen nicht in eine fremde Wohnung mitnehmen. Bei dir weiß ich es gut aufgehoben. Hebe es mir auf und wahre es wie deinen Augapfel! Es ist mir das Liebste, was ich habe. Willst du es gut und sicher verwahren?"

„Du kannst dich fest darauf verlassen!"

Rose war vollkommen beruhigt. Die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit ihrer Freundin hatte sie erprobt.

Wenige Wochen nachdem Rose ihre vollkommene Unabhängigkeit und die Freiheit ihrer Bewegungen wiedergewonnen hatte, knüpfte sich zwischen ihr und einem Herrn, den sie im Theater an der Wien kennen gelernt hatte, ein näheres Verhältnis.

Der Herr, der sich Baron Ernst von Stossow nannte, sah zwar aus wie ein Ungar oder Kroat — es war ein langer, hagerer, schmalschulteriger Mann mit tiefbrauner Gesichtsfarbe und einem starken, glänzend schwarzen Schnurrbart —, aber er war, wie Rose nach dem ersten Worte hörte, ein norddeutscher Landsmann. Die Gemeinsamkeit der Landsmannschaft beschleunigte die Annäherung.

Die beiden hatten aber noch eine andere Gemeinsamkeit, von der sie beide nichts wußten; Freiherr Emmerich von Saza kam, wie Rose, aus dem Gefängnis.

Er hatte erst vor wenigen Tagen seine Strafe abgebüßt und war von Plötzensee mit einem nur wenige Stunden währenden Aufenthalte in Berlin, während dessen er seine Siebensachen zusammengepackt hatte, direkt nach Wien gefahren. Er hatte noch etwas Geld und war nicht in Verlegenheit um Beschaffung weiterer Mittel. Er hatte sich in einem guten Hotel einquartiert und war da mit der Sicherheit eines vornehmen Mannes aufgetreten.

Am Abend nach der Begegnung mit Rosen bestellte er für seine Nichte, die er morgen von der Bahn abholen werde, ein Zimmer neben dem seinigen, und am anderen Tage fuhr er in der That in einem Fiaker mit dieser Nichte vor dem Hotel vor. Auf den Meldezettel schrieb der Baron: Baronesse von Stossow auf Stossow bei Mohrungen.

Rosen war ihr neuer Freund keineswegs geheuer. Mit ihrer angeborenen Feinfühligkeit witterte sie sogleich, daß da etwas nicht stimmte. Sie kramte, als der Baron in Geschäften ausgegangen war, in seinen Sachen herum, aber sie fand nichts, was ihren Verdacht bestätigte. Seine Reiseeffekten, seine Wäsche waren mit einer Krone und den Initialen E. v. S. gezeichnet, die mit dem Namen, den ihr Freund führte: Ernst von Stossow, übereinstimmten. Und viele der so gezeichneten Gegenstände waren offenbar schon seit langer Zeit in Gebrauch. Aber sie fühlte doch, daß sie mit einem zweideutigen Menschen zu thun hatte und einigermaßen auf der Hut sein müsse.

Dieser Empfindung gab sie auch bei ihrem ersten Besuche, den sie ihrer Freundin Toni machte, einen drastischen Ausdruck: „Ich glaube, mein Freund hat einen Fettfleck in der Konduitenliste," bemerkte sie lächelnd.

Im übrigen war Rose eine nichts weniger als ängstliche Natur. Ueber das, was der Baron etwa getrieben hatte und vielleicht noch treiben mochte, ließ sie sich keine grauen Haare wachsen. Einstweilen sorgte er für sie, behandelte sie gut, machte ihr kleine Geschenke, bereitete ihr allerlei Vergnügungen, — das war mehr, als sie erwartet hatte; es war alles, was sie erwarten durfte.

Und der Baron nahm sich ihrer wirklich an und erwies ihr ernste Dienste, für die sie das vollste Verständnis besaß. Der Baron hatte zu dem frischen, aufgeweckten Mädchen, das mit großer Gutmütigkeit einen derben Mutterwitz verband, eine mehr als oberflächliche Zuneigung gefaßt. Rose war aufgewachsen wie das Unkraut. Sie war vollkommen ungezogen. In ihrer bisherigen Umgebung hatte sie keine Gelegenheit gehabt, sich die Formen der guten Gesellschaft zu eigen zu machen. Sie sprach, wie ihr der Schnabel gewachsen war, und der Schnabel war ihr mitunter nicht hübsch gewachsen; dabei oft sehr laut, um den Beifall der Nachbarn zu gewinnen. Sie lachte unbändig. Sie gestikulierte unmäßig. Sie aß in beängstigender Weise, mit dem Messer im Munde.

Auf alle diese und andere Unarten machte sie der Baron nach und nach in freundlicher Weise aufmerksam. Und Rose sah sofort ein, daß der Verweis berechtigt war. Sie beobachtete sich aufmerksam und hatte selbst Freude an den stetigen Fortschritten, die sie an sich wahrnahm.

Sie verdankte ihrem geduldigen Lehrmeister viel, und die Gelehrigkeit seiner schnell fassenden und gewandten Schülerin machte auch ihm Spaß.

So lebten nun die beiden seit mehreren Monaten friedlich zusammen, und es war ein ganz lustiges Leben. Trotzdem war Rose eine gewisse Unbehaglichkeit und ein unsicheres beklommenes Gefühl nie los geworden. Vertrauen hatte sie zu ihrem Baron nie fassen können. Ueber ihre jüngste Berliner Vergangenheit, die sie ihrer guten Toni allmählich haarklein erzählt hatte — natürlich in ihrer Weise, als unschuldig Verfolgte und glänzend Freigesprochene, und unter Verschweigung des Inhalts des Täschchens —, hatte sie dem Baron gegenüber nie ein Wort verlauten lassen. Ebensowenig wußte sie natürlich, was den Baron Ernst von Stossow dazu veranlaßte, seinen Wohnsitz in Wien zu nehmen. Große Geschäfte waren es gewiß nicht. Er hatte offenbar nicht sehr viel zu thun. Er ging freilich öfter im Laufe des Tages aus besonders in den Mittagsstunden, er empfing und schrieb wohl auch einige Briefe, sehr selten kam Besuch, er las den Kurszettel mit Aufmerksamkeit; aber das war auch alles. Uebrigens schien er Geld zu haben.

In den ersten Monaten hatte er die Wochenrechnungen pünktlich gezahlt und durch reichliche Trinkgelder sich bei dem Dienstpersonal einen guten Ruf gemacht. In jüngster Zeit war er wohl etwas knapper bei Kasse. Die letzten drei Wochenrechnungen waren unquittiert auf dem Marmorkonsol unter dem Spiegel liegen geblieben. Und der Baron war mitunter sehr verstimmt und schien beunruhigt zu sein.

Er hatte dazu allerdings einige Veranlassung. Er hatte mit einem Wiener Geschäftsfreund der inzwischen gelöschten Firma Sparber & von Saza einige Spekulationen unternommen, die zunächst gewinnbringend gewesen waren. Den Gewinn hatte er auch eingezogen. Jetzt waren Verluste damit verknüpft, und nun machte der Baron Schwierigkeiten, die den Geschäftsfreund in nicht geringe Aufregung versetzten.

Ueberdies hatte der Baron in diesen letzten Tagen eine ebenso unerwartete wie unerwünschte Begegnung gehabt. Auf dem Ring war ein elegantes Coupé an ihm vorübergerollt, und in demselben hatte er an der Seite einer entzückend frischen lächelnden jungen Dame den Fürsten Ulrich von Engernheim erkannt. Der Fürst schien ihn nicht gesehen zu haben; jedenfalls hatte er ihn nicht beachtet. Aber dem Baron, dem sich nun mit einem Schlage die Erinnerung an die demütigenden und beleidigenden Vorgänge in der Loge bei Kroll am Abend vor seiner Verurteilung vergegenwärtigten, war dieses Wiedersehen doch in hohem Grade fatal. Er haßte den Fürsten und fürchtete, daß er in dem Fürsten einen erbitterten Gegner habe, der ihm wegen Führung des falschen Namens einen bösen Streich spielen und ihm das längere Verweilen in Wien verleiden könne.

Zu dieser unbehaglichen Stimmung kamen nun noch die geschäftlichen Verlegenheiten, die sich in den letzten Tagen immer mehr zugespitzt hatten.

Eines Vormittages ließ sich ein Herr bei ihm melden, der ihm augenscheinlich nicht gelegen kam, den er aber doch wohl empfangen mußte. Er schickte Rosen in ihr

Zimmer und schob den Riegel vor. Rose war neugierig und legte das Ohr ans Schlüsselloch. Sie konnte aber den Inhalt der Unterredung nicht verstehen. Sie hörte nur, daß der fremde Herr sehr grob wurde, das Wort „Schwindler" gebrauchte, und daß der Baron alles aufbot, um ihn zu besänftigen. Das gelang ihm schließlich auch, und der Herr verließ nach einer kleinen halben Stunde das Zimmer.

Als der Baron Rosen wieder zu sich gerufen hatte, sagte er für sich, doch so, daß Rose es hören mußte: „Was man sich um einer guten Sache willen alles gefallen lassen muß — es ist unglaublich!"

Auf Rosens weitere Frage erzählte er ihr dann eine sehr verwickelte Geschichte, von der sie eigentlich nichts weiter verstand, als daß der Baron für irgend eine Regierung etwas Geheimnisvolles, Wichtiges auszurichten habe, und um seinen Auftrag zu erledigen, sich alle möglichen Grobheiten sagen lassen müsse.

„Ich bin verstimmt," fuhr er fort, „das Wetter ist schön; wie wär's, wenn wir einen kleinen Ausflug machten, nach dem Semmering oder sonst wohin? Wir nehmen in einer Handtasche nur das Allernötigste mit, morgen abend sind wir wieder hier."

Rose war natürlich einverstanden. Die paar Sachen für den Ausflug auf vierundzwanzig Stunden waren im Nu gepackt. Er rief den Kellner, erfuhr von diesem, daß der Zug nach dem Semmering in einer halben Stunde Wien verließ, ließ einen Fiaker vorfahren, die Reisetasche hinunterbringen und sagte dem Portier „für alle Fälle", daß er morgen abend wieder in Wien sein werde.

Seit mehreren Stunden saßen die beiden im Coupé. Die Fahrt wurde Rosen etwas lang. Sie hatte gar nicht gedacht, daß der Semmering so weit entfernt von Wien liege. Und es verging noch eine Stunde, und noch eine. Es wurde schon schummerig.

„Aber werden wir denn überhaupt jemals ankommen?“ fragte Rose endlich.

Da entschloß sich der Baron, der Rosen bisher immer vertröstet hatte, endlich eine Aufklärung zu geben.

„Wir müssen weiter fahren, der Semmering liegt längst hinter uns! Wir dürfen einstweilen nicht nach Wien zurückkehren.“

„Was?“ fragte die höchlich überraschte Rose in gedehntem Tone. „Nicht nach Wien zurück?“

„Du bist ein vernünftiges Mädchen und wirst mich schon verstehen! Man ist dahinter gekommen, daß ich im Interesse einer fremden Regierung etwas Wichtiges unternommen habe. Man wird auf mich fahnden. Wenn man mich erwischt, steht meine Freiheit auf dem Spiel, und die deinige vielleicht auch, denn man würde dich vielleicht für eine geheime Mitarbeiterin halten. Deshalb habe ich flüchten müssen!“

„Aber meine Sachen! mein Mantel!“ rief Rose entsetzt aus.

„Beruhige dich, mein Kind! Ich ersetze dir doppelt und dreifach, was du verlierst!“

„Meinen Mantel! Meinen Mantel muß ich haben!“

„Aber sei doch nicht kindisch! In Triest finden wir mehr Mäntel, als du brauchst.“

„Ach, Sie wissen ja gar nicht . . . ich muß meinen

Mantel haben! Das ist abscheulich von Ihnen, daß Sie mir das nicht gesagt haben! . . . Wenn Sie wüßten . . ."

Sie konnte den Satz nicht vollenden, sie schluchzte und weinte, als ob sie von einem schweren Schicksalsschlage getroffen sei. Der Baron sah sie ganz besorgt an. Diese Fassungslosigkeit hatte er dem sonst so verständigen Mädchen nicht zugetraut. Und alle seine Ueberredungskünste waren nutzlos. Sie jammerte beständig nach ihrem Mantel. Welches besondere Interesse konnte sie gerade an diesem unscheinbaren Mantel nehmen? Es war eine fixe Idee von dem Mädchen!

Rose wollte an der nächsten Station aussteigen und um Hilfe schreien, wenn man sie daran behindere. Sie müsse unbedingt nach Wien zurück, um ihren Mantel zu holen . . .

„Also willst du der Polizei in die Arme laufen? Gut! Ich habe nichts dagegen! Man wird dich im Schub über die Grenze bringen, und wie es dir in Berlin ergeht, wirst du ja sehen! Wenn du dich ins Unglück stürzen willst — meinetwegen! Ich kann dich nicht hindern. Aber ich will dich wenigstens gewarnt haben. Nun, Rose, bist du nun vernünftig?"

„Wenn ich meinen Mantel hätte . . . an dem anderen wäre ja nichts gelegen!"

„Was willst du nur immer mit dem Mantel? Was hat denn der Mantel so Besonderes?"

„Und wenn er nun etwas Besonderes hätte! Ich will's Ihnen sagen! Ich habe alles, was ich mir erspart habe, fünfhundert Mark, die habe ich da eingenäht! Begreifen Sie nun?"

„Das ist allerdings sehr unangenehm! Aber auch das läßt sich schließlich doch ersetzen! Und ich verspreche dir, Rose, daß du keinen Schaden durch mich erleiden sollst. Wir werden in der nächsten Zeit voraussichtlich ziemlich viel Geld gebrauchen, und da ich mich einstweilen verbergen muß, weiß ich nicht, wann ich mir Geld werde kommen lassen können, aber eine Abschlagszahlung von hundert Gulden kann ich dir gleich machen . . . Da, nimm, mein Kind, und beruhige dich!"

Der Baron nahm aus seinem Portefeuille, in dem sie verschiedene Geldscheine in größeren Beträgen gewahrte, einen Hundertguldenschein und gab ihn Rosen.

Das wirkte! Der Baron hatte bis zur Stunde jedes Rosen gegebene Versprechen gehalten. Sie rechnete also mit Bestimmtheit darauf, daß er ihr die fünfhundert Mark, die sie verloren zu haben behauptete, auch voll ersetzen werde, und damit war nach ihrer Taxierung die in den Mantel eingenähte Spitze gut bezahlt. Sie machte sich außerdem klar, daß der Versuch, jene Spitze zu verkaufen, erst nach langer Zeit, erst in Jahren unternommen werden könne, und daß er auch dann noch mit den ernstesten Gefahren für sie verknüpft sein werde. Jetzt hatte sie den erhofften Erlös dafür ohne irgendwelche Fährlichkeiten für ihre Person zu erwarten. Sie brauchte mit der verfänglichen Spitze nicht mehr zu hantieren.

So war es gewiß am besten! Sie war einer steten Beunruhigung ledig! Mochten sie nun mit dem alten Mantel in Wien anfangen, was sie wollten, und wenn die dumme Spitze mit dem abgetragenen Mantel in die Lumpenmühle wanderte, dann war der vorlauteste Zeuge

für ihre Mitschuld, die ihr sonst kaum noch bewiesen werden konnte, aus der Welt geschafft. Ja, so war es gut, so war es am besten!

Sie hatte sich nun wirklich beruhigt und atmete wie befreit auf!

Ihr wertvollster Besitz, das bare Geld, das nur um ein Geringes vermindert worden war, und die kostbaren Steine, deren sie sich schon bei guter Gelegenheit langsam und in unverdächtiger Weise entäußern würde, — ihr unansehnliches Täschchen mit dem kostbaren Inhalt war bei der zuverlässigen Toni in guter Hut. Sie beruhigte sich, schlief ein, schlief lange und fest, und mußte vom Baron am anderen Morgen geweckt werden, da der Zug in einer Viertelstunde in den Bahnhof von Triest einlief.

In Triest stiegen die beiden in einem Gasthof dritten Ranges ab, in dem alles sogleich bezahlt wurde, und sie blieben da nur achtundvierzig Stunden, während deren der Baron nicht unerhebliche Ankäufe machte. Er besorgte mit Rosen für diese und sich eine wenigstens für den nächsten Bedarf ausreichende neue Ausstattung an Wäsche und Kleidern, die in zwei viel zu großen, schweren, mit der Freiherrnkrone gezeichneten Koffern wohl verpackt wurden. Da bestiegen sie den Dampfer und fuhren nach Venedig.

Im Hotel de la Ville am Canal Grande schrieb der Baron auf den Meldezettel: „Baron Ernst von Saldis mit Frl. Nichte Rosina de Meauclair aus Belgien."

Rose hatte große Freude an der herrlichen Stadt; eine ganz besondere Genugthuung bereitete ihr aber die vornehme Verwelschung ihres durchaus nicht aristokratisch klingenden deutschen Namens. Die Umgestaltung

von Moockel zu Meauclair gefiel ihr ungemein, und sie nahm sich vor, diese wohlgefällige Variante künftig beizubehalten. Sie bestellte noch an demselben Tage bei einem Graveur Visitenkarten auf diesen neuen Namen lautend; sie machte die Bestellung sehr eilig, obwohl sie voraussichtlich wenigstens für die nächste Zeit doch wohl kaum in die Lage kommen durfte, von diesen Visitenkarten Gebrauch zu machen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Venedig las der Baron in den Wiener Blättern die Nachricht, daß ein Hochstapler, der sich Baron von Stossow nenne, ein Wiener Geschäftshaus um eine ansehnliche Summe geprellt und sich mit einer jungen Dame, die er als seine Nichte ausgegeben, aus dem Staube gemacht habe. Er habe auch, nachdem er längere Zeit hindurch seine Hotelrechnung regelmäßig bezahlt, die Begleichung der letzten und beträchtlichsten in der Eile der Abreise vergessen, dafür allerdings seine und seiner Nichte Effekten zurückgelassen, deren Gesamtwert indessen hinter der Höhe der Hotelschuld noch weit zurückbleibe.

Der Herbst war wundervoll. Aber für die Schönheiten der Natur und Kunst und besonders für die Ehrwürdigkeit der geschichtlichen Denkmäler besaß Fräulein Rosina de Meauclair doch nur eine geringe Empfänglichkeit.

Sie war des unsichern Daseins an der Seite des undurchsichtigen Barons überdrüssig geworden. Und dann war er auch lange nicht mehr so liebenswürdig wie früher und auch nicht mehr so freigebig. Das hatte wahrscheinlich seinen guten Grund. Baron Saldis mußte wohl haushälterisch sein. Sie hatte sein Portefeuille gelegent-

lich erwischt und sich überzeugt, daß er alles in allem nur noch sechshundert Gulden besaß. Die Herrlichkeit mußte also ihrem Ende entgegengehen, wenn der Baron sich nicht neue Mittel beschaffte. Und das schien ihm jetzt schwer zu werden. Er schrieb freilich viel Briefe, aber die Antworten befriedigten ihn durchaus nicht.

Zu alledem kam noch, daß der Baron in jüngster Zeit eifersüchtig zu werden anfing.

Er hatte dazu freilich einige Veranlassung. In demselben Maße, in dem Baron von Saldis in der Gunst und im Vertrauen des Fräulein Rosina de Meauclair sank, erwarb sich ein junger, reicher Kaufmannssohn aus Hamburg, Namens Ludwig Otter, der seit einem halben Jahre unterwegs war, Aegypten und ganz Italien durchstreift hatte und nun seit vierzehn Tagen in der Lagunenstadt verweilte, um demnächst über München und Berlin nach seiner Geburtsstadt zurückzukehren, die Zuneigung der jungen Dame.

Sie hatten sich im Hotel kennen gelernt. Herr Otter, der etwa achtundzwanzig Jahre alt war, war ein sehr galanter Mann. Es wurden gemeinsame Ausflüge gemacht, Gondelfahrten nach dem Lido; kurzum seit einigen Tagen war Herr Otter immer der dritte im Bunde, und er ließ es sich, trotz des lebhaften Widerspruchs des Barons, nicht nehmen, die Zeche regelmäßig allein zu zahlen.

Ludwig Otter war ein ganz gescheiter und sehr liebenswürdiger Mensch und von leichtem, unternehmendem Sinn. Gerade seiner tollen Streiche wegen hatte ihn der Herr Papa auf Reisen geschickt, in der freilich nicht ganz ge-

rechtfertigten Hoffnung, daß der Herr Sohn etwas vernünftiger heimkehren werde.

Ludwig hatte das Verhältnis zwischen dem Baron und seiner Nichte natürlich sofort durchschaut, und sein geübtes Auge hatte auch das Wesen dieser allerdings sehr anmutigen und reizvollen Nichte wohl erkannt. Die Eroberung des klugen und hübschen Fräulein Rosina war nun sein einziger Gedanke. Trotz des wachsenden Argwohns des Barons glückte es ihm doch, mit Rosinen, die übrigens das eifrigste Entgegenkommen zeigte, sich im geheimen völlig zu verständigen. Es wurde ein vollkommener Schlachtplan entworfen, und bei Rosinens besonderer Veranlagung für taktische Simulationen gelang dieser Plan glänzend.

Rosina hatte sich leidend gestellt und war den ganzen Tag zu Hause geblieben. Um acht Uhr abends legte sie sich zur Ruhe und bat ihren Freund, wenn er später nach Hause käme, sich möglichst geräuschlos zu verhalten, da sie nicht aus dem Schlaf aufgeweckt werden möchte. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein. Sie hörte den Baron gegen zehn Uhr heimkehren. Sie hatte sich längst wieder angezogen, saß am offenen Fenster und blickte in angenehmer Erregung auf das ruhige, dunkle Wasser des Kanals. Von Zeit zu Zeit vernahm sie das plätschernde Einschlagen der Ruder und das hohe Johlen der Barkenführer beim Einbiegen in die Seitenkanäle. Es war ein stiller, warmer Herbstabend zur Zeit des Neumonds, die geheimnisvolle Stadt lag in tiefem Dunkel.

Sie hielt den Atem an, schlich an die Thür zum Nebenzimmer und horchte. Es war alles ruhig. Der Baron schien bereits eingeschlafen zu sein.

Sie kehrte auf ihren Beobachtungsposten am Fenster zurück. Von San Marco schlug es halb elf.

Da hörte sie wieder das Plätschern des Wassers und Ruderschlag. Die schwarze Gondel legte an der Marmortreppe des Hotels an. Rosina wehte mit ihrem Taschentuche aus dem Fenster und sah dann, wie unten im Dunkel ebenfalls etwas Weißes sich bewegte.

Sie öffnete leise die Thür zum Korridor, schlich behutsam an der Thür des Nebenzimmers vorüber, und eine Minute darauf hatte sie den Fuß auf die Gondel gesetzt.

Ludwig war ihr beim Einsteigen behilflich. Der Portier hatte ein wenig gelächelt.

„Ja, in Venedig weht wirklich eine eigentümliche Luft! Der arme Baron von Saldis!“ sagte er für sich, als die Gondel abstieß.

Um halb zwölf verließ der Zug Venedig. Diesmal hatte sich Rosina ohne Schmerz von ihren Sachen getrennt. Nur um den schönen großen Koffer that es ihr leid. Aber Ludwig war ganz der Mann, um sie für alle Verluste schadlos zu halten. Das wußte sie ganz bestimmt, und in ihm täuschte sie sich ebensowenig, wie sie sich in dem Baron getäuscht hatte. Ihr neuer Freund hatte ihr sogleich das vollste Vertrauen eingeflößt. Da waren ohne allen Zweifel solide und geordnete Verhältnisse. Sie hatte an der ganzen Art und Weise seines Auftretens sofort gemerkt, daß Herr Otter ein reicher junger Mann war, der gern und viel Geld ausgab.

Als der Baron am anderen Morgen an die noch immer verschlossene Verbindungsthür zum Zimmer seiner

Nichte klopfte, erhielt er keine Antwort. Er klopfte stärker. Vergeblich. Er trat nun vom Flur aus in Rosinens Stube. Das Nest war leer und der Vogel ausgeflogen. Der Koffer und die in Triest erstandenen Sachen waren zur Stelle. Der Baron war sehr bestürzt. Er dachte zunächst an einen Unfall . . .

Darüber beruhigte ihn indessen der Portier, der ihm, diesmal ohne zu lächeln und mit Wahrung der Würde, die Mitteilung machte, daß Fräulein de Meauclair gestern abend zwischen halb elf und elf in einer Gondel abgeholt worden sei. Auf die weitere Frage des Barons, ob Herr Otter schon ausgegangen sei, meldete der Portier, daß Herr Otter bereits gestern nachmittag seine Rechnung gezahlt und sein Gepäck nach dem Bahnhof habe befördern lassen. Herr Otter habe wahrscheinlich mit dem Nachtkurierzuge Venedig verlassen und dürfte um diese Stunde etwa in Bozen sein.

Diese Auskunft genügte dem Baron vollkommen. Er forderte gleichfalls seine Rechnung und übersiedelte noch im Laufe desselben Vormittags nach einem anderen Hotel . . .

Am Nachmittag kamen die beiden jugendlichen Reisenden wohlbehalten und in bester Laune in München an. Herr Otter händigte Fräulein de Meauclair eine größere Summe ein, um ihr die Möglichkeit zu bieten, sich abermals zu equipieren, und die junge Dame, die sich in dieser Beziehung schon eine gewisse Fertigkeit angeeignet hatte, erledigte das schnell und gut.

Diesmal hatte sie sich selbst in das Fremdenbuch als Rosina de Meauclair eingetragen und ihren Namenszug mit einem kühnen Schnörkel versehen. Auch auf ihrem

neuen schönen Koffer, ihrer Wäsche und überall, wo das Namenszeichen irgend anzubringen war, war zwischen die Anfangsbuchstaben ihres Vor- und Zunamens das kleine de eingeschoben; ihre Taschentücher hatten sogar die Krone, mit einigen Zacken zuviel.

Während ihres mehrwöchentlichen Aufenthaltes in München amüsierten sich die jungen Leute königlich. Sie hatten beide aneinander Gefallen gefunden. Rosina sah wirklich bildhübsch aus. Sie benahm sich tadellos. Sie war immer heiter und guter Dinge, und Ludwig Otter war stolz auf seine Eroberung und auf die neidischen Blicke, die auf ihn fielen, wenn er mit Rosina in der Loge erschien. Er überhäufte sie mit reizenden Geschenken, und sie nahm sie dankbar entgegen: Fächer, Opernglas, Schirme, Handschuhe — alles, was der gute Ludwig herbeischleppte.

Nur eines verbat sie sich in anmutiger Weise: sie wollte durchaus keinen Schmuck haben — und diese Laune dünkte Herrn Otter ganz erträglich. Sie trug in der That, außer einer einfachen goldenen Brosche am Kragen, nicht den geringsten Schmuckgegenstand, keinen Ring, keine Armspange, kein Halsband — nichts von Gold und Steinen, immer nur einige frische Blumen.

In diesen lustigen Tagen erledigte Rosina jedoch auch ein ernsthaftes Geschäft: sie schrieb an Frau Toni Tagmeier, Margareten, Wien, erzählte ihr Ausführliches von ihrem Glücke und bat sie schließlich um postsichere Zusendung des Täschchens. Vier Tage darauf kam das eingeschriebene Paket richtig an, Ludwig besorgte die Zollabfertigung, die keinerlei Schwierigkeit machte, und als

er von Rosina hörte, daß ihr die Bibel als teures Familienstück — das Konfirmationsgeschenk ihrer seligen Mutter — das Liebste auf Erden wäre, und daß sie in dem Strumpf ihre kleine Erbschaft verborgen habe, lächelte er gerührt und schenkte ihr eine schöne feuerfeste Schatulle, die groß genug war, um die Bibel und ihr Vermögen in sich zu fassen. Es war ihm eine besondere Genugthuung, bei diesem Anlaß in taktvoller Weise das bescheidene Kapital seiner liebenswürdigen jungen Freundin noch um eine anständige Summe in glänzenden Goldstücken, die in dem besonders verschließbaren Tresor der Schatulle ein angemessenes Unterkommen gefunden hatten, vermehren zu dürfen.

Rosina war überglücklich. Auch abgesehen von dem goldigen Inhalte war ihr der eiserne Kasten das liebste und nützlichste Geschenk, das sie je bekommen hatte. Sie umschlang ihren feinfühligen Freund und küßte ihn herzlich.

Herr Otter hatte auf seiner großen Reise mancherlei Interessantes gesehen und großartige Schönheiten bewundert; aber er meinte, schöner als in dem lieben deutschen Vaterlande sei es doch nirgends.

Für Herrn Otter hatte auch der November keineswegs jene Traurigkeit, die die Dichter diesem Stiefkinde unter den Monaten zuschreiben.

Im November war er zu den Seinigen zurückgekehrt, und die Freude war groß. Aber sie währte für den älteren Herrn Otter Vater nicht allzu lange. Die Stirn des würdigen Kaufmanns umdüsterte sich. Er hatte erfahren, daß sein Sohn Ludwig von der Reise eine jugendliche und sehr hübsche und fesche Begleiterin mitgebracht,

die er in Bergedorf eingemietet hatte, und bei der er seine Abende in des Wortes weitester Bedeutung verbrachte.

Herr Otter der Aeltere hatte mit seinem Sohne eine lange Auseinandersetzung über die völlige Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche des kalten Nordens und der mittäglichen Länder, die in dem bestimmten Verlangen gipfelte, daß die „Person", wie Herr Otter der Aeltere Fräulein Rosina de Meauclair etwas geringschätzig nannte, sofort aus Hamburg und Umgebung entfernt werde — und zwar weit entfernt. Im Falle der Nichterfüllung dieser Forderung war Herr Ludwig Otter von so starken Unannehmlichkeiten bedroht, daß dadurch nicht bloß seine gegenwärtige Lebensstellung, sondern sogar seine ganze Zukunft gefährdet erschien. Da war also nicht zu spaßen, denn Herr Otter der Aeltere war bei aller Liebe für seinen Sohn und bei aller Großartigkeit in Geldsachen mitunter gar kein spaßhafter Mann.

Mit aufrichtigen Thränen des Schmerzes trennten sich Ludwig und Rosina.

Was nützte es Rosina, daß ihr Freund sie mit der Versicherung beruhigte, er werde sie nie im Stich lassen, und sie könne immer auf ihn zählen, wenn sie seiner bedürfe? Was nützte es ihr, daß er ihr eine genügende Summe zur Verfügung gestellt hatte, um auf ein Jahr, ja länger, wenn sie sich etwas einrichtete, ein sorgenfreies Dasein zu führen? Sie hatte ihren Ludwig in der Zeit ihres viermonatlichen Beisammenseins wirklich liebgewonnen. Nach Berlin wollte sie auf keinen Fall gehen! Das ganze Deutschland war ihr vergällt! In der Fremde wollte sie ihren Schmerz zu vergessen suchen.

Dem Hamburger Freunde lag es da am nächsten, seiner Rosina London als künftigen Aufenthalt vorzuschlagen, um so mehr, als er selbst wenigstens zwei-, dreimal im Jahre geschäftlich in London zu thun hatte. Und in der großen, großen Stadt würden sie sich, unbehelligt von den Blicken neugieriger Klatschbasen, immer wiedersehen können. Das leuchtete Rosinen vollkommen ein.

Ludwig gab seiner Freundin einige gute Adressen, bestellte selbst ein Zimmer für sie, sorgte dafür, daß sie vom Steamer abgeholt wurde, empfahl sie noch besonders an einen Freund, von dem er voraussetzen durfte, daß er sein Vertrauen nicht täuschen werde — und er war nicht mißtrauisch, er wollte es nicht sein —, und in den ersten Dezembertagen brachte er Rosinen ans Schiff.

Darauf teilte er seinem Vater mit, daß dessen Befehl vollstreckt sei, und der ältere Herr Otter schloß seinen guten Sohn gerührt in seine Arme.

Rosina de Meauclair fand sich mit wunderbarer Schnelligkeit in die Verhältnisse der riesigen Stadt. Sie befreundete sich schnell mit der Tochter ihrer Wirtin, die ungefähr in ihrem Alter war, obwohl der Austausch freundlicher Gesinnung zwischen den beiden durch den Umstand, daß die eine kein Wort deutsch, die andere kein Wort englisch verstand, zunächst einigermaßen erschwert wurde. Die Wirtstochter, Miß Arabella Parking, war ein anständiges Mädchen, und Miß Rosina hatte jetzt gar keine Veranlassung, anders zu sein. Jetzt würde es dem Baron und Ludwig Otter nicht mehr geglückt sein, ihre Gunst im Fluge zu erobern. Ludwigs Freund, der sich

Rosinens in onkelhafter Weise annahm, sandte die befriedigendsten Berichte nach Hamburg.

Nach einigen Wochen verstanden sich die neuen Freundinnen schon ziemlich gut, und im Frühjahr 1881 sprach Rosina zwar nicht korrekt, aber ganz geläufig englisch. Nun nahm sie auch einen Lehrer, und Rosina, die mit den Regeln ihrer Muttersprache auf dem Fuße der ausgesprochensten Gleichgültigkeit stand, machte sich mit der Grammatik der englischen recht wohl vertraut.

Das ruhige Einerlei der Familie war ihr mit der Zeit natürlich etwas langweilig geworden. Die leider zu seltenen Besuche des guten Ludwig genügten ihrem Bedürfnisse nach Zerstreuungen auch nicht vollkommen. Aber Mädchen, wie diese Rosina, strecken ihre Fühlhörner immer nach der richtigen Seite aus.

Sie fand außer Arabella, mit der sie nach wie vor im allerbesten Einvernehmen blieb, noch eine andere Freundin, die im Nachbarhause wohnte. Die Bekanntschaft war ganz allmählich durch sich wiederholendes Anlächeln von Fenster zu Fenster gemacht worden. Die beiden kannten die internationalen Geheimzeichen der galanten Gilde. Die Nachbarin, Miß Dora Draker, war Choristin an Her Majestys Theatre — eine liebliche frische Blondine, sehr übermütig und im Kreise der jungen Londoner Lebemänner sehr geschätzt.

Rosina und Dora fanden großes Gefallen aneinander, und nun verging kaum eine Woche, ohne daß die beiden nicht zusammen in lustiger Gesellschaft einen vergnügten Abend verbracht hätten.

Rosina führte nun ein Leben ganz wie sie es sich

wünschte. Sie fühlte sich wohl in der Familie Parking, und wenn es ihr da ein bißchen gar zu ehrbar wurde, suchte sie Miß Dora auf und zerstreute sich mit dieser auf andere Weise. Sie hatte alles, was sie brauchte, und keine Sorge.

Dazu kam nun noch eine sehr ernsthafte Beschäftigung, die sie neuerdings ersonnen hatte, — eine reizvolle, aufregende Beschäftigung, die ihren Geist in Anspruch nahm, ihren Scharfsinn anstachelte, ihre Mußestunden füllte.

Rosina war nun etwa ein Jahr in London, und sie hatte von der Stadt genug gesehen, um sich davon zu überzeugen, daß es auf der ganzen bewohnten Erde kaum einen Platz gab, der zur Verwertung „ihrer" Steine und Perlen so geeignet wäre wie dieser.

Das Herz pochte ihr mächtig, als sie eines Abends zu später Stunde in ihrem Zimmer, in dem sie sich völlig unbelauscht wußte, die schwere eiserne Schatulle aus dem verschlossenen Koffer hob, auf den Tisch setzte, sie öffnete und die alte Bibel, die sie vor zwei Jahren beim Antiquar in der Neuen Königstraße für fünfundsiebzig Pfennige gekauft hatte, herausnahm.

Zwei Jahre nur! Wirklich nur zwei Jahre!

Sie schüttelte den Kopf. Es dünkte sie eine Ewigkeit! . . .

Und doch war es ihr jetzt wieder, da sie das alte Buch in der Hand hielt und eine gewisse Scheu empfand, es zu öffnen — es war ihr, als sei es gestern, als sei es eben geschehen! Sie sah Wildicke — den armen Burschen hatte sie fast vergessen, wie mochte es ihm jetzt er-

gehen? — sie sah ihn leibhaftig vor sich, wie er mit kräftiger Faust das kurzstielige Messer einsetzte und sich mit voller Wucht darauf stemmte, sie hörte das Knacken des Tisches, sie sah sich selbst, ihre vollen bloßen Arme ... es hatte doch auch seinen Reiz gehabt, trotz allem Jammer und alledem!

Sie schlug das Buch auf. Der papierne Schrein war unversehrt.

Mit dem Ballen der Rechten drückte sie die oberen aufgeklebten Seiten durch und riß dann ein genügend großes Loch, um die kleinen papiernen Paketchen, die sie selbst angefertigt hatte, herauszuschütteln. Bei dem sehr unheiligen Geschäfte dieser Ausschüttung empfand sie etwas merkwürdig Weihevolles.

Und nun wickelte sie die Steine und Perlen sorgfältig aus ihrer Hülle, legte die Papierchen beiseite und ordnete die Pretiosen. Sie zählte: 41 Steine, 31 Perlen. Es war alles in Ordnung. Und wie damals nahm sie den einen und anderen der schönsten Brillanten und Saphire, behauchte sie, ließ sie unter der Lampe glitzern und freute sich über das feurige Gefunkel.

Endlich legte sie die Kostbarkeiten in das Plüschetui ihres Opernglases und verschloß alles, auch die überflüssig gewordene Bibel, die der gelegentlichen Vernichtung entgegensah, wieder in den eisernen Kasten. Die Papierchen warf sie ins Feuer.

Am anderen Tage eröffnete sie ihr Geschäft, das sie während der folgenden Monate andauernd in Anspruch nahm. Es fiel ihr ein, daß es zu dessen unverfänglichem Betriebe vielleicht zweckmäßig sei, wenn sie in Trauer er-

ſcheine. Sie gab daher der teilnahmvollen Familie Parking Kunde von dem betrübenden Dahinſcheiden ihrer Tante, der Baronin von Stoſſow, die ſie ſehr geliebt habe, und beſtellte bei einer guten Schneiderin eine vornehme vollſtändige Trauertoilette. Gleichzeitig leitete ſie ihr erſtes Geſchäft ein.

Sie nahm einige der koſtbaren Steine und begab ſich zu einem großen Juwelier. Sie ließ dieſelben einfach faſſen, nach dem Rate des Juweliers als Armband. Sie drang auf größte Einfachheit der Faſſung. Sie haſſe das vordringliche Gold und wolle eben nur die Steine zur Geltung bringen. Der Juwelier begriff das in dieſem Falle vollkommen, die Steine ſeien in der That von auserleſener Schönheit. Sie unterrichtete ſich im weiteren Geſpräche nach dem annähernden Werte.

Nach acht Tagen durfte ſie die Arbeit abholen. Sie war mit der Ausführung zufrieden, zahlte und ging.

Diesmal war ſie in tiefer Trauer. Sie fuhr mit der Bahn nach einer anderen Stadtgegend und ſuchte und fand da einen anderen Juwelier.

Dieſem erzählte ſie, daß ſie von einer teuren Anverwandten ein ſehr ſchönes Armband geerbt habe, das ſie gern verkaufen möchte. Der Juwelier prüfte die Steine, erkannte die Faſſung als die Arbeit eines erſten Londoner Goldarbeiters und bot einen Preis, der der Taxe ſeines Kollegen ungefähr entſprach. Die Dame nannte ihren Namen: Baronin von Stoſſow, gab ihre Adreſſe an: eine völlig unverfängliche Adreſſe. Sie ſah vornehm aus, ſie war elegant gekleidet, ihr Auftreten war ruhig und ſicher. Es lag nicht der geringſte Anlaß vor, die

Verkäuferin zu beargwöhnen. Der Verkauf wurde perfekt und die Dame empfahl sich mit einer leichten Kopfbewegung.

Rosina kam achtzig Pfund Sterling reicher nach Hause als sie ausgegangen war.

In ganz ähnlicher Weise, nur mit zahllosen Varianten in Einzelheiten, setzte sie ganz allmählich die Steine und Perlen, die früher der Gräfin Juliane von Iseneck gehört hatten, in klingende Münze um.

In ihren Hauptzügen war die Manipulation immer dieselbe: daß sie die Juwelen in dem einen Stadtviertel einfach fassen ließ und in einem anderen verkaufte, und sich bei dem einen Juwelier immer danach erkundigte, was der andere ihr ungefähr zu zahlen hatte. Sie führte genau Buch über ihre Geschäfte. Die Kosten der Fassung spielten keine Rolle, sie wurden als Geschäftsspesen betrachtet. Alles das wickelte sich vollkommen glatt und in der unauffälligsten Weise ab.

Sie hatte im Verlaufe von zehn Monaten auf diese Weise mit sechzehn Juwelieren der kolossalen Stadt, die oft meilenweit voneinander entfernt wohnten, Verbindungen angeknüpft, alles in allem so ein Kapital von über dreitausend Pfund Sterling zusammengebracht und dazu noch so und so vielen großen Goldschmieden zu einem guten Geschäfte verholfen.

Als das letzte dieser Geschäfte abgeschlossen war, als sie die sauberen Noten der Bank von England überzählte und sich klar machte, daß sie von dem Erlöse ihres Juwelenhandels und den Zuwendungen ihres treuen Freundes Ludwig Otter, der sich bei seinem letzten Aufenthalte

endgültig mit ihr abgefunden hatte, da er als solider Ehemann demnächst ein neues Leben anfangen mußte, ein Vermögen von nahe an siebzigtausend Mark besaß, als sie sich vergegenwärtigte, daß sie nun nichts mehr zu verbergen hatte, daß jeder sachliche Zeuge für ihren Zusammenhang mit dem Verbrechen in der Wilhelmstraße beseitigt war, daß der Mantel mit der Lamoralspitze irgendwo in Wien von den Motten zerfressen wurde, und die Steine und Perlen in allen möglichen Fassungen über das riesige London zerstreut und von da inzwischen vielleicht schon wieder in aller Herren Länder weitergewandert waren, — da überkam sie ein mächtiges, unbezwingliches Sehnen nach der Heimat.

Es hatte sie ja schon oft stark angefaßt, aber die Furcht vor Gefahren, die ihrer dort möglicherweise harrten, hatte es erstickt.

Ihre großen Erfolge in London hatten ihr nun aber ein Gefühl behaglicher Sicherheit gegeben. Zwei und ein halbes Jahr waren verflossen, seitdem sie den Anhalter Bahnhof verlassen hatte, um ihre gute Toni in Wien aufzusuchen. Wer kümmerte sich noch um den Einbruch im Palais Ifeneck und um die freigesprochene Rose Moockel?

Und sie war nun einmal eine Berlinerin, die doch nur in Berlin leben und atmen und ihres Daseins wirklich froh werden konnte.

In Wien war es ja sehr lustig gewesen, und in Venedig wunderschön! Sie hatte vielleicht nie mehr gelacht als in München und sich nie befriedigter gefühlt als in dem kleinen Bergedorf. Die erstarrende Groß-

artigkeit Londons empfand sie sehr wohl. Alles das war ja ganz richtig!

Aber so schön und lustig und großartig all die Städte auch waren, in die sie die Laune des Schicksals geführt hatte, — sie waren eben anders als Berlin, und sie wollte es just so haben, wie es in Berlin war, so staubig und ordentlich, so laut und geregelt, so grob und gemütlich, — so unbeschreiblich, so berlinerisch, gerade so!

Sie sehnte sich danach, wieder einmal einen Schutzmann zu sehen, dem sie früher in den tollen Jahren ihrer Jugend immer mit einer starken Kurve ausgewichen war, und die frechen Blumenverkäufer und Streichholzmädchen an der Ecke der Linden. Sie sehnte sich danach, wieder einmal eine unverschämte Bemerkung von einem Gassenjungen im unverfälschten Dialekte der teuren Heimat zu hören, mit einem alten, unrasierten Droschkenkutscher zweiter Klasse eine vertraute Unterhaltung zu führen und im langsamsten Zockeltrabe über das mangelhafte Pflaster in den entlegenen Vierteln zu holpern, sie sehnte sich nach dem Staube an den Zelten und einer Weißen, um ihn herunterzuspülen; sie hatte Heimweh.

Im Oktober 1882 erklärte sie der aufrichtig betrübten Familie Parking, daß sie nach Deutschland zurückkehren werde. Arabella weinte heiße Thränen. Auch Miß Dora Draker war sehr traurig, eine so gute Freundin, die nie Spielverderberin gewesen war, zu verlieren.

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden getroffen. Und in der letzten Oktoberwoche verließ Rosina de Meauclair, nach sehr herzlichem Abschiede von ihren Londoner

Freunden und Freundinnen, bei denen sie das beste Andenken zurückließ, das grüne Eiland.

Rosina de Meauclair stieg in einem Lindenhotel ab. Sie war selig, wieder in Berlin zu sein, ohne daß sie darüber Rechenschaft zu geben vermocht hätte, weshalb sie sich hier so glücklich fühlte.

Sie lebte im Hotel sehr zurückgezogen, ausschließlich damit beschäftigt, sich ein neues Heim zu gründen. In der Krausenstraße, hart am Dönhoffsplatz, fand sie eine passende Wohnung, aus vier Zimmern und Zubehör bestehend, die sie mit großer Sorgfalt, Umsicht und gutem Geschmack sehr nett und zierlich einrichtete, und am 1. Januar 1883 zog sie in ihr neues Reich ein. Sie hatte einstweilen nur eine Köchin gemietet, die auch sonst im Haushalt mitarbeiten mußte. Für die gröberen Arbeiten kam jeden Morgen eine Aushilfefrau, und Rosina selbst hatte Freude daran, in ihrer hübschen neuen Wirtschaft fleißig mit Hand anzulegen.

So erstaunlich der Aufschwung auch war, den Berlin als Hauptstadt des Deutschen Reiches in den letzten zehn Jahren genommen hatte, in mancher Beziehung hatte es sich den weltstädtischen Charakter doch noch nicht aneignen können.

Das Auftauchen einer Dame wie Rosina de Meauclair, auf die in London kein Mensch sonderlich geachtet hatte, erregte in Berlin in den Kreisen, die für solche Erscheinungen überhaupt einiges Interesse besitzen, sehr bald nicht geringes Aufsehen. Die jungen Herren des Klubs und der Börse, und auch die älteren, die leichtlebigen wohlhabenden Junggesellen, und auch Ehemänner,

wußten bald, daß am Dönhoffsplatz eine sehr elegante, sehr anmutige Dame, die auch eine vortreffliche Bildung empfangen hatte — denn sie sprach vorzüglich englisch und deutsch und war jedenfalls französischen Ursprungs —, sich eine Wohnung sehr hübsch eingerichtet habe, und daß diese junge Dame sich in einer unabhängigen Lebensstellung zu befinden schien. Man nannte auch schon den einen und den anderen, dem es gelungen sei, mit der offenbar nicht leicht nahbaren Dame bekannt zu werden. Sie hatte auch schon zu einer kleinen Festlichkeit, an der sich einige junge Künstlerinnen beteiligten, eine Einladung angenommen und durch die Anmut und Vornehmheit ihres Wesens alle Welt bezaubert.

In diesen Kreisen, die von einer Rose Moockel nie etwas gehört hatten, verkehrte jetzt Rosina de Meauclair, da fühlte sie sich heimisch und gemütlich.

Da fand sie auch einen guten Bekannten, der in Börsensachen sehr bewandert war und sich glücklich schätzte, seiner reizenden Freundin den Gefallen zu erweisen, sechzigtausend Mark, die sie ihm in englischen Noten übergab, in sicheren, zinsbringenden Papieren vorteilhaft anzulegen. Er erbot sich mit Freuden zu jeder Auskunft in kaufmännischen Fragen und erlaubte sich, seine anmutige Geschäftsfreundin im Laufe der nächsten Wochen an einigen Börsengeschäften zu beteiligen, mit denen auf keinen Fall ein Verlust verbunden sein konnte, und die einen ganz hübschen Gewinn abwarfen. Rosina de Meauclair, in der der Erwerbssinn normal entwickelt war, hatte gegen diese Art von Geschäften keine Einwendungen zu erheben.

Durch die überlegte Einfachheit ihrer geschmackvollen Toiletten und den gänzlichen Mangel an Schmuck, durch ihr zurückhaltendes Benehmen, die Ruhe und Spärlichkeit ihrer gemessenen Bewegungen, durch ihr leises Sprechen — mit einem Worte: durch ihre Unauffälligkeit, unterschied sich Rosina durchaus von jenen Damen, zu denen sie früher als zu ihren kaum erreichbaren Idealen aufgeblickt hatte, und die sie jetzt einfach nicht mehr bemerkte.

Sie hatte etwas ungemein Ansprechendes, beinahe Kindliches in ihrer ganzen Erscheinung, und es kam vor, daß junge Mädchen ihre Mütter auf die reizende Dame aufmerksam machten und sich nach ihr erkundigten, daß die Mütter die Dame durch ihr Glas musterten, das freundliche Urteil ihrer unschuldigen Töchter teilten und deren Frage ohne Verlegenheit beantworteten: „Wirklich eine reizende Dame! Jedenfalls eine Fremde!“

Dieses Fräulein Rosina de Meauclair war es nun, die Bertha Schmider an einem schönen Junitage aufsuchte.

XVII.

Bertha Schmider war mit Rose Moockel alles in allem kaum ein halbes Dutzend mal zusammengekommen. Das war vor beinahe vier Jahren gewesen, zur Zeit, als mit Wildicke und Hotte der Einbruch im Isenecksschen Palais verabredet und vorbereitet worden war. Dann hatte sie Wildickes damalige Geliebte erst auf der Anklagebank wiedergesehen und seitdem nicht wieder. Darüber waren nun abermals mehr denn drei Jahre verflossen.

Sie erinnerte sich der Rose als eines unbedeutenden, beschränkten Mädchens, das sich an der Unterhaltung nie beteiligte und immer gemütlich lächelte, als einer frischen, etwas derben, bäuerisch wirkenden Person mit ungeschickten Bewegungen. Denselben Eindruck des Schwerfälligen, Unbeholfenen und Thörichten hatte sie auch von Rosens Verhalten während der Verhandlungen gewonnen.

Bertha fühlte sich unendlich erhaben über diese plumpe dumme Trine, und sie legte Wert darauf, sie diese Ueberlegenheit gleich bei dem ersten Zusammentreffen deutlich fühlen zu lassen. Sie nahm sich vor, sowohl durch die äußere Wirkung ihrer vornehmen Erscheinung, als auch

durch ihr geistiges Uebergewicht Rosen niederzudonnern, um dann der Besiegten ihre Bedingungen zum Friedensschlusse aufzuerlegen.

Bertha war nicht gemeint, sich etwa mit einer kärglichen Gabe abfinden zu lassen; es gelüstete sie vielmehr nach dem Löwenanteil an der Beute, von der ja, nach den ihr gegebenen Mitteilungen, noch Erkleckliches vorhanden sein mußte.

Bertha verwandte daher auf ihre Toilette heute eine ganz besondere Sorgfalt. Sie legte ihr gefälligstes Sommerkleid an, setzte ihren kleidsamsten Hut auf, zog ein Paar ganz neue schwedische Handschuhe an und nahm ihren neuen Schirm. Sie betrachtete sich aufmerksam und war mit sich zufrieden. Sie machte auch in der That einen sehr vorteilhaften Eindruck, und unter den Mädchen ihres Standes hätte kaum eine den Vergleich mit ihr ausgehalten.

Leichtfüßig und ohne Ueberhastung begab sie sich nach der ihr bezeichneten Wohnung, im ruhigen Bewußtsein eines leicht zu erringenden Sieges.

Sie war sich nur noch nicht darüber im klaren, ob sie sofort einen gewaltsamen Ausfall machen und die Arglose und Unvorbereitete mit einem Schlage niederstrecken, oder ob sie auf diplomatischem Wege vorgehen, sich in das Vertrauen der einfachen Person einschleichen, ihr ein Geständnis entlocken und dann erst ihre vorteilhafte Position verwerten solle. Die Entscheidung, ob sie Gewalt oder List anzuwenden habe, wollte sie von Rosens Benehmen abhängig machen.

Ein spöttisches Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen,

als sie auf dem Messingschilde im zweiten Stock den Namen „Rosina de Meauclair" las.

Sie schellte.

Dem öffnenden Mädchen sagte sie mit kalter Vornehmheit:

„Wollen Sie mich bei Ihrem Fräulein melden: Fräulein Bertha Schmider."

Das Mädchen kam sogleich zurück und bat das Fräulein einzutreten.

Bertha war einigermaßen überrascht, sich in einem sehr hübschen und geschmackvollen kleinen Salon zu befinden, der zu der Persönlichkeit der Besitzerin, wie sie ihr vorschwebte, ganz und gar nicht taugen wollte.

Sie war aber geradezu sprachlos vor Erstaunen, als sich gleich darauf die Thür öffnete und eine wunderhübsche, sehr elegante junge Dame in einem cremefarbenen Schlafrock mit cremefarbenem Plüschbesatz eintrat und ihr mit gewinnendem Lächeln die wohlgepflegte, weiße volle Hand zum Gruße reichte.

Sah sie denn wirklich mit wachem Auge jene Rose Moockel vor sich, die mit halb offenem Munde Wildicke angegafft und bei dessen beredten Vorträgen beständig gelächelt hatte, ohne ihn zu verstehen?

Rose war schlanker geworden, sie schien gewachsen zu sein, sie hatte sich erheblich verschönt, sie verriet nicht die geringste Befangenheit bei der Begrüßung, — Bertha war ganz aus dem Konzept gekommen!

„Fräulein Bertha!" redete Rosina ihren Besuch an. „Das ist eine Ueberraschung! eine frohe Ueberraschung! Wie haben Sie denn erfahren? . . . aber darauf kommt

nichts an! Vor allen Dingen setzen Sie sich und erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist und wie es Ihnen geht."

„So leidlich, Fräulein Rose . . ."

„Pst!" machte Rose, schalkhaft lächelnd, indem sie den Zeigefinger an die Lippen legte. „Fräulein Rosina, wenn es Ihnen beliebt! Mit der Rose habe ich völlig gebrochen. Ich erzähle Ihnen das nachher . . . Also es geht Ihnen gut? Das freut mich herzlich."

„Nicht gut, kaum leidlich, — jedenfalls nicht so gut wie Ihnen!"

„Ja, Gott sei Dank, ich darf nicht klagen . . ."

„Nun, Fräulein Rosina, ich habe harte Zeiten durchgemacht . . ."

„Ja, Fräulein Bertha, das kann ich mir ja denken . . ."

„Und keinem anderen habe ich's zu verdanken, als Ihrem Wildicke!"

„Er hat längst aufgehört, mein Wildicke zu sein. Aber ich will ihm nichts Böses nachsagen, das wäre schlecht von mir! Zu mir ist er immer gut gewesen!"

„Das weiß Gott!" versetzte Bertha mit Bitterkeit. „Und niemand hat schwerer darunter zu leiden gehabt als ich!"

„Wieso?"

Bertha sah sich um.

„Es hört uns doch hier niemand?"

„Kein Mensch!" beruhigte sie Rosina. „Sprechen Sie nur ganz dreist!"

„Nun, Fräulein Rose — entschuldigen Sie, aber jetzt handelt es sich um die Rose von früher —, Sie

werden doch gemerkt haben, daß Wildicke mir alle Schuld aufgewälzt hat, um sie von Ihnen abzuwälzen."

„Von mir?" wiederholte Rosina lächelnd. „Sie irren sich! Meinetwegen brauchte er sich gar nicht anzustrengen. Er brauchte eben nur die Wahrheit zu sagen. Und das hat er gethan. Ich hatte ja mit der ganzen Sache nicht das geringste zu schaffen und war bloß durch meine alberne Gutmütigkeit hineingezogen."

„Aber, Fräulein, was wollen Sie mir gegenüber Komödie spielen? Wir beide wissen doch Bescheid?"

„Es scheint mir wirklich, daß Sie nicht Bescheid wissen. Ich spiele nicht Komödie, ich sage einfach die Wahrheit."

„Und von all den Sachen, die Wildicke Ihnen gegeben hat, sollte gar nichts übrig geblieben sein?"

„Das weiß ich nicht. Es ist vielleicht noch alles da! Mir ist die Neugierde, danach zu suchen, verleidet worden, das werden Sie sich wohl selbst sagen können. Was Wildicke mir übergeben hat, habe ich damals in die Mehnerstraße gebracht. Das ist alles, was ich von dem Verbleibe weiß. Und für meine Dummheit habe ich ein Vierteljahr im Untersuchungsgefängnis sitzen müssen, bis mir endlich mein Recht geworden ist."

„Sie haben alles in die Mehnerstraße gebracht?" fragte Bertha mit Betonung.

„Natürlich!" entgegnete Rosina einfach.

„Und was ist denn aus dem Gelde geworden?"

„Aus welchem Gelde?"

„Das Freeder Ihnen gezahlt hat."

„Nicht einen Pfennig hat er mir gezahlt! Nicht

einen roten Pfennig! Das war doch jedenfalls eine Sache, die Freeder mit Wildicke abzumachen hatte, und ehe es dazu kam, wurde Wildicke ja verhaftet."

„Es ist nicht hübsch von Ihnen, Fräulein," fuhr Bertha in verändertem, vorwurfsvollem Tone fort, „daß Sie einer alten Freundin gegenüber, die schwer hat büßen müssen, Versteck spielen. Wäre ich an Ihrer Stelle, wahrhaftig, ich würde anders handeln! Ich würde keine ruhige Stunde mehr haben, wenn ich mir sagen müßte, daß ich allein den Vorteil gehabt habe, und daß ich eine unglückliche Freundin, die drei Jahre im Gefängnisse gelitten hatte, übervorteile. Unrecht Gut gedeiht nicht, Fräulein Rose! Und es wird Ihnen noch einmal leid thun, das Gewissen wird Ihnen noch einmal schlagen, daß Sie so an mir gehandelt haben! Das habe ich nicht um Sie verdient!"

Bertha hatte sich selbst gerührt, und die Thränen traten ihr in die Augen. Mit dieser Rührung verband sich aber noch ein quälendes Gefühl des Verdrusses und der Enttäuschung über die gänzlich veränderte Stellung, die die beiden jetzt zu einander einnahmen. Sie hatte sich fest eingeredet, daß sie mit Rosen nicht viel Federlesen zu machen brauche, und nun saß sie einer Dame gegenüber, die ihr geistig zum mindesten ebenbürtig, am Ende sogar überlegen war, und deren ruhig vornehme äußere Erscheinung sie zu einer demütigen Stellung herabdrückte.

„Mein gutes Kind!" sagte Rosina teilnahmvoll, „Sie sind sehr aufgeregt, und ich nehme Ihnen Ihre Aeußerungen nicht übel. Von jedem anderen würden sie mich

beleidigen, und ich würde nicht so ruhig bleiben, wie ich es bin. Aber Sie irren sich eben vollkommen! Den Vorteil, den ich von der Sache gehabt habe, habe ich Ihnen schon gesagt: drei Monat Untersuchungshaft. Das ist alles! Und davon begehren Sie doch wohl keinen Anteil? Mich hat das Geschick für die unverdiente Strafe, die ich unschuldig erduldet habe, allerdings entschädigt. Ich habe Glück gehabt. Ich habe einen Ehrenmann kennen gelernt, der sich meiner angenommen hat, und ihm allein verdanke ich, was ich jetzt bin, was ich jetzt habe. Ich bin nicht reich — leider nichts weniger als das —, aber ich habe doch so viel, daß ich mir für die nächste Zeit keine Sorge zu machen habe. Und ich denke, dann wird man mir schon weiter helfen! Nun wissen Sie alles, Fräulein Bertha! Als armes Mädchen habe ich den letzten Bissen mit meinen Freundinnen geteilt, und das Glück hat mich nicht schlecht gemacht. Ich habe niemals eine Freundin in der Not verlassen, und wenn Sie mich brauchen, sagen Sie es mir! Ich habe, wie gesagt, nicht viel und muß selbst rechnen; aber über das Schlimmste werde ich Ihnen immer schon hinweghelfen können."

Also kein Anteil am Gewinn, ein Almosen war es, das Rosina der Bedrängten hochherzig anzubieten wagte! Es empörte Berthas Stolz. Aber zu gleicher Zeit regte sich in ihr doch die Begehrlichkeit. Sie glaubte Rosen kein Wort. Sie wußte nur nicht, wie ihr beizukommen war.

„Nein!" versetzte Bertha mit Würde. „So schlimm, wie Sie es sich denken, Fräulein, ist es um mich doch nicht bestellt, und mit den lumpigen paar Mark, die Sie mir leihen könnten, wäre mir nicht gedient . . "

„Eine Idee!“ rief Rosina aus, „vielleicht eine gute Idee! Jedenfalls könnten wir's probieren! Kommen Sie zu mir, Fräulein Bertha. Ich hoffe, wir werden uns vertragen . . .“

Bertha sah erstaunt auf.

„Ich suche schon seit längerer Zeit eine Gesellschafterin . . .“

Bertha erhob den Kopf und lächelte. Sie, Bertha Schmider, im Dienste einer Rose Moockel! Es war doch wohl nicht ernst gemeint?

„Eine Dame, mit der ich ausgehen kann, die mich ins Theater begleitet,“ fuhr Rosina unbefangen fort, „eine Freundin. Ich wollte mir schon eine Französin kommen lassen. Das hebt. Die Leute sind nun einmal so dumm, und man muß sie nehmen, wie sie sind. Aber Sie, Fräulein Bertha, würden mir auch zusagen. Sie sehen gut aus und benehmen sich richtig. Ich würde Ihnen ein anständiges Gehalt zahlen. Wir würden zusammen speisen. Vor der Welt würden Sie meine Freundin sein, oder eine Cousine, eine Schwester, wenn Sie wollen: Bertha de Meauclair klingt gar nicht schlecht — darüber könnten wir uns ja noch einigen. Sie würden durch mich nur in die beste Gesellschaft kommen. Sie sind hübsch und jung und distinguiert . . . Sie würden vielleicht auch Ihr Glück machen!“

Während Rosina also sprach, hatte Ihr Anerbieten den Charakter des Unmöglichen und Lächerlichen in Berthas Augen allmählich verloren.

„Darüber ließe sich reden,“ antwortete sie langsam, während sie den Blick senkte und mit ihrem Schirm das orientalische Muster des Teppichs nachzog.

Jetzt war ihr in der That die günstigste Gelegenheit geboten, sich in die Intimität Rosens einzuschmeicheln, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihr das Geheimnis zu entlocken. Und es mußte ihr gelingen. Es war ja unmöglich, daß Rose sich so völlig umgewandelt haben sollte. Sie war sicherlich nur eine Blenderin. Wenn Bertha ihr näher trat und ihre kleinen Kunststücke durchschaut hatte, so würde sie schon mit ihr fertig werden. Und von dem Verhältnis zwischen Herrin und Dienerin konnte hier offenbar gar keine Rede sein. Sie war doch sehr unvorsichtig, die arglose Rose, daß sie dem Wolf den Schafstall öffnete. Sie unterschätzte doch die frühere Freundin von Johann Hotte ganz gewaltig! Da konnten sich am Ende noch unerwartete Dinge ereignen . . . vielleicht auch so etwas, wie es Rosen vorschwebte. Denn so gut wie eine Rose Moockel konnte eine Bertha Schmider fürwahr ihr „Glück" machen!

„Versuchen können wir's auf alle Fälle! Wenn wir uns nicht vertragen, gehen wir eben wieder auseinander, und es bleibt wie es war!" ergänzte Rosina.

„Nun gut, Fräulein! Versuchen wir's!"

„Also abgemacht! Und von wann ab?"

„Am ersten Juli komme ich zu Ihnen."

„Als Freundin oder Verwandte? Mir ist's einerlei."

„Als Cousine."

„Dann duzen wir uns also. Es ist mir auch so viel bequemer. Also am ersten Juli ziehst du zu mir. Du bekommst ein hübsches Zimmer. Ueber alles andere werden wir uns schon verständigen."

„Ganz gewiß! Wir sehen uns bis dahin ja noch!"

„Natürlich. Du findest mich sehr viel zu Hause. Am Tage gehe ich fast nie aus!“

Bertha erhob sich.

Als sie sich vergegenwärtigte, in welchen Absichten sie Rose Moockel aufgesucht hatte, und mit welchem Ergebnis sie Rosina de Meauclair verließ, konnte sie sich der Komik der Situation doch nicht verschließen und mußte lächeln.

Auch Rosina war aufgestanden. Sie reichte Bertha gemütlich die Hand, aber in dieser Gemütlichkeit lag doch eine gewisse Zurückhaltung, die Berthas Verwunderung aufs neue erregte.

„Ich staune,“ sagte sie, während sie sich langsam der Thür zu bewegte, „wie du dich herausgemacht hast! Du bist wirklich eine ganz andere geworden.“

„So?“ erwiderte Rosina mit anmutigem Lächeln. „Das freut mich! Ich habe es mir freilich schon selbst gesagt, aber es freut mich, daß du es mir sagst! Ich habe eine Affennatur und einfach nachgemacht, was ich in meiner Umgebung gesehen habe. Mir ist es nun ganz geläufig geworden, und ich weiß kaum noch, daß man sich anders benehmen kann . . . Nun also, laß dich bald wieder sehen, wir haben ja noch mancherlei zu besprechen.“

„Adieu! Ich komme in den nächsten Tagen wieder.“

Mit nochmaligem Händedruck verabschiedeten sich die beiden.

Als Bertha die Thür geschlossen hatte, kniff Rosina das linke Auge pfiffig zusammen und sagte:

„Du glaubst gewitzigt zu sein, mein Hühnchen! Aber um mich zu fangen, mußt du doch noch ein bißchen früher

aufstehen! So schlau wie du bin ich am Ende auch. Spioniere nur! Du wirst wenig finden. Und es gibt kein besseres Mittel, dich los zu werden, als unser Zusammensein!"

Auch Bertha hatte zu der Dauer der Verbindung zwischen ihr und Rosina kein rechtes Vertrauen. Frau Mainhardt und Theodor erzählte sie wieder eine sehr verwickelte Geschichte, aus der kein Mensch klug werden konnte: die Unterhandlungen mit Rose Moockel würden sich wohl in die Länge ziehen, inzwischen habe sie zum ersten Juli eine sehr einträgliche Stelle bei einer vornehmen Französin gefunden; die Dame sei ihr aber als sehr launisch geschildert, und es sei also wohl möglich . . . kurz und gut, der langen und verworrenen Rede schlichter Sinn war: daß Bertha zum ersten Juli ausziehen, aber vielleicht bald wiederkommen werde.

Frau Mainhardt und besonders Theodor sahen Fräulein Bertha ungern scheiden. Theodor war ganz niedergeschlagen.

Das Verhältnis zwischen den beiden Cousinen war in den ersten Wochen ein ungetrübt angenehmes. Aber Bertha mußte sich doch sagen, daß sie Rosinen auch nicht um eines Fingers Breite näher gerückt war, als in der ersten Stunde ihres Wiedersehens, und daß sie ihre Rechnung, Rosinen in einer vertrauensseligen Stunde zu überrumpeln, ohne den Wirt gemacht hatte.

Sie hatte das Mädchen thatsächlich bedeutend unterschätzt und sich gründlich getäuscht, als sie geglaubt hatte, daß es ihr ein Leichtes sein würde, Rosinen zu beherrschen. Davon war gar keine Rede! Rosina war zwar entgegen-

kommend — aber doch eben nur genau bis zu dem Punkte, den sie selbst bestimmte, nicht einen Strich weiter. Und sie hatte eine verbindliche Art, ihren Willen durchzusetzen, der gegenüber Bertha wehrlos war.

Unwissentlich und widerwillig gehorchte Bertha, und wenn ihr das zu spät zu klarem Bewußtsein kam, so ärgerte sie sich über ihre Schwäche und Schlaffheit. Der Gräfin von Iseneck gegenüber war sie nicht gefügiger gewesen! Es war unerhört, was sie sich von dieser Person bieten ließ!

Diese Gedanken gingen ihr durch den Kopf, als sie eines Tages eine Besorgung für Rosina zu machen hatte. Sie ließ sich nun gar von ihr herumschicken, wie eine richtige Kammerjungfer von ihrer Herrin!

Absichtlich verlangsamte sie ihren Schritt und blieb vor diesem und jenem Laden stehen. Fräulein Rose sollte warten lernen; und wenn es ihr etwa einfiele, eine Bemerkung darüber zu machen, so würde man ihr schon dienen! ...

Sie stand vor einem Schaufenster, das von oben bis unten mit Plakaten beklebt war. Die Auslage war mit Zeitungsblättern ganz gefüllt. Auf allen den Plakaten stand dasselbe:

„Der Rechtsstaat.
Zeitung der Bedrückten."

in riesengroßer Schrift, und darunter in kleineren Lettern auf der linken Seite: „Gleiches Recht für alle!" und rechts: „Mene Thekel Upharsin!" In der Mitte ein grober Holzschnitt: eine Faust, die einem Gesichte eine Maske herunterreißt, und in einem Spiegel das Bild dieses scheußlich grinsenden Gesichtes.

Ueber die Blätter in der Auslage waren Streifen in knalligen Farben gebreitet mit auffällig gedruckten Titeln: „Die Geheimnisse des Kommerzienrates.“ „Wie der junge Graf zu einer alten Frau kam.“ „Die Brüder eines hohen Beamten.“ „Asmodeus in der Wilhelmstraße“ und dergleichen; die vielversprechenden Ueberschriften der besonders spannenden Artikel in diesem Blatte, das erst vor wenigen Wochen ins Leben gerufen war und sich doch schon seinen besonderen Ruf gemacht hatte.

Bertha sah sich das an, ohne besondere Teilnahme.

Da trat aus der Hausthür ein sehr großer, hagerer Herr mit starkem schwarzem Schnauzbarte unter der großen Nase, und Bertha machte eine auffällige Bewegung der Ueberraschung. Der Herr streifte sie mit einem Blick.

„Guten Tag, Herr Baron! . . . Sie erkennen mich wohl nicht wieder?“

„Doch, doch!“ entgegnete der Hagere mit verlegenem Lächeln, während er den Hut lüftete. „Ich weiß nur in diesem Augenblicke nicht recht . . .“

„Sie erkennen mich nicht! Und das ist ganz natürlich. Es sind wohl an die zehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben. Aber Sie haben sich fast gar nicht verändert . . . Ich war im Dienste der Frau Baronin . . . Bertha.“

„Fräulein Bertha!“ rief Freiherr von Saza in freudiger Ueberraschung aus. „Aber natürlich! . . . Ich bitte Sie . . . so leicht vergißt man doch nicht . . . Ich freue mich wirklich aufrichtig, Sie wiederzusehen . . . Wissen Sie, daß Sie viel hübscher geworden sind!“

„Aber, Herr Baron . . .“

„Wahrhaftig, Fräulein Bertha, viel hübscher ... Wir waren damals in Unfrieden geschieden ... aber ich hoffe, das ist längst vergessen!"

„Mein Gott, ich war damals ein halbes Kind ..."

„Und jetzt sind Sie eine reizende junge Dame geworden! Was treiben Sie denn? ... Aber wir können es uns bequemer machen, wenn wir miteinander ein wenig plaudern wollen... Ich habe nichts zu versäumen. Haben Sie Zeit?"

„Sehr eilig habe ich's auch nicht."

„Nun dann bitte, treten Sie hier ein. Ich habe mein Bureau hier in diesem Hause." Der Baron wies mit der Hand auf die offene Hausthür. „Bitte! geradeaus! Auf dem Hofe links, die erste Thür!"

Bertha trat in eine einfenstrige Stube, die nichts weniger als verlockend aussah. Am Fenster stand ein großer Schreibtisch gewöhnlichster Arbeit, mit einem Aufsatze, auf den verschiedene Nachschlagebücher gestellt waren. Der Tisch war mit Schreibereien und Zeitungsblättern bedeckt, dies und das war in den Blättern angestrichen, einzelnes ausgeschnitten. Hart am Tisch war ein Papierkorb, der beinahe ganz mit zerrissenen Briefen, Couverts und Zeitungsfetzen gefüllt war. Auch auf dem Boden lagen Blätter aller Art. An der Wand befand sich ein Regal, in dessen Fächer ebenfalls Zeitungen eingeordnet waren. Außerdem war in der kleinen Stube nur noch ein mittelgroßer, mit Wachstuch bezogener Tisch, auf dem eine Wasserflasche, ein umgestülptes Trinkglas, ein Licht, ein Feuerzeug und ein dreiviertel geleertes Bierseidel standen. Vier Rohrstühle ergänzten das schmuck- und reizlose Material.

„Wir sind hier in meiner Redaktionsstube," erklärte der Freiherr. „Sie ist ja nicht sehr schön, aber schließlich plaudert es sich hier doch immer noch besser, als auf der Straße. Hier werden wir wenigstens nicht gestört. Aber der Vorsicht halber will ich doch die Thüren schließen. Da nebenan arbeitet nämlich mein Kollege, der Börsenmann!"

Während er das sagte, schob er den Riegel vor die Thür, die zum Nebenzimmer führte, und schloß auch die Thür zum Korridor.

„Und nun," fuhr er fort, während er einen Stuhl an den Tisch in die unmittelbare Nähe seines Arbeitsstuhles rückte, „setzen Sie sich, liebes Fräulein Bertha, und erzählen Sie mir etwas!"

Er hatte sich gesetzt und Berthas Hand mit der Linken ergriffen, während er sie mit der Rechten gemütlich klopfte.

„Nun also . . . Sie sind in Stellung? Oder haben Sie sich verheiratet?"

„Ich bin augenblicklich Gesellschafterin bei einer Französin . . . aber ich glaube nicht, daß ich lange da bleiben werde . . . Ich liebe klare Verhältnisse . . . und da ist manches nicht klar!"

„Ein Mädchen wie Sie wird um eine gute Stelle nicht in Verlegenheit sein. Sie sind nämlich wirklich viel hübscher geworden . . ."

„Aber, Herr Baron . . ."

Der Freiherr hatte sich so weit vorgebeugt, daß ihre Köpfe sich beinahe berührten. Bertha schlug verschämt lächelnd die Augen zu Boden.

„Wahrhaftig! Und wenn Sie Ihre Französin ver-

ließen, könnte ich Ihnen vielleicht etwas Geeigneteres empfehlen: eine recht gute Stelle, Fräulein Bertha!" fügte er mit gedämpfter Stimme verschmitzt lächelnd hinzu. „Bei einem Herrn in gesetzteren Jahren, der schon lange nach einer Dame sucht, die ihm die Wirtschaft führen und gewissermaßen die Hausfrau repräsentieren würde. Sie würden gut, sehr gut behandelt werden, Fräulein Bertha, und auch mit allem anderen zufrieden sein . . . Nun, was meinen Sie?"

„Ach, Herr Baron, ich weiß gar nicht, was ich von alledem denken soll. Sie kennen mich doch von früher her und wissen . . ."

Bertha that wohl daran, die Erinnerung an frühere Zeiten zu beleben. Denn diese Erinnerung war es in der That, welche das prickelnde Wohlgefallen, das Freiherr von Saza an Bertha Schmider plötzlich wieder empfand, hervorgerufen hatte. Er dachte mit einer gewissen Heiterkeit an den Widerstand, auf den er zu jener Zeit gestoßen war, wie sich das damals ganz junge Mädchen sittsam gesträubt und seinen Bewerbungen entzogen hatte, und es gelüstete ihn, jetzt seine Bewerbung mit der Aussicht auf einen erwünschteren Ausgang wieder aufzunehmen. Bertha war allerdings älter geworden, sie konnte von der Schwelle, die zu den Dreißigen hinüberführt, nicht mehr allzuweit entfernt sein. Aber sie war doch noch ein blühendes Mädchen, weniger hübsch als pikant, mit einem feingeschnittenen Gesichte, mit schmalen Lippen und welligem, dunkelblondem Haar, und mit ganz merkwürdigen, hellen grauen Augen, die klug um sich blickten und mitunter sonderbar aufleuchteten.

„Gerade weil ich Sie kenne, gerade weil ich weiß,

wie Sie sind — gerade deshalb möchte ich Ihnen die Stelle verschaffen," fuhr der Baron fort, während er ihre Hand mit seinen beiden Händen fester umschloß und sie langsam schaukelte. „Was wollen Sie sich von einer launischen Französin schikanieren lassen? In meiner Wirtschaft, die Ihnen nicht viel Arbeit machen wird, werden Sie die erste sein, und es wird Ihnen ganz gut gefallen. Ich habe eine ganz nette Wohnung, hier in der Nähe, in der Charlottenstraße — Sie können sie sich ja gelegentlich einmal ansehen — wie gesagt, ich glaube, es wird Ihnen gut gefallen."

„Nun, Herr Baron, darüber ließe sich ja noch reden!" versetzte Bertha, wie immer, wenn sie entschlossen war, etwas zu thun, aber aus irgend einem Grunde ihre Entschließung noch nicht verlautbaren lassen wollte. „Einstweilen bin ich ja noch bei meiner Französin!"

„Schön, Fräulein Bertha! Ich bin nicht ungeduldig wie ein Kind und begreife, daß Sie sich die Sache überlegen wollen. Aber lassen Sie mich Ihre Entscheidung recht bald wissen! Sehen Sie sich zunächst einmal die Wohnung an. Wenn Sie als Repräsentantin des Hauses zu mir kämen, wäre doch noch manches anzuschaffen. Ich habe jetzt eben eine Junggesellenein richtung. Und ich möchte, daß alles ganz nach Ihrem Geschmack wäre. Darüber würde doch einige Zeit vergehen. Also noch einmal: überlegen Sie sich's. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie engagieren könnte. Von Sonntag bis Mittwoch finden Sie mich bis gegen vier Uhr fast immer zu Hause. In den letzten Tagen der Woche muß ich mein Blatt machen. Da gehe ich früher aus."

„Der Herr Baron haben eine Zeitung?“ fragte Bertha.

Saza lächelte und wirbelte seinen schwarzen Bart.

„Eine viel gelesene, viel gefürchtete Zeitung,“ gab er wohlgefällig zur Antwort. „Haben Sie's denn draußen nicht gelesen? ‚Der Rechtsstaat!‘ Das Blatt macht riesiges Aufsehen! Wir gehen schonungslos vor gegen alles, was das arme Volk bedrückt, gegen jedermann, ohne Ansehen der Person! Wir zeigen furchtlos die Krebsschäden und Pestbeulen unserer verrotteten Gesellschaft! Bei uns kommt jedermann zu Wort, der sich über irgend eine Niedertracht der Mächtigen zu beklagen hat. Wenn Sie einmal der Schuh drückt, wenn Sie einmal Lust haben, jemand eins zu versetzen, kommen Sie nur zu mir! Und Sie sollen Ihre Freude erleben! Und wenn Sie pikante Histörchen wissen,“ sagte er etwas leiser, „auch über Ihre Französin, oder über irgend eine Ihrer früheren Herrschaften, so sagen Sie es mir nur! Es soll Ihr Schaden nicht sein! Gerade aus dem Kreise der Kammerzofen und Gesellschafterinnen sind uns schon die lustigsten Mitteilungen zugegangen, die wir in hübschem Aufputz und säuberlicher Zurechtmachung zum Ergötzen unserer Leser zu sensationellen Artikeln verwertet haben. Ohne Skandal geht's ja nun einmal heutzutage nicht, Fräulein Bertha! Und wenn Skandalöses geschieht, muß eben Skandal gemacht werden. Unser Sitzredakteur, ein verbummelter Strolch, den mein Kollege irgendwo aufgetrieben hat, hat freilich schon ein halbes Dutzend Prozesse auf dem Halse. Aber das sind eben Geschäftsunkosten. Und dreihundert Mark Geldbuße ersparen uns tausend Mark Insertionsgebühren.“

„Aber kann man Ihnen denn nicht beikommen?“

fragte Bertha mit einiger Besorgnis. Sie trug nun doch einige Bedenken, in den Dienst eines Herrn zu treten, der mit den Behörden auf dem Kriegsfuße stand. Sie scheute als gebranntes Kind das Feuer.

„Unmöglich!“ entgegnete Saza mit Seelenruhe. „Mein Name hat noch nie im Blatt gestanden. Meine Manuskripte werden sofort vernichtet. Um wirken zu können, muß ich im Schatten bleiben. In meinem Kollegen habe ich einen erfahrenen juristischen Beirat. Er ist früher schon an einem ähnlichen Blatte beschäftigt gewesen. Er kennt alle Schliche . . .“

„Ich habe nämlich Angst vor der Polizei! Sie erfährt alles!“

„O nein!“ lächelte Saza mit ruhiger Ueberlegenheit. „Sie erfährt lange nicht alles! Glauben Sie mir!“

Die beiden dachten an die Erfahrungen, die sie gemacht hatten.

Bertha hatte ein unheimliches Gefühl. Sie war in ihrem Vorhaben, es in einer neuen Lebensstellung an der Seite des Freiherrn von Saza zu versuchen, nun wieder schwankend geworden. Sie mochte mit der Polizei durchaus nichts zu schaffen haben! Sie erhob sich langsam.

„Allmählich wird es Zeit, daß ich mich empfehle,“ sagte sie. „Meine Dame wird sich ohnehin schon über mein langes Ausbleiben wundern.“

„Mag sie sich wundern! Wenn sie nicht mit Ihnen zufrieden ist, kann sie sich ja nach einer anderen Gesellschafterin umsehen. Sie wissen ja, wo Sie ein Unterkommen finden werden.“

„Das schon! Aber ich will doch lieber gehen!“

„Und Sie besuchen mich in den nächsten Tagen?"

„Wenn Sie erlauben, Herr Baron!"

„Ich rechne sogar darauf! Also von Sonntag bis Mittwoch täglich, bis gegen vier!"

„Sehr wohl, Herr Baron!"

Sie hatten sich dem Ausgange genähert. Der Freiherr streckte Bertha seine Hand entgegen, und als diese in die dargebotene Rechte einschlug und ihn dabei lächelnd ansah, hatte ihr helles Auge wieder jenen verschmitzten, sonderbaren Ausdruck, der ihm schon früher an dem Mädchen so eigentümlich zugesagt hatte. Und eine Regung aus vergangenen Tagen kam wieder über ihn; er umarmte Bertha und küßte sie. Bertha kräuselte zwar die Stirn ein wenig und wandte den Kopf etwas ab; aber es war doch nur ein recht maßvoller Widerstand.

„Nicht doch, Herr Baron!" flüsterte sie. „Die Leute drüben können ja durchs Fenster sehen. Und ich muß wirklich gehen . . ."

„Aber Sie besuchen mich bald? Und sicher!"

„Ganz gewiß!"

Mit anmutigem Schmollen entwand sich Bertha der wiederholten Umarmung und verabschiedete sich schnell. Mit ihren Besorgungen hatte es keine Eile. Es ging ihr mancherlei durch den Kopf . . .

„Aber wo hast du denn so lange gesteckt?" fragte Rosina, als Bertha endlich nach Hause kam. „Seit einer Stunde warte ich . . ."

„Ich hatte für mich auch etwas zu besorgen," versetzte Bertha möglichst gleichgültig.

„Dann hättest du es mir hübsch sagen sollen!"

„Weshalb?“

„Weil es sich so schickt, und weil ich es so wünsche!“

„Du sprichst zu mir in einem Tone, den ich mir von niemand gefallen lasse, von dir am allerwenigsten.“

„Dann kann ich dir nur den guten Rat geben, dich nach jemand umzusehen, dessen Ton dir besser gefällt, denn den meinigen werde ich dir gegenüber nicht verändern.“

„Aber mit großem Vergnügen, Fräulein Moockel! Ich habe ja nur auf den Augenblick gewartet, daß Sie mich freigeben würden. In eine Wirtschaft wie die Ihrige paßt kein anständiges Mädchen.“

„Es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu ärgern, unverehelichte Frau Hotte!“ versetzte Rosina mit ruhigem Lächeln und wandte ihr den Rücken.

Es kochte in Bertha. Aber sie hielt es für unter ihrer Würde, mit einer solchen Person sich in einen Streit einzulassen. Sie ging in ihr Zimmer, packte ihre Sachen, ließ dieselben durch einen Dienstmann herunterbringen und auf die Droschke laden, und verließ das Haus ohne ein Wort des Abschieds.

Sie fuhr zu Mainhardts zurück und wurde da sehr freundlich aufgenommen. Sie erzählte der Frau Wirtin und deren Sohn wieder eine sehr merkwürdige Geschichte über ihre Abenteuer im Hause der unleidlichen Französin.

Einstweilen durfte sie noch nicht daran denken, das Anerbieten des Freiherrn von Saza anzunehmen. Sie durfte auf keinen Fall ihre künftige Stellung im Hause dadurch gefährden, daß sie sich dem Baron sozusagen an den Hals warf. Sie wollte sich noch ernstlich bitten lassen. Und sie schwankte überhaupt noch, ob sie es mit

dem Baron wagen sollte. Er machte doch einen recht wenig vertrauenerweckenden Eindruck!

Sie war ja überdies gar nicht auf ihn angewiesen. Sie hatte noch etwas Geld, und wenn das verausgabt war, würde die gute Frau Gräfin von Iseneck schon weiter sorgen. Als vorsorgliche Wirtin wollte sie aber nicht bis zum letzten Augenblicke warten.

Schon an einem der nächsten Tage setzte sie ein neues Schreiben an Ihre Excellenz auf, in den demütigsten Formen abgefaßt. Sie begründete ihre Bitte um ein nochmaliges Darlehen von nur vierhundert Mark durch eine ganze Reihe stichhaltiger Argumente.

Juliane war, als ihr dies Schreiben überbracht wurde, in einer anderen Stimmung als das erste Mal. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen, sie war sehr gereizt und erregt. Sie hatte in einem Anfall heftigen Unwillens ein Glas zertrümmert. Ida war ihr vorsichtig den ganzen Tag aus dem Wege gegangen, und der hagere junge Mann mit der scharfen Brille, der den Brief abgab, mußte ihr sehr zureden, um sie dazu zu bewegen, denselben Ihrer Excellenz zu überreichen.

Zitternd brachte Ida den Brief in das Parkzimmer, in dem die Gräfin in hastigen Schritten auf und nieder ging.

„Was wollen Sie?“ fuhr Juliane das Mädchen an.

„Ein Brief, gnädigste Frau Gräfin!“

„Ich will keinen Brief lesen!“

„Der Ueberbringer machte es sehr dringlich. Die gnädige Gräfin würden den Brief gewiß gern lesen . . .“

Juliane nahm den Brief, öffnete ihn, durchflog ihn und zerriß ihn.

„Es ist keine Antwort," sagte sie kurz. Und als Ida ein wenig zögerte, rief sie in barschem Tone: „Haben Sie nicht verstanden? Keine Antwort!"

Ida entfernte sich stumm und richtete die Bestellung an den jungen Mann aus.

Als Theodor Mainhardt Bertha diesen Bescheid überbrachte, entfärbte sie sich. Sie ließ sich den ihr unwahrscheinlich klingenden Bescheid nochmals wiederholen. Dann zwang sie sich zu einem ruhigen Lächeln und sagte: „Die Frau Gräfin wird krank sein. Meinen nächsten Brief wird sie beantworten! . . Ich danke Ihnen sehr, Herr Mainhardt!"

Sie war allein in ihrem kleinen Zimmer. Da warf sie den Kopf in den Nacken, und ihr helles Auge blitzte drohend.

„Oho! Frau Gräfin!" rief sie, während es nun wieder auf ihren Backenknochen glühte. „So billigen Kaufs werden Sie mich doch nicht los! Ich weiß schon, was ich zu thun habe!"

Und sie dachte an den Freiherrn Emmerich von Saza, den Besitzer und Hauptmitarbeiter der „Zeitung für die Bedrückten", „Der Rechtsstaat".

Mene Thekel Upharsin . . .

Bertha wußte nicht, was mit diesen Worten gemeint war, aber die Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, waren solche, als ob sie die geheimnisvolle Belsazar-Warnung in ihrer Anwendung als Motto für das Blatt sehr wohl begriffen hätte.

Mene Thekel Upharsin!

XVIII.

Freiherr Emmerich von Saza hatte längere Zeit im Auslande herumgeabenteuert. Er hatte sich schnell darüber getröstet, daß ihn in Venedig Rosina de Meauclair bei Nacht und Nebel schnöde verlassen hatte. Durch allerlei Geschäftchen hatte er sein Dasein schlecht und recht gefristet — mehr schlecht als recht —; auch mit dem bedenklichen Wiener Geschäftsfreunde war eine Verständigung erzielt worden, die ihn vor gerichtlichen Behelligungen sicher stellte; und als er sich nun in dieser Beziehung gesichert fühlte, war er in dem Bewußtsein, daß im teuren Vaterlande die starken Wurzeln seiner Kraft seien, im Frühjahr 1883 nach Berlin zurückgekehrt.

Da hatte er nun das Organ der Bedrückten, den „Rechtsstaat", ins Leben gerufen, ein Schandblatt der schlimmsten Art. Alles, was Skandal machte, war hoch willkommen. Es war eine Art Centralkloake, wo das unsaubere Gewässer von allen Seiten zusammenflutete. Es war die Ablagerungsstätte für alle erdenklichen Gehässigkeiten und Niederträchtigkeiten.

Wer in politischer Beziehung gegen die Einrichtungen des Staates und des Reichs oder gegen die leitenden höchsten Beamten irgend etwas auf dem Herzen hatte, zu dessen Veröffentlichung sich die anständigen Organe der Opposition nicht hergaben — im „Rechtsstaat" wurde er's los. Aus jeder Zeile des volkswirtschaftlichen Teils hörte ein einigermaßen geübtes Ohr deutlich das Knacken des Revolvers. Der bei weitem wichtigste und beachtetste Teil des Blattes aber, derjenige, der ihm seine eigentliche Eigenart verliehen und seine Beachtung verschafft hatte, war die dem „Lokalen" gewidmete Rubrik: persönlicher Klatsch der niedrigsten Gattung.

In jeder Nummer des Wochenblattes standen zwei, drei boshafte Geschichten über bekannte Persönlichkeiten, die in durchsichtigem Mummenschanz so unverkennbar gezeichnet wurden, daß man sie mit Händen greifen konnte. Diese empörenden Indiskretionen verschafften dem „Rechtsstaat" einen großen Kreis schadenfroher Leser, die zwar von starker sittlicher Entrüstung über die grenzenlose Niedertracht des Blattes erfüllt waren, aber doch mit einer gewissen Ungeduld auf die nächste Nummer warteten und sie im Verstohlenen regelmäßig beim Zeitungsverkäufer kauften, um sich an den Bosheiten ganz im stillen zu ergötzen. Das Blatt wurde allgemein verabscheut, aber viel gelesen. Man war empört darüber, daß ein solches Schmutzblatt überhaupt bestehen konnte, und ein jeder der Empörten trug sein Scherflein dazu bei, um dessen Bestehen zu ermöglichen.

In den Kreisen der Eingeweihten wußte man längst, daß Freiherr Emmerich von Saza seine unsaubere Hand

dabei im Spiele hatte, aber es war ihm nicht nachzuweisen, er war nicht zu fassen. Zwischen diejenigen, die von den Gemeinheiten des „Rechtsstaat“ beschimpft waren, und denjenigen, von dem diese Beschimpfungen thatsächlich ausgingen, schob sich die Strohpuppe eines gleichgültigen, verbummelten Strolches, der sich als gesetzlich verantwortlicher Redakteur um kümmerlichen Lohn zum Sündenbock hergab. Saza hielt sich in seinem unnahbaren Versteck und betrieb dort sein erbärmliches Handwerk.

Er lebte davon und er that das Böse überdies aus Freude am Bösen. Er glaubte oder stellte sich, als ob er glaube, daß er von der Gesellschaft mißhandelt worden sei, und er hielt sich für berechtigt, sich an dieser Gesellschaft zu rächen. Sie hatte ihn in ihrer Mitte nicht mehr dulden wollen, so sollte sie ihn fürchten lernen! Auch der Schrecken war eine Macht, eine fürchterliche Macht. Seitdem er wahrnahm, welche Wirkung er mit seinem Blatte erzielte, fühlte er seine Kräfte wachsen. Seit Jahren hatte er sich nicht so behaglich gefühlt, wie in diesen letzten Monaten.

Er lag lang ausgestreckt auf der Chaiselongue, rauchte und las den „Gil Blas“, als seine alte Wirtschafterin ihm die Meldung machte, daß eine junge Dame den Herrn Baron zu sprechen wünsche, Fräulein Bertha.

„Ich lasse bitten.“

Saza richtete sich auf und ging Bertha, die mit einer leichten Verbeugung das Zimmer betrat, freundlich entgegen.

„Also endlich! Ich hatte die Hoffnung beinahe schon aufgegeben.“

Er drückte ihr die Hand und bot ihr einen Sessel an.

„Ja, Herr Baron!“ nahm Bertha das Wort. „Ich habe mich dazu entschlossen, Ihr Anerbieten anzunehmen. Sie können sich ja denken, daß ich mich habe besinnen müssen, bei einem einzelnen Herrn . . . nicht wahr?“

„Nichts begreiflicher als das!“ bemerkte Saza lächelnd.

„Nein, ohne Spaß!“ entgegnete Bertha, die das Lächeln sehr wohl verstand. „Und ich verlasse mich darauf, daß der Herr Baron das Vertrauen eines anständigen Mädchens nicht täuschen werden.“

„Aber natürlich!“ versetzte Saza noch immer lächelnd, während er Berthas Wangen klopfte. „Vor allem legen Sie ab und setzen Sie sich gemütlich zu mir! Wir haben ja noch allerlei zu besprechen und zu regeln. Wir werden uns ohne Schwierigkeiten einigen.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Bertha, indem sie ihren Schirm auf das niedrige Tischchen neben der Chaiselongue legte und die Schleife ihres Hutbandes löste. „Aber ehe wir von unseren Angelegenheiten sprechen, möchte ich in einer Privatsache mit Ihnen reden und Ihren guten Rat hören.“

„Gern, mein Kind, setzen Sie sich nur . . . hier in meine Nähe . . . so! Und nun sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben!“

„Vor allem eine Frage, Herr Baron: Darf ich mich auf Ihre völlige Verschwiegenheit verlassen?“

„Selbstverständlich!“

„Sie werden kein Wort darüber in die Zeitung bringen?“

„Nicht ein Wort, wenn Sie es wünschen!“

„Nun, Herr Baron, ich habe eine Forderung an eine vornehme Dame, die mir jetzt bestritten wird.“

„Was für eine Forderung?“

„Eine Entschädigung für erlittenes Unrecht! Ich bin durch eine vornehme Dame ins Unglück geraten. Da ist es doch nicht mehr als recht und billig, daß sie mich dafür schadlos hält und mir in meiner Not zur Seite steht?“

„Ganz in der Ordnung! Aber wenn ich Ihnen helfen soll, müssen Sie sich etwas deutlicher ausdrücken, mein Kind!“

„Nun . . . der Herr Baron haben ohne Zweifel von dem Isenecksschen Diebstahl gehört?“

Saza machte eine Bewegung.

„Vom Isenecksschen Diebstahl? kein Wort! Aber die Sache interessiert mich. Ich kenne die Familie. Mit der Gräfin bin ich sogar ziemlich nahe verwandt. Isenecks sind bestohlen worden? Wann denn?“

„Ach, es ist schon ziemlich lange her, über drei und ein halb Jahr. Es war in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember 1879.“

„So so!“

Der Baron nickte nun verständnisvoll. Das Datum war in seinem Leben bedeutungsvoll gewesen. Am 22. Dezember 1879 war er als Mitinhaber der Firma Sparber & von Saza zu sechsmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt worden. Er hatte die Strafe sofort antreten müssen und auf die Dauer eines halben Jahres jeden Zusammenhang mit der Außenwelt verloren. Unmittelbar

nach Verbüßung seiner Strafe hatte er das Gebiet des Deutschen Reichs verlassen, und somit war es ganz natürlich, daß er weder von dem Diebstahl, noch von dem im Frühling 1880 verhandelten Prozeß etwas erfahren hatte.

„So so!“ wiederholte er. „Am 22. Dezember 1879? Gerade an dem Tage habe ich Berlin verlassen, um eine größere Reise anzutreten, und während meiner Abwesenheit habe ich mich um das, was hier geschehen ist, gar nicht gekümmert! Wie war denn die Sache?“

„Ich erzähle Ihnen später alle Einzelheiten. Genug, durch einen unglücklichen Zufall bin ich darin verwickelt worden! Ich habe drei Jahre unschuldig im Gefängnis gesessen! Unschuldig, ich schwöre es Ihnen, Herr Baron!“

Berthas Augen füllten sich mit Thränen, sie schluchzte heftig. Der Baron hielt den Augenblick für geeignet, um das arme Mädchen zu trösten. Er lehnte ihren Kopf an seine Brust, klopfte väterlich ihre Wangen und küßte ihren Scheitel.

„Beruhigen Sie sich nur, armes Kind! Ich werde schon dafür sorgen, daß Ihnen nachträglich die verdiente Genugthuung gewährt wird!“

Bertha war aber nicht so leicht zu beruhigen. Der Baron mußte ihr noch viel gute Worte sagen und ihr durch seine herzliche Teilnahme bekunden, daß sie an ihm einen wirklichen Freund gefunden hatte. Endlich trocknete sie ihre Thränen und entschloß sich, auf freundliches Zureden des Freiherrn, in ihrem Bericht fortzufahren.

„Ich war zu der Zeit Kammerjungfer bei der Frau Gräfin. Ich hatte schon längst gemerkt, daß etwas nicht stimmte, und ich hatte auch beobachtet, daß, wenn der

Herr Präsident verreist war, und die Frau Gräfin im Parkzimmer allein schlief, manchmal Besuch kam. In der Nacht, in der eingebrochen wurde, wurde ich durch das Bellen des Hundes aufmerksam gemacht. Ich dachte nicht anders, als daß der Frau Gräfin ein Unglück zugestoßen sei. Ich ging vorsichtig nach hinten, und da sah ich denselben Herrn, den ich schon früher gesehen, durch den Park in das Zimmer schleichen."

„Das war der Dieb?"

„Nein! Es traf sich zufällig so, daß der Besuch zur Frau Gräfin kam, während eingebrochen wurde."

„Weiter, weiter! Das ist ja spaßhaft!"

„Der Diebstahl war in Gemeinschaft mit einem anderen vom Kammerdiener verübt worden. Unglücklicherweise war ich mit dem Kammerdiener, den ich für einen anständigen Menschen gehalten hatte, verlobt. Ich wurde als verdächtig verhaftet, und da ich meine Unschuld nicht nachweisen konnte — wie soll man denn so etwas beweisen, nicht wahr? — verurteilt. Wenn ich damals vor den Richtern gesagt hätte: ich kann's gar nicht gewesen sein, ich war zur selben Zeit oben im ersten Stock im Parkfenster und habe da jemand gesehen, dann wäre alles anders gekommen! Aber ich wollte meine Herrin nicht bloßstellen, und um ihre Ehre zu retten, habe ich mich verurteilen lassen und drei Jahre gesessen!"

Bertha wurde bei der schmerzlichen Erinnerung an ihre Großmut und ihr unverdientes Leiden wiederum von Rührung überwältigt.

„Nun bin ich eine bestrafte Diebin, und was kann ich jetzt noch für Stellungen finden? Allenfalls bei einer

leichtsinnigen Französin, bei der es ein anständiges Mädchen nicht aushält! . . . Was würde denn aus mir werden, wenn ich nicht in Ihnen einen guten Freund gefunden hätte!"

Sie schluchzte wiederum und lehnte ihr thränenüberströmtes Antlitz an die Brust des trostreichen Helfers.

„Sei nur ruhig, mein Kind!" beschwichtigte sie Saza. „Du sollst sehen, daß du in mir einen Freund gefunden hast . . . Fahre nur fort!"

„Als ich aus dem Gefängnis entlassen worden war, schrieb ich an die Frau Gräfin, schilderte ihr meine große Not, in die ich durch sie geraten war, und bat sie um eine Unterstützung . . ."

„Nun und? . . ."

„Sie schickte mir fünfhundert Mark!"

„Anerkannte also die Berechtigung deiner Forderung?! Das ist wichtig! Also weiter!"

„Nun, wie weit man mit fünfhundert Mark kommt, wenn man sich alles neu anschaffen muß, das werden Sie sich selbst sagen können! Vor einigen Tagen schrieb ich also wieder an die Frau Gräfin . . ."

Saza lächelte und klopfte wiederum Berthas Wangen. Das war ja ein ganz gescheites Mädchen, das die Sachen praktisch anfaßte! Mit einer so aufgeweckten und gewandten Person wie Bertha ließ sich etwas anfangen!

„Und was that die Gräfin darauf?"

„Sie ließ mir durch den Boten den Bescheid geben: es sei keine Antwort! Was sagen Sie dazu?"

„Es wundert mich nicht!"

„Ich dachte, die Gräfin sei krank, launisch . . . ich

machte noch einen Versuch! Wissen Sie, was Sie gethan hat? Sie hat mir den Brief uneröffnet zurückgeschickt!"

Saza lachte.

„Ja, Sie haben gut lachen!" fuhr Bertha erregt fort. „Aber ich stehe vor meinen Wirtsleuten so blamiert da, daß ich nicht mehr den Mut habe, mich zu Hause blicken zu lassen! Ich habe den Brief genommen und bin zu Ihnen gekommen! Sie müssen mir helfen!"

„Haben Sie den Brief mitgebracht?"

„Da ist er!"

„Darf ich ihn lesen?"

„Jawohl!"

Saza riß den Umschlag auf und las:

„Gnädigste Frau Gräfin!

Ich kann nicht glauben, daß mich die gnädige Frau Gräfin in der Not verlassen werden. Bis jetzt habe ich reinen Mund gehalten. Wenn mir aber die gnädige Gräfin die Unterstützung, auf die ich ein Recht habe, verweigern, so werde ich keine Rücksichten mehr nehmen und allen Leuten sagen, wer in der Nacht in das Palais gekommen ist. Und das würde der Frau Gräfin doch wohl teurer zu stehen kommen, als die siebenhundert Mark, die ich gehorsamst erbitte.

Unterthänigste Dienerin

Bertha Schmider.

Erwarte umgehende Antwort."

Saza lächelte wiederum und schüttelte den Kopf.

„Nun, mein Kind, sei froh, daß der Brief nicht geöffnet worden ist. Es ist nämlich — nimm's mir nicht

übel! — so dumm wie möglich, und du würdest auf diesen Brief ohne weiteres wieder eingesperrt werden."

„Wieso denn?"

„Ohne weiteres! Verlaß dich drauf! Um etwas zu erreichen, müssen wir ganz anders zu Werke gehen ... ich muß mir das noch überlegen. Ich weiß selbst noch nicht recht, wie? Aber so geht's auf keinen Fall! Und was ist das für eine Lumpensumme, die du für Wahrung des wichtigen Geheimnisses forderst! Isenecks haben Geld, viel Geld, und müssen gehörig bluten! Wir müssen deine Zukunft ein- für allemal sicherstellen! Und gerade so leicht, wie siebenhundert, sind siebentausend, sind siebzigtausend Mark gefordert ... Laß mich nur ein wenig darüber grübeln! Das kann eine große Sache werden!"

Der Baron war aufgestanden und durchmaß mit langsamen Schritten das Zimmer. Bertha war bei der unverhofften Aussicht auf eine Zukunft, bei den fabelhaften Summen, die der Baron kaltblütig hingeworfen hatte, wie von einem Schwindel befallen: siebzigtausend Mark!

„Vielleicht könnte man die Sache von der anderen Seite anschneiden," grübelte Saza, immer auf- und niederschreitend. „Ich sage nicht, daß es so besser wäre; aber es will überlegt sein ... Wer war denn der nächtliche Besuch der Gräfin Iseneck?"

„Muß ich's sagen?"

„Wenn wir gemeinsam arbeiten wollen, mußt du mir alles sagen."

„Der Fürst von Engernheim."

„Wer?" fragte Saza mit starker Betonung und

geradezu verblüfft. Er blieb wie gebannt auf dem Flecke stehen und wandte den Kopf zu Bertha.

„Fürst Ulrich von Engernheim," wiederholte diese ruhig.

Ein unheimliches, entsetzliches Lächeln, mehr ein Grinsen, verzerrte die Züge seines braunen, häßlichen Gesichts.

„Engernheim! Das ist ja lustig!" rief er, indem er seinen Spaziergang wieder aufnahm.

Er lachte laut auf.

Aber plötzlich verstummte er, verlangsamte seinen Schritt, blieb stehen, ließ sich auf einen Sessel nieder, legte die Stirn in düstere Falten und blickte nachdenklich vor sich hin. Vor ihm öffnete sich etwas, das einen Fernblick gewährte. Er sah verschwommene Umrisse, die allmählich eine festere Gestaltung anzunehmen schienen. Er hatte Angst, daß ihn jetzt irgend eine Störung, eine Bemerkung Berthas, irgend etwas, ablenken und ihm den Gegenstand seiner Betrachtung entziehen könne. Während er den Daumen der linken Hand an das Kinn und den Zeigefinger an den Mund legte, winkte er mit der Rechten abwehrend zu Bertha hinüber, ohne den Blick zu erheben.

„Einen Augenblick!" flüsterte er.

Es herrschte tiefes Schweigen. Ganz langsam richtete Saza den Kopf auf, lehnte sich in den Sessel zurück und sagte nun:

„Also das war in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember 1879? Da hast du den Fürsten Engernheim durch den Park in das Zimmer der Gräfin schleichen sehen?"

„Jawohl!"

„Das stimmt auch! das stimmt!"

Das verworrene dunkle Bild, das ihm vorgeschwebt, hatte sich geordnet und gelichtet.

Jetzt erinnerte sich der Freiherr der Vorgänge ganz genau. Sie waren zunächst in zuchtlosem Durcheinander auf ihn eingestürmt: die Scene in der Loge bei Kroll, der große Herr, der aus dem Park kam, die Droschke! Jetzt war alles in Reih und Glied . . .

Der Vorabend seiner Verurteilung, der letzte Abend seiner Freiheit vergegenwärtigte sich ihm mit voller Schärfe.

Er hatte bis nach Mitternacht gearbeitet und alle Vorkehrungen getroffen, um für den Fall der Verurteilung Berlin ohne Aufsehen sogleich verlassen zu können. Alles Geld, das er hatte flüssig machen können, hatte er nach Wien an einen Geschäftsfreund dirigiert. Er hatte bedenkliche Schriftstücke verbrannt und gründlich aufgeräumt. Seine Koffer waren bald gepackt . . . Dann hatte er sich zum Ball angezogen. Bei Kroll wurde er erwartet. Draußen tobte ein schreckliches Unwetter. Eine Droschke war nicht zu haben. Er wartete, bis der Schneesturm nachließ. Etwa ein viertel auf zwei verließ er seine Wohnung in der Königgrätzerstraße. Er ging auf der Seite der Bäume. Da sah er, wie ein großer Herr mit einem Cylinder auf dem Kopfe und in einen langen Pelz gehüllt aus dem Thore des Jseneckschen Palais trat. Er wunderte sich darüber, aber er bekümmerte sich nicht weiter darum, da er vor sich eine Droschke sah, die er angerufen hatte, und die auch hielt. Die Droschke wurde ihm aber von dem Herrn, der aus dem Parke gekommen war, vor der Nase weggenommen. Er wollte den Kutscher anzeigen und hatte sich dessen Nummer wohl gemerkt: Nr. 1111 . . .

Dann war er mit dem Fürsten Ulrich in der Loge zusammengetroffen und von ihm in unerhörter Weise beleidigt worden ... Es stimmte alles!

„Merkwürdig! merkwürdig!“ rief er kopfschüttelnd aus. „Daß du mir das gerade erzählen mußt, dem Einzigen, der die volle Wahrheit deiner Worte bestätigen kann! Denn ich habe den Fürsten selbst in jener Nacht aus dem Parke kommen sehen!“

„Nun sehen Sie!“ versetzte Bertha einfach. „Und vor den Richtern hat er es abgeleugnet!“

„Wer?“ fragte Saza mit aufblitzendem Auge.

„Der Fürst.“

„Nicht denkbar! Ist denn der Fürst vor Gericht erschienen?“

„Natürlich. Ich habe es ja verlangt.“

„Und er hat geleugnet, daß er in der Nacht im Park gewesen ist?“

„Jawohl! Der Richter hat ihn gefragt, ob er direkt von seiner Gesellschaft zu Kroll gekommen sei, und da hat er so gemacht!“ Bertha verneigte den Kopf wie zustimmend.

„Herrlich! herrlich!“ jubelte Saza, während er die Hände rieb. „Den hätten wir im Garne! Und der soll uns nicht ohne ein gutes Lösegeld entwischen! Jetzt ist die Gelegenheit da, mit Sr. Durchlaucht eine kleine Auseinandersetzung zu haben und dem durchlauchtigsten Herrn klar zu machen, daß sich ein Edelmann nicht beschimpfen läßt und die ihm angethane Schmach zu rächen weiß! Jetzt wollen wir dem hohen Herrn ein kurioses Liedchen aufspielen, und du sollst sehen, wie er nach unserer Pfeife tanzt!“

In fieberhafter Erregung, lebhaft gestikulierend, lief der Freiherr auf und ab. Bertha warf ganz besorgte Blicke auf ihn.

„Aber was ist denn, Herr Baron? . . ."

„Nichts da, ‚Herr Baron!' Schatz!" rief Saza in stürmischer Freude, zog Bertha an sich und umarmte sie. „Keine Förmlichkeiten unter so guten Freunden, wie wir es sind! Siebenhundert Mark hast du gefordert? Haha! Ein Vermögen besitzest du! Deine Zukunft ist gesichert, und die meine auch! Du hast keine Ahnung, wie reich wir sind!"

„Ich verstehe nicht . . ."

„Du wirst mich schon verstehen lernen! Ah, Se. Durchlaucht hat vor dem Richter den nächtlichen Besuch in Abrede gestellt! Nun, wir werden dem hohen Herrn diesen Besuch nachweisen! Mein Zeugnis ist unanfechtbar! Und zum Ueberfluß werden wir ihm auch den Kutscher vorführen, den ich schon ermitteln werde! Fürst Ulrich von Engernheim hat einen Meineid geleistet! Darauf steht Zuchthaus! Begreifst du nun? Ahnst du noch nicht, was wir in Händen haben? Die Ehre der Familie Iseneck, die Freiheit, ja das Leben des Fürsten von Engernheim! Das ist ein Kapital, von dem sich leben läßt, glaube mir! Und daß es zinstragend wird, dafür laß mich nur sorgen!"

Saza war so erregt, daß er für alles andere keinen Sinn mehr hatte.

Er bat Bertha, ihre Uebersiedelung allein zu bewerkstelligen und alles anzuschaffen, was sie für nötig oder auch nur für wünschenswert halte. Um die Kostenfrage

brauche sie sich gar nicht weiter zu kümmern. Nun seien sie reich und könnten herrlich und in Freuden leben.

Drei Tage darauf trat Bertha Schmider als Repräsentationsdame in das Haus des Freiherrn von Saza

Während der nächsten Woche hatte Saza kaum noch ein rechtes Interesse an seiner Wochenschrift. Er überließ die Redaktion fast ausschließlich seinem Kollegen. Diesem hatte er erzählt, daß er einen großen „Coup" vorbereite, und um diesen desto wirksamer zu machen, einstweilen sich mäuschenstill verhalten wolle. Der Kollege gab sich zwar die größte Mühe, in die Fußstapfen des Meisters zu treten, aber es wollte ihm doch nicht recht gelingen. Die Leser des „Rechtsstaat" vermißten die spitzeste Feder.

„Das Blatt hat schnell abgewirtschaftet," hörte man hier und da nicht ohne eine gewisses Bedauern sagen. — „Es ist langweilig geworden. Es steht nichts mehr darin!"

Saza aber entfaltete im stillen eine um so rührigere Thätigkeit. Langsam und weise legte er die Minen zu dem Vernichtungskampfe, den er zu führen entschlossen war, und von dem er mit einer Kriegsbeute heimzukehren hoffte, die der Mühe des Kampfes wohl verlohnte. Er hatte die Zündschnur in der Hand. Er konnte die Explosion herbeiführen, wann immer es ihm beliebte.

Er hatte sich von Bertha in alle Einzelheiten des Verbrechens und der Folgen desselben ganz genau einweihen lassen. Er lächelte in eigener Weise, als er hörte, daß auch eine gewisse Rose Moockel eine Rolle dabei gespielt hatte. Bertha hielt es für überflüssig, zu erwähnen, daß sie mit dieser Person neuerdings noch einmal zusammen-

getroffen sei; dann wäre auch ihre Lüge über ihre Stellung als Gesellschafterin bei einer französischen Dame aufgedeckt worden, und das würde auf ihren Freund vielleicht einen schlechten Eindruck gemacht haben.

Er ließ sich über den Gang der Voruntersuchung und den Verlauf der öffentlichen Verhandlungen in allen Einzelheiten unterrichten. Er verschaffte sich alle Blätter, die über den Diebstahl und dessen Folgen Mitteilungen gebracht hatten, die Anzeigen über die für die Wiederbringer ausgesetzten Belohnungen, auch die Zeitungsnummer mit dem allerdings sehr ungenügenden Prozeßberichte, in dem nicht einmal die Namen der interessantesten Beteiligten genannt waren, — mit einem Worte: alles auf den Diebstahl bezügliche Material.

Er hatte eine vollkommene Anklageschrift aufgesetzt.

Für diese war das Zeugnis des gänzlich unbeteiligten Kutschers von besonderem Werte. Er selbst hatte mit dem Fürsten einen peinlichen Auftritt gehabt. Man konnte ihm also eine starke Erbitterung, ein Gefühl der Rache gegen den Fürsten ansinnen, und sein Zeugnis konnte daher bemängelt werden. Wenn der Fürst bei seiner Ableugnung beharrte, so stand Aussage gegen Aussage; und dann würden sich die Richter schwerlich auf seine Seite stellen. Der Kutscher der Droschke 1111 mußte um jeden Preis ermittelt werden.

Nicht ohne viel Scherereien gelang ihm das schließlich. Die Droschke hatte seitdem ihren Besitzer gewechselt. Der gesuchte Kutscher hatte wegen gichtischer Beschwerden seine Thätigkeit aufgeben müssen und war, wie Saza endlich in Erfahrung brachte, zur Zeit Besitzer eines Budiker-

kellers in der Invalidenstraße, in dem seine früheren Kollegen verkehrten. August Spiddel war sein Name.

Nachdem der Freiherr die Persönlichkeit ausgekundschaftet hatte, bereitete ihm die Feststellung des Thatsächlichen, um die es ihm zu thun war, neue und nicht geringe Schwierigkeiten.

„Ja, mein lieber Herr, es hat oft geschneit," erklärte Herr Spiddel gemütlich, als er in dem kleinen Stübchen hinter dem Laden dem Freiherrn gegenübersaß, während Frau Spiddel ihren Mann hinter dem Schanktisch abgelöst hatte, „und ich bin oft durch die Königgrätzerstraße gefahren. Wie soll ich das jetzt noch wissen!"

Saza wiederholte ihm alle Einzelheiten, der Alte schüttelte den Kopf und sagte immer wieder: „Wie soll ich das jetzt noch wissen!"

Aber auf einmal, ganz plötzlich, als Saza schon zu verzweifeln anfing, dämmerte in dem Alten doch etwas auf.

„Warten Sie 'mal!" sagte er langsam. „Ja, ja, ja, ja! . . . Der Herr Graf hat mir noch ein Zehnmarkstück gegeben . . . ja, das war in der Königgrätzerstraße . . . zu Kroll . . . da war Ball! Jawohl! Es war ein Hundewetter! Und ein anderer Herr wollte auch noch fahren . . . stimmt! stimmt! Also das waren Sie? . . . der andere!" Der Alte lächelte gemütlich. „Sie wollten mich anzeigen? Ganz richtig! Aber ich hatte meine zehn Mark im Sack, oder wenigstens so gut wie, und fuhr ruhig weiter."

Der Freiherr atmete tief auf. Er empfand eine unsagbare Genugthuung.

„Endlich!“ rief er aus. „Sehen Sie wohl, alter Freund, nun wissen Sie ja auf einmal alles!“

„Bloß wegen der zehn Mark. So etwas hat mir nicht oft geblüht, so lange ich da oben auf dem Bock gesessen habe — und das vergißt man nicht so leicht! — Wäre das nicht gewesen, so hätten Sie mich totschlagen können...“

„Also, guter Freund, sprechen wir alles noch einmal recht hübsch durch. Sie erinnern sich, daß Sie im Winter 1879 auf 1880 — Sie wissen das Jahr genau?“

„Jawohl, es war das letzte Jahr, in dem ich Droschke fuhr. Seit April 1880 habe ich hier meinen Keller.“

„Also daß Sie im Winter 1879 auf 1880 an einem Abend, an dem es stark geschneit hatte und Ball bei Kroll war, in der Königgrätzerstraße zwischen Voßstraße und Brandenburger Thor einen Fahrgast aufgenommen haben, der Ihnen für den kleinen Weg bis zu Kroll den ungewöhnlich hohen Fahrpreis von zehn Mark gezahlt hat.“

„Das stimmt!“

„Und daß gleichzeitig ein anderer Herr, der Sie früher angerufen hatte, die Droschke benutzen wollte?“

„Jawohl, aber der Herr Graf war früher eingestiegen und rief mir zu: ‚Fahren Sie los! Sie kriegen zehn Mark! Zu Kroll!‘ und da fuhr ich denn los!“

„Und der Herr, der eingestiegen war, war ein großer starker Herr, in einem Pelze? Einen Fahrgast, der Sie so großartig bezahlte, haben Sie sich vielleicht doch ein bißchen genauer angesehen?“

„Brauchte ich ja gar nicht! Ich kannte ja den Herrn!“

„Sie kannten ihn?“ fragte Saza in freudigster Ueberraschung.

„Gewiß doch! Ich hatte ihn ja oft genug gefahren! Ich hatte doch meinen Stand in der Schadowstraße. Und da habe ich den Herrn Grafen oft genug vom Klub nach Hause gefahren. Es war eine gute Fuhre. Der Herr Graf wohnte im Kaiserhof und gab jedesmal einen Thaler.“

Saza erinnerte sich, daß Fürst Engernheim in der That längere Zeit im Kaiserhof eine Wohnung genommen hatte.

„Also würden Sie ihn auch ohne weiteres wiedererkennen?“

„Gewiß doch!“

„Aber Sie wissen nicht, wie er heißt? Sie nennen ihn immer ‚Herr Graf‘!“

„Wer soll alle die Namen kennen! Wir nannten alle Herren vom Klub ‚Herr Graf‘ . . . das kann ja keinen beleidigen.“

„Nun, lieber Freund, vergessen Sie nicht, was Ihnen heute eingefallen ist! Ich darf Ihnen kein Geschenk machen und auch keine Versprechungen. Denn man wird Sie nach dem, was ich von Ihnen erfahren habe, vielleicht vor Gericht fragen, und ich würde mich einer strafbaren Handlung schuldig machen, wenn ich Sie zu beeinflussen suchte . . . Aber ganz abgesehen von dem, was wir miteinander besprochen haben, kann ich Ihnen sagen: ich bin kein undankbarer Mensch, und ich vergesse nie einen Dienst, den man mir erwiesen hat. Verlassen Sie sich darauf, wackerer Freund! Also noch einmal: behalten Sie gut, was Sie mir eben gesagt haben, und wenn Sie danach gefragt

werden, so müssen Sie die Wahrheit sagen, das wissen Sie ja!"

August Spiddel wußte zwar nicht recht, was alles das zu bedeuten hatte. Aber es regte ihn nicht sonderlich auf. Er hatte über vierzig Jahre Droschke gefahren und sich auf seinem Bocke eine wunderbare Gelassenheit und Ausgeglichenheit zu eigen gemacht. Er war gar nicht neugierig. Und wenn er nur halb oder gar nicht verstand, war's ihm auch einerlei. Es kümmerte ihn nicht, weshalb der hagere Herr sich so angelegentlich nach seinem Fahrgast in der Königgrätzerstraße erkundigte, und als ihm Saza die Hand reichte, schlug er derb ein und sagte gemütlich schmunzelnd:

„Adieu, lieber Herr! Und besuchen Sie uns bald 'mal wieder!"

Freiherr Emmerich von Saza hatte, als er mit gebücktem Kopf das Kellerlokal verließ und die Droschke, die vor der Thür gewartet hatte, bestieg, ein Gefühl, wie es der Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht empfinden mag. Er atmete mehreremal tief auf und lächelte in ruhiger Befriedigung vor sich hin.

Er hatte einen klassischen Zeugen gefunden!

Fürst Ulrich von Engernheim hatte sich ihm zu ergeben — auf Gnade und Ungnade! Kein anderer als er, Freiherr Emmerich von Saza, hatte die Bedingungen des Friedens zu diktieren. Und wären sie unmenschlich harte, sie mußten angenommen werden. Saza war entschlossen, seinen Sieg bis aufs Aeußerste auszubeuten. Für seine wilde Begehrlichkeit vermochte er nur eine Schranke anzuerkennen: das Leben des Fürsten mußte geschont, bis

zum Selbstmorde durfte das unglückliche Opfer nicht getrieben werden — bis an die Grenze des Selbstmordes aber, bis in den Abgrund der Verzweiflung ... weshalb nicht.

Vielleicht war der Fürst aber auch einsichtig, ließ mit sich reden, und man konnte sich mit ihm gütlich abfinden. Das würde freilich ein wenig kostspielig werden, aber es war doch das Gescheiteste, was er thun konnte ...

Freiherr von Saza und Bertha fuhren am Abend nach der Flora zum italienischen Nachtfeste und unterhielten sich sehr gut.

XIX.

In ihrer nun mehr als dreijährigen Ehe waren Fürst Ulrich und Fürstin Alix von Engernheim zum erstenmal so recht allein. Seit einem Jahre war Fürst Ulrich Botschaftsrat in Petersburg, und da sowohl wie in Wien waren die jungen Leute in den Strudel des vollen gesellschaftlichen Lebens hineingezogen und kaum zur Besinnung gekommen.

Nun waren sie herzensfroh, daß sie seit sechs Wochen sich in beglückender Weltabgeschiedenheit in dem stillen Schlosse von Kypstein von den Strapazen des Winters erholen und mit ihrem reizenden Jungen, der den Namen seines Großvaters, Günther, führte und in vierzehn Tagen, am denkwürdigen zweiten September, sein erstes Lebensjahr abschließen sollte, in einsamer Beschaulichkeit nur für sich dahin leben konnten.

Die beiden liebten sich wahr und innig, und jetzt wurde ihnen wieder so recht klar, was sie freilich schon längst wußten, daß sie zu ihrem Glücke eigentlich niemand anders brauchten, als sich selbst und ihren Jungen. Die Tage rauschten nur so an ihnen vorüber, und jedesmal

wenn die Sonne hinter den bewaldeten Höhen des gegenüberliegenden Ufers zur Rüste ging, waren sie ganz erstaunt darüber, daß schon wieder ein Tag vorüber sei.

An dem alten Schlosse Kypstein hatten vier Jahrhunderte gebaut, und eine jede Zeit hatte in völliger Mißachtung ihrer Vorgängerin dem Bau den Stempel ihres eigenen Geschmacks aufgedrückt. Daraus war denn eine ganz wunderliche architektonische Gesamtheit geworden, die aber doch gerade in ihrer willkürlichen Zerfahrenheit ungemein reizvoll war und trotz der Verschiedenheit der einzelnen Teile ein zwar nicht einheitliches, aber doch harmonisch wirkendes Ganze bildete.

Der älteste Teil aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts zeigte in dem achteckigen Turme, dessen Gemäuer mit dichtem Epheu ganz bewachsen war, den plumpen Feudalstil mit schwerem gotischen Zierat an Fenstern und Thüren.

Das zu Ausgang des XVI. Jahrhunderts umgebaute Hauptgebäude war in dem vornehmen und gebieterischen Charakter der Hochrenaissance umgebaut worden, in den Nischen der prächtigen Fassade mit herrlichen Steinmetzarbeiten geschmückt, die ein aus Italien berufener Meister entworfen hatte, und die von den tüchtigsten deutschen Arbeitern ausgeführt waren.

An dieses stolze Gebäude lehnte sich in unberechtigter Vertraulichkeit der sogenannte „Herrenbau", eine im übermütigsten Zopfstile durchgeführte architektonische Laune mit den bedenklichsten Unarten, aber ungemein lustig, heiter und ansprechend.

Der „Herrenbau" war unter Ulrichs Urgroßvater,

einem leichtlebigen, vergnügten Herrn, der seine Jugend am Versailler Hofe zugebracht hatte, entstanden. Diesem hatte es in den imposanten, finsteren und strengen Renaissanceräumen nicht behagt. Er hatte an das alte ehrwürdige Schloß ein neues anbauen lassen, das in seinen keckgeschwungenen Verschnörkelungen, in seinen scherzhaften Umrissen, in den lichten und freundlichen Farben seiner ganzen Einrichtung die verjüngende Erinnerung an die lustigen Tage von Versailles in ihm neu belebt hatte.

Ulrichs Vater, dem stillen, menschenscheuen Fürsten Günther, war dieser „Herrenbau" ein Greuel. Er hatte ihn völlig abschließen lassen, betrat ihn nie und ließ es sich dabei begnügen, dafür Sorge zu tragen, daß das Rokoko-Schloß in Stand gehalten wurde und die kostbare Einrichtung, die Geräte, Stoffe und Gobelins keinen Schaden litten.

Ulrich dagegen, der im Renaissancebau aufgewachsen war, besaß wiederum für den Geschmack seines lebenslustigen Urgroßvaters das vollste Verständnis; und kurze Zeit, nachdem er den Besitz von Kypstein angetreten hatte, siedelte er nach dem „Herrenbau" über und ließ ihn zu einer behaglichen Wohnung herrichten. Der Renaissancebau wurde jetzt nur noch von den Fremden besucht, die sich für die dort untergebrachte berühmte Kypsteinsche Sammlung interessierten.

Das Schloß war in wundervoller Lage auf mittlerer Höhe eines steil abfallenden dicht bewachsenen Berges errichtet. Von dem im Thal am Ufer des schnellfließenden Flusses gelegenen Städtchen leitete ein gut gehaltener und

bequemer, in zahlreichen Schlingen und Windungen geführter Fahrweg zu dieser Höhe herauf.

Vom Schlosse und namentlich vom „Herrenbau" aus, war die Aussicht entzückend. Im Thale schlängelte sich der zwar nicht breite, aber ziemlich wilde Fluß, der sich hier bei seinem Abschiede von den Bergen in seinem seichten felsigen Bett noch ganz ungebärdig stellte und sein Wasser an dem Geröll und den größeren Blöcken schaumig aufspritzen ließ.

Am Fuß des Berges, vom rauschenden Wasser bespült, lag das Städtchen mit seinen anspruchslosen kleinen Häusern, die fast allesamt mit Schiefer gedeckt waren, und aus denen nur die stattlichen Türme der beiden Kirchen aufragten. Ueber der Stadt schien immer ein graubläulicher Dunst zu liegen. Vom Schlosse aus konnte man auf die breite Hauptstraße blicken; man konnte da auch wie kribbelnde Ameisen die Bewohner sich bewegen sehen.

Hinter der Stadt öffnete sich eine weite Ebene mit bunten, regelmäßig abgeteilten Feldern, die durch Hecken und Sträucher voneinander abgesondert waren. Dazwischen lagen bewaldete Stellen, die sich immer mehr verdichteten und im fernen Hintergrunde zu einem großen Walde zusammenzuschießen schienen. Nur wenige Häuschen und Gehöfte waren in der Ebene zu sehen. An besonders hellen Tagen konnte man in weiter Ferne die lichtblauen Umrisse des Gebirges erkennen, gewöhnlich aber verlor sich die Ebene in einen grauschimmernden Dunst, der unmerklich in den ewigen Aether überflutete.

Kypstein gegenüber auf dem jenseitigen Ufer lag ein

dichtbewaldeter Höhenzug, der in sanften Linien dem Flusse bis zu dieser Stelle folgte. Das Laub der Bäume hatte wegen der andauernden trockenen und heißen Tage des August schon jetzt seine unbeschreiblich schöne herbstliche Färbung angenommen: vom hellen Gelb und Orange durch alle Schattierungen des Grün bis zum leuchtenden Rot und matten tiefen Braun.

Hier war es immer schön, beim Sonnenschein, wenn der Fluß wie ein brennendes Band im Thale glitzerte, wenn die Schieferdächer funkelten, wenn die bunte Farbenpracht der Waldungen in voller Kraft erglänzte, und bei bedecktem Himmel, wenn sich ein matter Schleier über die Höhen zu breiten schien und ein schwermütiges Grau den Schiefer umhüllte, in jeder Beleuchtung, am Morgen, wenn das frühe Licht die liebliche Landschaft erfrischte und verjüngte, und zu später Stunde, wenn alles in das feierliche Dunkel tauchte und aus dem Städtchen die kleinen Lichter wie goldige Punkte aufleuchteten.

Und kein Geräusch der Stadt! Kein Rollen der Wagen, kein Schnurren des Rades, kein Pfiff der Lokomotive. Nur das gleichmäßige Brausen des Flusses im Thal, das Rauschen der Blätter, das Klagen und Seufzen und Heulen des Windes, der hier oben freilich fast immer wehte; und dazwischen in der Ferne das Krähen wetteifernder Haushähne. Das aber hörten die beiden längst nicht mehr; und der Wind mußte schon gehörig blasen, wenn er sich bemerkbar machen wollte.

Ulrich und Alix hatten tausend schöne Pläne gemacht, wie sie ihren zweimonatlichen Aufenthalt auf Kypstein verwerten wollten. Sie hatten sich fest vorgenommen,

Ausflüge nach den schönsten Punkten der Umgebung zu unternehmen, diese und jene befreundete Familie zu besuchen, einige Diners zu geben und wenigstens eine größere Festlichkeit zu veranstalten.

Und nun waren sie seit sechs Wochen auf Kypstein, und nichts von alledem war geschehen.

Sie lachten sich gegenseitig aus und konnten es selbst nicht begreifen, womit sie ihre Tage verbracht hatten, aber sie hatten in ihrem beseligenden Müßiggange zu dritt — denn der Junge war natürlich immer dabei — thatsächlich keine Zeit dazu gefunden.

„Weißt du," sagte Alix eines Tages, „daß ich unsere Sammlung, zu deren Besichtigung die Leute von meilenweit hergereist kommen, noch immer nicht gesehen habe!"

„Hast du sie vermißt?" fragte Ulrich lächelnd.

„Das nicht, aber es ist doch eine Schande und Sünde! Und ich schäme mich tot, wenn irgendwo das Gespräch darauf kommt!"

„Sage nur immer ganz ruhig: das haben wir auch! wenn von irgend einer kunstgewerblichen Schnurrpfeiferei die Rede ist. Wir haben nämlich wirklich alles! Mein guter Papa hat ja alles gesammelt. Auf weiteres laß dich lieber nicht ein, wenn ich dir raten darf. Von den Dingen muß man nämlich wirklich etwas verstehen, um deren Schönheit zu würdigen. Dazu muß man Studien machen. Und dazu haben wir beide keine Zeit mehr."

„Aber gesehen muß ich's doch haben — anstandshalber!"

„Natürlich. Und der Kustos, der mich wegen meines

ungenügenden Wissens bemitleidet und mir wegen meines mangelhaften Interesses im geheimen grollt, wird sich ein Vergnügen daraus machen, uns herumzuführen und sein Licht vor uns leuchten zu lassen."

„Dann wollen wir die Sache aber gleich abmachen, denn sonst finden wir doch keine Zeit dazu."

„Zeit haben wir freilich augenblicklich auch nicht viel; aber wir brauchen uns in den langweiligen Sälen ja nicht lange aufzuhalten. Also wenn du willst, komm!"

Alix setzte ihren Strohhut auf, und die beiden begaben sich nach dem Renaissancebau.

Der Kustos des Museums war in der That beglückt und fühlte sich hochgeehrt, den hohen Herrschaften die Herrlichkeiten, die Ulrich allerdings in bedauernswerter Weise unterschätzte, mit gelehrten Angaben über Zeit und Ort der Entstehung und sachkundigen Hinweisen auf die künstlerischen Besonderheiten und Vorzüge vorführen zu dürfen.

Seit länger als einer Stunde hatten der Fürst und Alix die Kunstwerke der Vergangenheit bewundert. Beide waren schon recht müde von allem, was sie hatten sehen und hören müssen. Da kam endlich die Abteilung der Textilarbeiten an die Reihe, und der Fürst gab mit einem Seufzer der Ergebenheit unbemerkt Alix gegenüber der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck, daß nun das Vergnügen hoffentlich bald vorüber sein werde.

„Dies, durchlauchtigste Fürstin, ist die berühmte Lamoralspitze," erläuterte der Kustos, „die Königin der Brabanter Klöppelarbeit, die vom Grafen Lamoral Egmont, dem Helden unseres klassischen Trauerspiels, dem

Infanten Philipp, nachmaligem König Philipp II. von Spanien, dem Vater des Don Carlos, des Helden eines anderen unserer klassischen Dramen, anläßlich dessen zweiter Vermählung zum Hochzeitsgeschenk gemacht wurde. An diese Spitze knüpft sich eine lange sagenhafte Geschichte . . ."

„Jawohl, Herr Doktor," fiel Ulrich in freundlichem Tone ein; und in der Besorgnis, daß der eifrige Gelehrte noch einen langen Vortrag halten werde, fügte er die Notlüge hinzu: „Ich habe meiner Frau die Geschichte von der Lamoral schon erzählt."

„So, so," schmunzelte der Kustos.

„Sehr interessant," bekräftigte die gutmütige Alix, die keine Ahnung davon hatte, um was es sich handelte. Aber etwas Anderes wußte sie: „Ist das nicht dieselbe Spitze," fragte sie ihren Mann, „von der die arme Liane eine Nachbildung besitzt?"

„Jawohl," antwortete Ulrich und wollte Alix weiterführen. Aber der Kustos hielt ihn durch eine Bemerkung zurück.

„In betreff dieser Lamoral möchte ich Euerer Durchlaucht noch eine gehorsamste Mitteilung unterbreiten, die mir schon seit einigen Tagen auf dem Herzen liegt."

„Bitte."

„Ich bin kein Spezialist in der Spitzenkunde und kann mich daher leicht irren. Aber mir will scheinen, als ob die Lamoral, seitdem wir sie auf Euerer Durchlaucht Befehl einmal ausgeliehen haben, ausgebleicht sei. Die Farbe kommt mir verdächtig vor, und ich möchte anheimstellen, ob wir nicht wohlthun würden, die Spitze einem Spezialisten zur Prüfung vorzulegen, ob nicht am

Ende — vielleicht unwissentlich — ein Umtausch stattgefunden haben könne."

„Das ist kaum denkbar," entgegnete Ulrich etwas nervös. „Wir können darüber ein andermal sprechen."

„Ganz wie Euere Durchlaucht befehlen."

Der Fürst und die Fürstin verabschiedeten sich mit vielem Danke von dem Museumsverwalter. Sie belobten in warmen Worten die musterhafte Ordnung, die zweckmäßige systematische Aufstellung, der Kustos fühlte sich geehrt, und die beiden waren froh, daß sie den Kelch geleert hatten.

„Es ist wirklich sehr viel Schönes da und sehr interessant und lehrreich," bemerkte Alix, „aber du hast recht, für mich ist es nichts! Und fürs erste bekommt mich der Herr Doktor, der übrigens ein sehr artiger und gescheiter Mensch ist, in seinem Museum nicht wieder zu sehen. Aber wir wollen ihn nächstens einmal zu Tisch laden . . ."

„Mit den andern?" fragte Ulrich scherzhaft.

„Ja, es ist unverantwortlich! Wir müssen wirklich nächstens einmal ein Diner geben . . ."

„Sobald wir Zeit haben!"

„Das ist ja das Schreckliche, daß wir hier nie Zeit haben!"

Und nun sollten sie wirklich nicht mehr die Zeit finden, um dem, was sie als ihre gesellschaftlichen Verpflichtungen betrachteten, hier noch zu genügen. Denn wenige Tage darauf, vor Ablauf seines Urlaubs, erhielt der Fürst eine Depesche vom Amte, die ihm das Wünschenswerte seiner wenn möglich sofortigen Anwesenheit in Berlin meldete.

Ulrich war schon auf eine solche Nachricht vorbereitet gewesen. Ein kleinerer Gesandtschaftsposten war frei geworden, und er hatte erfahren, daß er dafür in Aussicht genommen sei. Er antwortete, daß er sich sofort reisefertig mache und in zwei Tagen in Berlin eintreffen werde.

An einem der letzten Tage des August trafen Ulrich, Alix mit dem kleinen Günther und Begleitung in Berlin ein; sie bezogen eine hübsche Wohnung, die sie im Hotel Royal bestellt hatten.

Ulrich hatte eine ganz eigentümliche Empfindung, als er sich nach seiner ersten Unterredung im Amte, die sich in der That auf die Besetzung des erledigten Gesandtschaftspostens bezogen hatte, durch die Wilhelmstraße nach seinem Hotel begab. Er kam beim Palais Ifeneck vorüber. Er hatte gehört, daß der Graf von seinem Sommerurlaube noch nicht zurückgekehrt sei, und wußte, daß sich Gräfin Juliane vor aller Welt verschloß und seit Jahren niemand empfangen hatte.

Aus dem jetzt so stillen Palais waren dunkle Gerüchte über den zu ernstlichen Besorgnissen berechtigenden Gemütszustand der jungen Gräfin in die Kreise der Gesellschaft gedrungen. Man wußte nicht einmal, ob die Gräfin noch in Berlin sei oder nicht. Der Portier meldete seit Jahren regelmäßig: „Die Frau Gräfin ist auf Reisen.“ Aber man sah doch beinahe täglich die bekannte Kutsche des Geheimrats Dr. Lohausen, der in der Gesellschaft der Wilhelmstraße und des Tiergartens sich einer großen Beliebtheit und Popularität zu erfreuen hatte, vor dem Haupteingange halten. Der Präsident hatte deutlich bekundet, daß er nach dem Befinden seiner Frau nicht mehr

gefragt zu werden wünsche. Und so war denn Juliane so gut wie verschollen.

Auch Ulrich hatte im Egoismus seines Glückes als Gemahl der reizenden Alix und als Vater des kleinen pausbäckigen Günther die arme Juliane beinahe vergessen.

Wie war das nur möglich gewesen?

Jetzt, da er langsam an dem eisernen Gitter vorüberging, legte er sich diese Frage vor, und er fand keine Antwort darauf. Er war doch kein undankbarer, kein schlechter Mensch! . . . Er schüttelte den Kopf. Er konnte den Zusammenhang zwischen seiner Gegenwart und seiner Vergangenheit nicht mehr finden. Dem „tollen Ulrich" von ehedem stand er wie einem Fremden fremd gegenüber. Er war wie ausgetauscht. Er hatte Mühe, sich in sich selbst zurechtzufinden.

Zum ersten Male machte er sich klar, daß er den entscheidenden Schritt über die Schwelle zur männlichen Reife längst gethan haben mußte. Was dahinter lag, war ein lustiges, lautes, wirres Durcheinander, ein sonderbares Gewoge, aus dem dies und das in heiterer Frische auftauchte, sich hie und da aber auch etwas hervordrängte, was ihn verstimmte und bekümmerte. Aber alles das war mehr oder minder abgethan, es war losgelöst von ihm und seinem Sein. Er unterschied es nur noch undeutlich, die Formen waren verschwommen, und die Laute verhallten wie ein fernes Summen.

Was ihn jetzt bewegte, was ihn jetzt ganz erfüllte, war ein anderes.

Es war die herzliche, schlichte, wahre Liebe zu seiner Frau, mit der er sich Eins fühlte in jeder Empfindung,

in jeder Regung, in jedem Atemzuge, — zu Alix, die er nicht beobachtete, nicht studierte, nicht analysierte, die er einfach liebte, und die mit derselben zärtlichen, hingebenden Liebe an ihm hing; es war die Empfindung des Vaters für das einfältige, rührende Geschöpf, dem er das Leben gegeben hatte, und das ihn mit seinen kugelrunden, verwunderten, kornblumenblauen Augen thöricht anstarrte; es war der Ernst, mit dem er die freiwillig übernommenen Pflichten erfüllte, sein ehrgeiziges Verlangen, die reichen Gaben des gütigen Geschicks und die erworbenen Fähigkeiten nützlich und würdig zu verwerten.

Ja, er mußte dem Geschicke dankbar sein! Und nur durch strengste Pflichterfüllung, durch eisernen Fleiß konnte er sich dessen überreiche Gunst verdienen. Er glaubte fest an das Goethesche Evangelium der seligmachenden, nimmer rastenden, immer unbefriedigten Thätigkeit. Er hatte sich nach dieser Lebensregel, seit dem Tage, da er zum erstenmale ernsthaft über sich und seine Aufgaben nachgedacht hatte, sein ganzes Dasein gezimmert; und von dieser Regel war er nie abgewichen.

Er bekräftigte jetzt, da er an einen Wendepunkt in seinem Berufe heranrückte und zu einer obersten, leitenden, verantwortlichen Stellung berufen werden sollte, in sich dies Gelübde der pflichtgetreuen, nie erlahmenden Arbeit, mit der er die Gnadengeschenke des Schicksals bezahlt zu machen hoffte.

Er dachte an sein unbewölktes Glück, über das seit seiner Ehe mit Alix auch nicht der flüchtigste Schatten gehuscht war; er dachte an den Neid der Götter; er wollte sie versöhnen . . .

Um den ahnungslosen Fürsten, der so frohgemut mit erhobenem Haupte daherschritt, um den Gatten des holden liebenden Weibes, den Vater des reizenden Jungen, hatte sich indessen das Unwetter schon finster und dräuend zusammengeballt.

Und nun leuchtete es auf, und er vernahm das erste unheilverkündende Grollen.

An Günthers erstem Geburtstage, der für die Eltern ein Freudentag sein sollte, empfing der Fürst durch die Post den folgenden Brief:

„Berlin, 1. September 1883.

Durchlaucht!

Schreiberin dieses Briefes ist die frühere Kammerjungfer der Frau Gräfin von Iseneck, die wegen Beteiligung an dem bekannten Diebstahl zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden ist. Ich habe unschuldig gelitten, Durchlaucht! Während der Diebstahl verübt wurde, habe ich am Flurfenster des ersten Stocks gestanden. Ich habe von da jemand durch den Park in das Palais kommen sehen, den ich schon öfter gesehen hatte. Ich habe davon in der Verhandlung nichts sagen wollen, um die Frau Gräfin zu schonen, und weil man mir doch nicht geglaubt hätte. Jetzt wird man mir glauben müssen, denn der Zufall hat mich mit einem Zeugen zusammengeführt, der denselben Herrn in jener Nacht den Park hat verlassen sehen. Der Herr hat eine Droschke genommen und ist zu Kroll gefahren.

Ich bin es mir schuldig, daß meine Ehre wieder hergestellt werde, und mein Advokat, dem ich die Thatsachen ohne Nennung von Namen mitgeteilt habe, hat mir geraten, das Wiederaufnahmeverfahren zu beantragen.

Denn eine bestrafte Diebin findet keine Stelle. Bevor ich mich dazu entschließe, will ich aber sehen, ob ich mir die Mittel zu einem genügenden Unterhalt verschaffen kann, ohne hochgestellte Persönlichkeiten in ihrer Stellung zu schädigen. Ich habe mich an die Frau Gräfin Iseneck gewandt, und diese hat mein gutes Recht auch durch Bewilligung einer kleinen Summe (fünfhundert Mark) anerkannt. Aber damit kann mir natürlich nicht gedient sein. Ich habe Anspruch darauf, für drei Jahre schweren unverdienten Leidens schadlos gehalten zu werden und meine Zukunft sichergestellt zu sehen.

An Euere Durchlaucht habe ich nicht die geringste Forderung. Aber ich weiß, Euere Durchlaucht haben ein gutes Herz, und als früherer Hausfreund der gnädigen Frau Gräfin wissen Euere Durchlaucht vielleicht guten Rat und können mir sagen, wie ich es wohl ermöglichen könnte, zu meinem Rechte zu kommen, ohne der Frau Gräfin wehe zu thun und eine hochgestellte Persönlichkeit in die Sache hineinzuziehen.

Nur um diese Auskunft bitte ich Euere Durchlaucht, um nichts anderes! Da ich weiß, wie nahe Euere Durchlaucht der Familie Iseneck gestanden haben, wird es nicht auffällig sein, daß ich mich zuerst an Euere Durchlaucht wende. Fremde Hilfe würde ich erst in Anspruch nehmen müssen, wenn Euere Durchlaucht meine gehorsamste Bitte um einen guten Rat nicht erfüllen könnten oder wollten.

Euerer Durchlaucht unterthänigste Dienerin

Bertha Schmider

zur Zeit beim Freiherrn Emmerich von Saza

Charlottenstraße, S.W."

Fürst Ulrich war sehr betroffen, als er diesen Brief las, der einem Schreckgespenste aus der Vergangenheit, das er längst zerstoben wähnte, plötzlich wieder ein fürchterliches Leben gab.

Daß dieses Schreiben mit seinen wohlerwogenen Wendungen, die dem Kundigen alles sagten und sich dem Unkundigen als unverfänglich darstellten, nicht das Werk einer Kammerjungfer, daß es ein Diktat war, wußte er; daß dieses Diktat vom Freiherrn von Saza, dessen Name nicht unabsichtlich angegeben worden war, herrührte, setzte er voraus.

Da war ja das Mädchen vor die rechte Schmiede gekommen!

Der Fürst erkannte auch sofort, daß hier eine Erpressung im größten Stile geplant war und ins Werk gesetzt werden sollte. Er wäre ohne Zweifel selbst zu den erheblichsten Geldopfern bereit gewesen, wenn sich die Sache damit hätte totmachen lassen. Aber er mußte sich sagen, daß hier eine Schraube ohne Ende angesetzt wurde; vor allem aber war es ihm unmöglich, sich in ein unerträgliches Verhältnis der Abhängigkeit von dieser Person und deren Beistand zu begeben. Unterhandeln ließ sich mit dieser Gesellschaft nicht. Er konnte es auch nicht wagen, sich irgend jemand anzuvertrauen, denn in diesem Falle hätte er Dinge berühren müssen, die nicht sein Geheimnis waren. In seiner Ratlosigkeit kam er zu keinem anderen Ergebnis, als daß er thatlos zu bleiben und das Weitere abzuwarten habe.

XX.

Gaza hatte sich inzwischen auf das, was er den „großen Coup“ nannte, gerüstet. Er hatte die Möglichkeit vorausgesehen, daß sich in nächster Zeit um seinen Namen ein großer Tumult erheben werde, und er war somit darauf bedacht gewesen, alle kleinen Unregelmäßigkeiten seines Daseins, die bei diesem Anlaß vielleicht zur Sprache kommen und ihm beschwerlich werden könnten, möglichst zu ordnen. Sein ganzes Dasein war nun freilich in seinem eigentlichen Wesen nichts anderes als eine lange ununterbrochene Kette von Unregelmäßigkeiten; diese waren indessen doch so beschaffen, daß man ihm deswegen nichts Besonderes anhaben konnte.

Nachdem er den geprellten Wiener Geschäftsfreund versöhnt hatte, war nur noch ein dunkler Punkt auszumerzen, — eine Geringfügigkeit: die unbezahlte Hotelrechnung in Wien. Die paar hundert Gulden drückten ihn. Und da sein Börsenkollege am „Rechtsstaat“ neuerdings ein unerwartet gutes Geschäft gemacht und für die Nichtveröffentlichung eines Aufsatzes über die mehr als zweideutigen Manöver eines lichtscheuen Bankhauses, dem

man diesen Aufsatz als Bürstenabzug zugänglich gemacht, eine nicht unbedeutende Entschädigungssumme bezogen hatte, da dieser redliche Gewinn zwischen den beiden Hauptmitarbeitern des Blattes redlich geteilt worden war und Saza also zur Zeit wieder einmal über genügende Mittel verfügte, so schrieb er an den Wiener Hotelwirt.

Er entschuldigte sich, so gut es eben gehen wollte, dankte dem Wirt in höflichster Weise für den ihm bewilligten langen Kredit und bat ihn, den Betrag seiner Schuld mit Einrechnung der Zinsen durch die Post, oder wie es ihm sonst beliebe, bei ihm einziehen zu lassen. Nach einigen Tagen wurde dem Baron eine Quittung des Wirtes präsentiert. Saza zahlte auf Heller und Pfennig. Darauf erhielt er dann, wiederum nach Verlauf von einigen weiteren Tagen, zwei Koffer, in denen die sämtlichen von ihm und Rosen bei ihrer plötzlichen Abreise zurückgelassenen Effekten: Kleider, Wäsche und sonstige Gegenstände, wohlverpackt waren. Saza hatte kaum noch daran gedacht.

Er log Bertha irgendetwas vor, um den Ursprung jener Sachen, die Rosen gehört hatten, ungefähr zu erklären, und stellte ihr anheim, daraus das ihr etwa noch brauchbar und geeignet Erscheinende auszuwählen und zu behalten, das übrige aber an den Trödler zu verkaufen. Die Musterung erfüllte Bertha mit einer gewissen Geringschätzung für die frühere, ihr unbekannte Besitzerin; nur einige wenige Kleinigkeiten erachtete sie der Aneignung für würdig.

„Sehen Sie sich bloß den Plunder an!“ sagte sie, während sie ihren Freund vor die auf Stühlen und

Tischen ausgebreiteten Kleidungsstücke führte; „der ganze Kram ist nicht die Fracht wert, die Sie dafür gezahlt haben."

Da fiel der Blick des Barons auf einen schadhaften Wintermantel mit rehfarbenen Plüschaufschlägen, und er machte nun eine auffällige Bewegung der Ueberraschung.

„Das hatte ich ja ganz vergessen!" rief er. „Du irrst dich, der Mantel da ist kostbarer als du glaubst! Sieh dir einmal das Futter an!"

„Ganz gewöhnlicher Wollenplüsch!" versetzte Bertha verächtlich.

„Das Futter meine ich nicht! Ich meine Verborgeneres. In dem Mantel da ist bares Geld eingenäht! Ich habe es der früheren Besitzerin sogar ersetzen müssen, da sie den Mantel auf meine Veranlassung in Wien zurückgelassen hatte. Also trenne die Nähte recht vorsichtig auf; wenn man mich nicht belogen hat, werden wir in diesem unscheinbaren Mantel etwas Ueberraschendes finden."

Bertha lächelte mißtrauisch. Sie holte indessen eine Schere, nahm den Mantel, setzte sich und begann die untere Naht zu lösen. Der Baron stand neugierig hinter ihr.

„Es kann doch etwas Wahres an der Sache sein," bemerkte sie nach aufmerksamerer Betrachtung. „Da oben ist Maschinennaht, und dies ist mit der Hand genäht."

Sie hatte jetzt ein genügendes Stück aufgetrennt und erleichterte sich nun die Arbeit, indem sie Stoff und Futter mit einem kreischenden Geräusche auseinanderriß.

Was war das?!

Was sie nun sah, machte sie sprachlos vor Erstaunen, betäubte sie beinahe . . .

Sie entfärbte sich, öffnete den Mund und lehnte sich an den Rücken des Stuhles. Der Mantel glitt von ihren Knieen auf den Boden.

„Was ist dir denn?“ fragte Saza überrascht.

„Um Gotteswillen!“ rief Bertha entsetzt aus. „Wo kommt das her?!“

„Was denn?“

„Das da!“

Sie raffte den Mantel in nervöser Hast wieder auf, riß vor Aufregung bebend die Seitennähte auf und zeigte nun auf die am Innern des Futters mit losen Stichen befestigte Spitze.

„Das da!“ wiederholte sie in unheimlichem Tone. „Das da! Wissen Sie, was das ist! Das ist die gestohlene berühmte Spitze! Die Spitze, die der Gräfin Ifeneck damals gestohlen worden ist! . . . Um Gotteswillen, wie kommt die dahin? Und wie kommen Sie dazu?!“

Auch Saza war von dieser unerwarteten Enthüllung ganz verblüfft.

„Die Spitze der Gräfin Ifeneck?“ wiederholte er erregt.

„Die Lamoralspitze! Wie kommen Sie dazu?!“

Der Baron war im ersten Augenblicke nicht im stande, diese Frage auch nur sich selbst gegenüber zu beantworten. Er setzte sich Bertha gegenüber ans Fenster, runzelte die Stirn, stützte das Kinn auf die Hand und starrte nachdenklich durch die Scheiben. Allmählich verschwanden die Falten von seiner Stirn: er hatte den Zusammenhang gefunden! Und nun verzogen sich seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln.

Er hatte ja von Bertha erfahren, in welchen Beziehungen Rose Moockel früher zu Fritz Wildicke gestanden hatte. Er wußte ja, daß auch Rose auf der Anklagebank gesessen hatte. Er lächelte. Die Rose war doch die Schlaufte von der ganzen Gesellschaft gewesen. Sie war freigesprochen worden!

Saza war der einzige, der die Lösung des Rätsels wußte, und er hatte keineswegs die Absicht, Bertha zur Mitwisserin zu machen.

„Also das ist die Spitze der Gräfin Iseneck!" rief er befriedigt aus, während er sich erhob. „Du bist deiner Sache doch ganz sicher?"

„Aber ganz sicher!" sprach Bertha mit großer Bestimmtheit. „Ich habe die Spitze ja dreißigmal stundenlang in Händen gehabt und würde sie unter Tausenden wiedererkennen. Aber so erklären Sie mir doch nur . . ."

„Ich verstehe die Sache selbst nicht recht! Die Dame, der der Mantel früher gehörte, hat mir entschieden die Unwahrheit gesagt. Ich muß voraussetzen, daß sie irgendwelche Beziehungen zu dem Hehler gehabt und vielleicht von diesem den Auftrag erhalten hatte, die Spitze in Wien zu verkaufen. Dies Vorhaben ist durch den Zufall unserer plötzlichen Abreise vereitelt worden. So denke ich mir . . ."

„So etwas muß es auch sein! . . . Nein! Nein!" rief Bertha, während sie beständig den Kopf schüttelte, „sollte man es für möglich halten, daß nun ich gerade die Spitze wiederfinden muß! Wie ist es nur möglich!"

Sie konnte sich noch gar nicht fassen.

„Aber was fangen wir denn nun damit an?" fragte

sie nach einer Weile, während sie mit peinlichster Sorgfalt die herrliche Arbeit von dem Futter ablöste.

Saza hatte natürlich nicht einen Augenblick daran gedacht, das kostbare Stück zu behalten oder gar den Versuch zu machen, es in eigennütziger Weise zu verwerten.

„Was sollen wir damit anfangen? Nichts!“ gab er zur Antwort. „Wir bereiten den Isenecks die große Freude, es ihnen wiederzubringen . . . und da fällt mir ein: Graf Isenek hat für den Wiederbringer der gestohlenen Sachen sehr hohe Belohnungen ausgesetzt, und für den Wiederbringer der Spitze eine besonders hohe, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht. Ich werde gleich einmal nachsehen, ich habe ja die betreffenden Zeitungsnummern alle gesammelt. Die Belohnung wollen wir uns doch nicht entgehen lassen. Isenecks sind viel reicher als wir, und ich sehe nicht ein, weshalb wir denen etwas schenken sollten.“

Die Mappe mit den auf den Isenekschen Diebstahl bezüglichen Dokumenten lag auf dem Schreibtische des Freiherrn obenauf. Das war ja gerade die Sache, die er seit einigen Wochen mit rastlosem Eifer bearbeitet hatte. Und was er suchte, fand er bald. Auf den Isenekschen Einbruch bezogen sich eine ganze Reihe von Anzeigen, die teils von den Behörden, teils auch von dem Bestohlenen selbst veröffentlicht worden waren. Die späteste derselben, die mehreremal wiederholt worden war, lautete:

„Dreitausend Mark Belohnung.

Unter den in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember vorigen Jahres im Isenekschen Palais gestohlenen Gegen-

ständen befindet sich eine moderne Spitze, die kunstvolle Nachbildung einer berühmten Brabanter Klöppelarbeit aus dem XVI. Jahrhundert (der sogenannten „Lamoralspitze"), auf deren Wiedererlangung ganz besonderer Wert gelegt wird. Demjenigen, der diese Spitze in gutem Zustande dem Bestohlenen wieder verschafft, beziehentlich zur Wiedererlangung derselben verhilft, wird die obige Belohnung gewährt; für jeden Fall aber wird demjenigen, der über den Verbleib der Spitze irgendwelche Auskunft geben kann, eine entsprechende hohe Belohnung zugesichert. Näheres beim Portier im gräflich Ifeneckschen Palais.

Berlin, im März 1880."

„Dreitausend Mark!" lachte Saza. „Also fünfzehnhundert Mark für jeden von uns! Es ist ja nicht viel! Aber es ist doch immerhin mitzunehmen. Nicht wahr, mein Kind?"

Er streichelte Berthas Wangen.

Das Mädchen hatte sich bis jetzt von seiner Bestürzung noch immer nicht erholen können. Die sicher erscheinende Aussicht auf einen Gewinn von fünfzehnhundert Mark brachte sie einigermaßen wieder zur Besinnung.

„Daß man dafür dreitausend Mark Belohnung aussetzt," fuhr Saza fort, während er einen Zipfel der Spitze aufhob und die Arbeit betrachtete, „ist mir unbegreiflich. Was ist denn so ein Ding wert?"

„Ich kann es nicht schätzen," erwiderte Bertha. — „Aber Graf Ifeneck weiß schon, was er thut, und wenn er dreitausend Mark Belohnung aussetzt, ist der Wert gewiß das Fünffache, vielleicht das Zehnfache . . . ich weiß es nicht!"

„Das müßte sich doch feststellen lassen!“ fuhr Saza fort, und nach einer kurzen Pause setzte er mit veränderter Stimme hinzu: „Halt! ich hab's! Ich habe meinen Mann gefunden! Durch den muß die ganze Sache überhaupt gemacht werden! Dann gehen freilich noch ein paar hundert Mark Spesen ab. Aber dann haben wir keine Scherereien mehr davon, haben mit der ganzen Sache nichts mehr zu schaffen, und dafür kann man schon ein kleines Opfer bringen!“

Saza erinnerte sich seines alten Sozius Sparber, der in seinen jungen Jahren Antiquitätenhändler gewesen und, wie Saza wußte, seit einiger Zeit wieder zu seinem früheren Berufe zurückgekehrt war, das Darlehns- und Kommissionsgeschäft nunmehr aber daneben, nur viel vorsichtiger und versteckter, betrieb. Saza besann sich nicht lange, er nahm die von Bertha sorgfältig zusammengelegte und eingepackte Spitze und fuhr zu Sparber.

Die beiden begrüßten sich wie alte vorurteilslose Freunde, und nachdem sie über ihre Erlebnisse während ihrer langjährigen Trennung sich gegenseitig allerlei Unwahrheiten gesagt hatten, kam der Baron auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen.

Saza erzählte seinem früheren Geschäftsgenossen, daß er auf eigentümliche Art in den Besitz eines Damenmantels gelangt sei, den er einem Mädchen zum Geschenk habe machen wollen. Als diese an dem Mantel eine Aenderung vorzunehmen beabsichtigt habe, um ihn ihrer Figur anzupassen, habe sie zwischen Stoff und Futter eine eingenähte Spitze gefunden. Sie habe ihm von ihrem Funde Mitteilung gemacht, und er habe sogleich die ihm wohl-

bekannte Spitze seiner Cousine, der Gräfin Juliane von Ifeneck, geborenen Gräfin Wiking, erkannt.

„Sie wissen ja," — warf er nebenbei hin — „meine Mutter ist eine Wiking."

Er habe sich nun weiter in der Sache bemüht und festgestellt, daß in der That am 21. Dezember 1879 diese Spitze mit anderen Wertobjekten im Palais Ifeneck gestohlen worden sei. Ifeneck habe für Wiedererlangung der Spitze eine besondere Belohnung von dreitausend Mark ausgesetzt. Er habe aber wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen Bedenken, die Sache direkt mit Ifenecks abzumachen, und möchte Sparber als Zwischenhändler einschieben; natürlich gegen eine entsprechende Vergütung.

„Dreitausend Mark! Das glaube ich wohl!" schmunzelte Sparber, nachdem er das Paket geöffnet und die „Lamoral" ausgebreitet hatte. „Das ist ein geradezu unbezahlbares Kunstwerk!"

„Eine Nachahmung!" erklärte Saza.

„Gott bewahre! Keine Nachahmung! Die Spitze ist so echt wie wir beide von Fleisch und Blut sind."

„Aber so lesen Sie doch! Ich habe die Bekanntmachung mitgebracht."

Sparber las die in der Zeitung angestrichene Stelle und schüttelte den Kopf. Er nahm die Spitze wieder zur Hand, trat ans Licht und führte sie dicht unter die Augen. Und wieder bewegte er ungläubig das würdige Haupt. Er holte eine Lupe und musterte die kunstvolle Arbeit noch aufmerksamer.

„Sollte ich mich so täuschen!" sagte er langsam. „Es ist ja gar nicht möglich, daß das eine Nachahmung

sein soll! Da ist ja auch eine schadhafte Stelle später ausgebessert . . . na, Graf Iseneck muß es schließlich am besten wissen . . . Vielleicht hat er aber nur einen Kunstgriff gebraucht, um den Wert herabzudrücken . . . das glaube ich sogar! . . . Da wollen wir uns doch noch etwas genauer erkundigen. Ich kenne hier die erste Autorität in der Textilarbeit, und wenn dieser fachgelehrte Mann meine Meinung teilt, dann mag Graf Iseneck sagen, was er will, dann weiß ich, was ich zu thun habe! Dann wird der Herr Graf den Beutel etwas weiter aufziehen müssen! . . . Ihre Geschichte vom Mantel werde ich übernehmen. Den Mantel könnte ich ja gerade so gut an mich gebracht haben wie Sie!"

Sparber lächelte schlau.

„Es ist keine Fabel, die ich Ihnen erzählt habe," fiel Saza ein. „Ich will Ihnen den Mantel sogar schicken."

„Thun Sie das ja. Mit dem Grafen werde ich schon verhandeln. Mit fünfzehn Prozent vom Erlöse ist meine Arbeit doch gewiß nicht zu hoch bezahlt! Denken Sie doch, all die Laufereien . . ."

„Einverstanden!" erklärte Saza. „Ich schicke Ihnen den Mantel, den Sie zweckentsprechend verwerten mögen, Sie erledigen alles und beziehen fünfzehn Prozent vom Erlöse!"

„Einverstanden!"

„Und Sie lassen mich wissen, was Sie erreicht haben?"

„Ich schreibe Ihnen sofort eine Karte."

Die beiden drückten sich die Hand, und Saza empfahl sich.

Sparber stellte noch an demselben Tage, nach Rück-

sprache mit dem im Spitzenfache in der That als eine erste Autorität anerkannten Sachverständigen, der die „Lamoral“ sorgfältig geprüft hatte, fest, daß diese Spitze ohne den geringsten Zweifel die echte, und daß sie also geradezu unschätzbar sei.

Darauf schrieb er an Se. Excellenz den Herrn Präsidenten Grafen von Ifeneck, Wirkl. Geheimrat pp., einige Zeilen, in denen er mitteilte, daß er durch einen besonderen Zufall in den Besitz einer wertvollen Spitze gelangt sei, die möglicherweise, wie es ihm erst jetzt einfalle, aus dem vor einer Reihe von Jahren an Sr. Excellenz verübten Diebstahle herrühre. Der Brief schloß mit der höflichen Bitte um den Besuch des Herrn Präsidenten.

Graf Ifeneck, der erst eben von seinem Urlaub zurückgekehrt war, fuhr, sobald er Kenntnis von dieser überraschenden Meldung erhalten hatte, sogleich nach der ihm bezeichneten Wohnung. Sparber erzählte ihm eine ganz glaubhaft klingende Geschichte, deren Wahrhaftigkeit zu bemängeln für den Präsidenten kein Grund vorlag, und breitete nach dieser kurzen Einleitung die Spitze vor dem Grafen aus.

„Das ist die meiner Frau gestohlene Spitze!“ rief Graf Albrecht aus. „Ich erkenne sie ganz genau!“

„Excellenz werden mir verzeihen, wenn ich die Sache, die für mich ein Geschäft ist, geschäftlich anfasse,“ bemerkte Sparber in schmunzelnder Unterwürfigkeit. „Weit entfernt, die Worte Eurer Excellenz irgendwie anzuzweifeln, muß ich mir doch die Frage vorlegen: ob sich Euere Excellenz nicht am Ende doch in einem unwissentlichen Irrtum befinden. Mit Spitzen ist das so ein eigen Ding!“

„Ich kann Ihnen Ihre Vorsicht durchaus nicht verübeln. Aber ich bin meiner Sache absolut sicher! Ich selbst habe die Spitze hier auf der Gewerbeausstellung gekauft und sie meiner damaligen Braut, meiner jetzigen Frau, zum Geschenk gemacht."

Sparber begleitete jeden Satz des Grafen mit einem bestätigenden Kopfnicken.

„Sehr wohl, sehr wohl! . . . Was mich stutzig macht, ist der Umstand, daß in jener Bekanntmachung, welche demjenigen, der die Spitze wiederschafft, eine Belohnung von dreitausend Mark zusichert . . ."

„Die unverzüglich ausgezahlt werden wird," fiel der Präsident ein.

Sparber nickte wiederum zustimmend, indem er lächelnd die Augen schloß, und fuhr dann fort: „Daß da von einer Nachahmung die Rede ist . . ."

„Ganz recht!" unterbrach der Präsident. „Es ist allerdings ein Meisterwerk der Nachbildung, so vollkommen, daß es selbst Kenner täuschen könnte . . ."

„Mich doch nicht, Excellenz," schmunzelte Sparber. „Diese Spitze ist echt!"

„Sie irren, mein Herr," sagte der Präsident ruhig. „Die echte, wahre Spitze, das geschichtliche Original, die sogenannte ‚Lamoral', befindet sich in der Kypfteinschen Sammlung, im Besitze des Fürsten Ulrich von Engernheim. Diese hier ist die Nachbildung, die vor ungefähr neun Jahren, im Winter 1874 auf 1875, hier in der Gewerbeausstellung unter den Kennern und Liebhabern großes Aufsehen machte, und die ich da, wie bemerkt, für meine Braut gekauft habe. Ihr Irrtum ist übrigens

sehr begreiflich, die Nachbildung soll nach der Versicherung aller Kundigen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen."

Sparber hatte den Grafen ruhig ausreden lassen und wie vorher immer schmunzelnd genickt.

„Darf ich mir die gehorsamste Frage erlauben," sagte er nun in demütigem Tone, „welchen Preis Euere Excellenz für die Spitze gezahlt haben?"

„Zwölftausend Mark — wenn ich mich recht erinnere."

„Nun, Excellenz, für diese Spitze hier zahle ich sofort und auf dem Flecke mit Vergnügen das Doppelte und mache ein gutes Geschäft dabei!"

Der Präsident sah erstaunt auf.

Sparber fuhr in seiner unterwürfigen Weise fort: „Diese Spitze ist echt wie Gold! Ich nehme sie dafür und zahle dafür! Vielleicht ist noch eine Zwillingsspitze da, in der Sammlung des Fürsten Engernheim, das bestreite ich ja nicht! Ich sage nur und wiederhole: diese Spitze ist echt! Und wenn Euerer Excellenz eine kunstvolle Nachbildung gestohlen worden ist, dann ist das wieder eine andere, eine dritte Spitze! Diese ist es dann nicht! Denn diese hier ist echt!"

„Ich weiß in der That nicht, worauf Sie hinaus wollen! Ich kann Ihnen nur wiederholen: Sie befinden sich im Irrtum, mein Herr!"

„Der Irrtum muß sich ja leicht aufklären lassen, Excellenz. Ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann, kein Hehler, Excellenz! Sobald sich mir die Vermutung aufdrängte, daß diese Spitze mit der Euerer Excellenz gestohlenen am

Ende identisch sei, habe ich Euerer Excellenz unverzüglich Kunde davon gegeben . . ."

„Und ich habe Ihnen dafür zu danken!"

„Durchaus keine Ursache, es war meine Pflicht und Schuldigkeit! Aber es ist nun doch unmöglich, Euerer Excellenz etwas auszuhändigen, von dem ich als Sachverständiger bestimmt weiß, daß es etwas anderes ist, als dasjenige, was Euerer Excellenz gestohlen worden ist. Euerer Excellenz ist eine moderne, eine nachgemachte Spitze gestohlen worden; die von mir erstandene ist aber alt und echt. Euere Excellenz glauben, daß ich mich täusche. Ich bin meiner Sache aber sicher. Da wird also nichts anderes übrig bleiben, als daß wir den Schiedsspruch eines amtlichen Sachverständigen, dessen Gutachten wir anerkennen müssen, herbeiführen."

„Damit bin ich vollkommen einverstanden!"

„Und ich erlaube mir noch den Vorschlag, daß wir, bis zur Erledigung dieser Streitfrage durch das Erkenntnis des Sachverständigen, die Spitze bei irgendeiner amtlichen Vertrauensperson, einem Notar, denke ich, deponieren."

„Sehr wohl!"

„Ich stelle hiermit die Spitze Euerer Excellenz zur Verfügung und bitte Sie, selbst die geeignet erscheinende Persönlichkeit zu bestimmen und es gütigst zu veranlassen, daß mir von dieser ein Verwahrungsschein, mit der Anerkennung meiner Besitzrechte unter dem durch die Umstände bedingten Vorbehalte, zugestellt werde. Hier, Excellenz!"

Sparber hatte, während er also sprach, die Spitze

wieder zusammengefaltet und in einen Karton gelegt, den er nun dem Präsidenten höflich überreichte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ versetzte der Präsident. „Ich kann Ihnen das Zeugnis nicht versagen, daß Sie die Angelegenheit in durchaus zweckmäßiger und eines ehrenhaften Geschäftsmanns würdiger Weise zu erledigen bemüht sind. Die gewünschte Bescheinigung wird Ihnen noch heute eingehändigt werden. Wegen des Sachverständigen-Gutachtens werden wir das Weitere baldigst vereinbaren. Ich empfehle mich Ihnen!“

Sparber geleitete den Präsidenten bis zum Wagen. Er ließ es sich nicht nehmen, selbst den Karton zu tragen, „um Excellenz nicht damit zu belästigen.“

Mit tiefer Verbeugung verabschiedete er sich von dem davonrollenden Grafen. —

Wenige Stunden später erhielt er vom Justizrat Felix Quintus die mit dem Dienststempel versehene Bescheinigung . . .

Als Saza von seinem früheren Sozius von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt wurde, als er hörte, daß die echte Spitze sich eigentlich in der Kypsteinschen Sammlung des Fürsten Engernheim befinden müsse, daß diese echte Spitze aber doch aus dem Schranke der Gräfin Ifeneck gestohlen sei, — da jubelte er hell auf!

Der gute Graf Ifeneck! Er ahnte nichts von der Wahrheit, die der Baron vollkommen durchschaute. Gräfin Juliane besaß ja für Spitzen eine tolle Schwärmerei; das war ja auch ihm von früher her bekannt! Der gute Mann hatte ihr falsche Spitzen geschenkt, der edle Galan hatte sie mit den echten vertauscht. In der That das

Geschenk eines fürstlichen Liebhabers — unauffällig und großartig!

Die Spitzen!!

Ein kostbarerer Strick für den Galgen war nie gewirbelt worden! Und die ganze Gesellschaft sollte baumeln, wenn sie sich nicht in vernünftiger und anständiger Weise mit ihm auseinandersetzte!

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen kleinen Aufsatz. Er mußte mit seiner Arbeit wohl zufrieden sein, denn er lächelte beständig, während er schrieb. Er beförderte den Aufsatz sofort in die Druckerei und ließ ihn setzen.

Als die Korrektur kam, lachte er wieder.

„Fürst Ulrich hat dir noch immer nicht geantwortet?“ sagte er höhnisch zu Bertha. „Nun, jetzt wird er dir antworten, verlaß dich drauf! Setz dich, Kind, und schreib!“

Und er diktierte ein zweites Schreiben Bertha in die Feder, das „eingeschrieben gegen Rückschein“ an Se. Durchlaucht den Fürsten Ulrich von Engernheim, Hotel Royal, befördert wurde.

XXI.

Fürst Ulrich hatte lange geschwankt, ob er den Brief mit der ihm nun schon bekannten Handschrift überhaupt öffnen solle oder nicht. Schließlich hatte er ihn gelesen, und darüber war er froh. Denn die Angelegenheit schien sich nun doch in einer Weise zu verwickeln, die es ihm vielleicht verbieten durfte, bei der von ihm eingenommenen Haltung des völligen Ignorierens zu verharren. Er wußte sich keinen Rat. Die Sache erregte ihn dermaßen, daß er seinen Kopf ganz benommen fühlte und sich in die leidige Notwendigkeit versetzt sah, eine dritte Person ins Vertrauen zu ziehen.

Er dachte zunächst an den Staatsanwalt von Dünenhorn, — aber der war ihm zu jung; dann an den Legationsrat von Berwitz, — der hatte wiederum der Gräfin Juliane freundschaftlich zu nahe gestanden und konnte, wenn der Fürst auch, wie er fest entschlossen war, bei seiner Darstellung keinen Namen nannte, die Wahrheit möglicherweise doch erraten.

Endlich hatte er die durchaus geeignete Persönlichkeit ermittelt!

Justizrat Felix Quintus war ein alter Kartellbruder von ihm. Ulrich war früher im Klub häufig mit ihm zusammengetroffen, und die heitere, weltmännische Art des als ausgezeichneten Juristen bekannten Mannes war ihm immer sympathisch gewesen. Quintus war ein scharfsinniger, welterfahrener, durch und durch ehrenhafter Mann, der in der Welt und mit der Welt lebte und für die mißliche Situation des Fürsten Verständnis besitzen mußte ... Er suchte ihn sogleich auf.

Der Justizrat war aufrichtig erfreut, dem Fürsten seine Dienste zur Verfügung stellen zu dürfen, und führte ihn, als er hörte, daß es sich um eine durchaus vertrauliche Angelegenheit handle, in sein Privatkabinett, nachdem er die Weisung gegeben hatte, daß er für niemand mehr zu sprechen sei.

Die beiden Männer saßen sich gegenüber. Dicke Vorhänge und Teppiche schlossen das Geräusch von außen ab und ließen keinen Laut der Unterhaltung, die da geführt wurde, nach außen dringen.

„Eine gefährliche Erpresserbande," nahm der Fürst das Wort, „macht den Versuch, sich an meine Fersen zu heften. Vor einer Reihe von Jahren habe ich viel in einem Hause verkehrt. Die Dame vom Hause war mir gewogen, und deren Kammerzofe scheint Kenntnis davon erlangt zu haben, daß ich der Dame einige geheime Besuche gemacht habe. Diese Zofe ist nun wegen Diebstahls bestraft worden. Nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis ist sie, ich weiß nicht auf welche Weise, an den Freiherrn Emmerich von Saza geraten ..."

„Ach, du lieber Gott!" rief der Justizrat unwill-

kürlich aus, indem er die Hände aufhob und dann auf die Kniee fallen ließ.

„Den Sie natürlich kennen!“ fuhr Ulrich fort. „Mit diesem hat sie sich beraten und mir, offenbar unter seinem Diktat, einen ersten Brief geschrieben, den ich Ihnen nicht zeigen darf, weil darin Namen genannt sind.“

„Sehr wohl!“

„Die Person forderte für die Wahrung ihres Geheimnisses eine Summe, die sie zwar nicht näher angab, die aber jedenfalls eine nennenswerte sein sollte. Der Brief ist geschickt stilisiert. Die erpresserische Absicht ist kaum angedeutet. Ich habe den Brief nicht beantwortet.“

„Ein wahres Glück!“

„Nun habe ich eben einen zweiten Brief von ihr erhalten.“

„Das war vorauszusehen! Und dieser zweite wird nicht der letzte sein!“

„Zum Verständnis desselben muß ich noch folgendes bemerken: Der Dame, von der ich sprach, sind Spitzen gestohlen worden. Ihr Mann hatte ihr vor Jahren nachgeahmte moderne Spitzen geschenkt; zufällig war ich in den Besitz von echten Spitzen gelangt, denen die nachgeahmten sehr ähnlich waren. Wir tauschten. Das brauchte niemand zu wissen. Diese echten Spitzen sind also gestohlen worden, während die Familienangehörigen glauben mußten, es seien die falschen . . .“

„Ich verstehe.“

„Darauf bezieht sich nun der folgende Brief, von dem ich Ihnen Kenntnis geben darf:

‚Berlin, Sonntag, 9. September 1883.

Euere Durchlaucht

haben zwar keine Zeit gefunden, mein gehorsamstes Schreiben vom 1. d. Mts. zu beantworten; ich muß indessen noch einmal an Euere Durchlaucht schreiben. Auf dem Tische meines Herrn habe ich den beifolgenden Aufsatz zufällig gefunden und gelesen, der jedenfalls in der nächsten Nummer des „Rechtsstaat“ erscheinen soll. Ich möchte nun alles thun, um meiner früheren guten Herrin einen so großen Kummer zu ersparen, und da der Herr Baron große Stücke auf mich hält, würde ich es vielleicht auch durchsetzen können, wenn ich ihm gut zuredete. Ich weiß nun aber nicht, ob das den Absichten Euerer Durchlaucht entspricht, und um jedes Mißverständnis zu beseitigen, müßte ich vorher mit Euerer Durchlaucht sprechen. Selbstverständlich würde ich für diese Gefälligkeit keinerlei Belohnung beanspruchen oder in irgend welcher Form annehmen. Am einfachsten wäre es, wenn Euere Durchlaucht mir die hohe Ehre Ihres Besuchs schenkten.

Unterthänigste Dienerin‘

. . . folgt der Name!“

„Darf ich den im Bürstenabzuge beigelegten Aufsatz lesen?“ fragte der Justizrat.

„Gewiß! Da ist er!“

Wenn der lustige Justizrat ernste Geschäfte erledigte, nahm sein gewöhnlich so heiteres, völlig rasiertes Gesicht, mit dem schon etwas gelichteten, etwas ergrauten, leichtgewellten braunen Haupthaar, einen überraschend strengen, beinahe finstern Ausdruck an. Seine Stirn verdüsterte

sich auch jetzt, als er den Aufsatz langsam und mit großer Aufmerksamkeit las.

„Die Sache liegt sehr einfach," sagte er, nachdem er die Lektüre beendet hatte, den Streifen dem Fürsten wieder einhändigend. „Die Zusendung der Korrekturstreifen eines bedrohlichen Aufsatzes vor der Veröffentlichung gehört zu den bekanntesten Manövern dieser Revolverblätter; auf diese Art werden die meisten Schweigegelder erpreßt. Der dem Mädchen diktierte Brief soll Euere Durchlaucht in die Falle locken. Sobald Sie sich darauf einlassen, mein Fürst, mit dieser Bande überhaupt zu verhandeln, hat diese schon halb gewonnenes Spiel. Selbstverständlich würde im rechten Augenblicke Saza in die Unterhandlungen eingreifen und die Interessen des Mädchens vertreten. Meiner Meinung nach haben Sie in der Sache gar nichts zu thun, mein Fürst! Sie könnten zahlen, was Sie wollten, Sie würden sich von diesen Wegelagerern nicht loskaufen können, nicht mit Ihrem ganzen Vermögen! Von dem Augenblicke an, da Sie zahlen, hätten die Leute Sie in Händen. Also das geht auf keinen Fall! Nun ließe sich der Streich vielleicht durch eine Erpressungsklage, die wir erheben könnten, parieren. Aber auch dazu möchte ich nicht raten. Denn erstens erscheint mir das Verbrechen an sich bis jetzt noch nicht genügend substantiiert zu sein — durch den mir bekannten Brief jedenfalls nicht genügend; und dann ... bei dem Prozesse müßten Namen genannt werden, er würde den Skandal, den das Blättchen machen möchte, in unberechenbarer Weise verstärken, und das Heilmittel wäre schlimmer als das Uebel. Mein Rat wäre der: Euere

Durchlaucht fahren unbedingt fort, sich um die ganze Geschichte nicht zu kümmern! Lassen Sie doch den edlen Saza Skandal machen, so viel er will! Wer liest denn das Zeug? Und wenn es gelesen wird, wer kümmert sich darum? Und was sagen die Leser? Wieder eine neue Gemeinheit — diesmal über den Fürsten von Engernheim! Das sagen sie unter sich, wohl verstanden, — vielleicht gibt es auch boshafte Leute, die sich darüber freuen und es herumtragen! Aber was schadet das Euerer Durchlaucht? Sie werden nie wieder ein Wort davon zu hören bekommen, wenn Sie nicht wollen. Wer wird von diesen Sudeleien zu Euerer Durchlaucht zu sprechen wagen? Kein Mensch! Und ich muß sagen, in der Beziehung ist das alte triviale Reimwort für mich der Weisheit letzter Schluß: ‚Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!‘ Was vermag ein Saza gegen einen Fürsten Ulrich von Engernheim, ein notorischer bestrafter Schurke gegen einen wahren Edelmann? Lassen Sie den Mann schreiben, was er will . . . in jeder Nummer! Ihre Gleichgültigkeit wird seine Thätigkeit schon zu schanden machen! Von dieser Bande ist nichts zu fürchten, wenn man nicht fürchten will, ist alles zu fürchten, wenn man sie fürchtet.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Ulrich. „Was Sie mir sagen, entspricht auch meiner Auffassung und meinem Geschmack allein. Es ist mir eine ernsthafte Beruhigung, daß meine Ansichten durch die eines bewährten Mannes bekräftigt werden. Ich danke Ihnen nochmals!“

Mit warmem Händedruck empfahl sich der Fürst.

Quintus hatte übrigens die Wahrheit durchschaut.

Vor drei Tagen waren ihm vom Grafen Iseneck

Spitzen, über deren Echtheit oder Nachahmung ein sachkundiges Urteil herbeigeführt werden sollte, zur amtlichen Verwahrung übergeben worden . . .

In der nächsten Nummer der „Zeitung der Bedrückten“: „Der Rechtsstaat“, erschien an der Spitze des lokalen Teiles in besonders auffälliger Schrift der nachstehende Aufsatz:

„Die Spitzen.

Nichts Neues unter der Sonne! Der gute Ben Akiba behält immer recht! —

Man kennt die Geschichte, die sich vor etlichen Jahren in Paris ereignet hat. Der Witwer einer sehr schönen Frau bringt, nachdem er seinen Schmerz einigermaßen verwunden, einen Schmuck nachgemachter Perlen, den er ihr verehrt hatte, zum Juwelier. Der Juwelier prüft dieselben und bietet den zehnfachen Betrag. Erstaunen des Witwers! Und in der That, aus den falschen Perlen, die er geschenkt hatte, waren unvermerkt echte geworden!

Erklärung des Phänomens: die liebreizende Verstorbene hatte einen Hausfreund!

Diese rührende Geschichte hat nun in unserer Metropole der guten Sitte ein lustiges Gegenstück gefunden — um so lustiger, als kein Todesfall dabei zu beklagen ist.

Alle Beteiligten leben noch und werden hoffentlich noch recht lange leben.

Ein liebender Gemahl in reiferen Jahren schenkt seiner ganz jungen Frau sehr schöne nachgemachte Spitzen. Die Spitzen werden gestohlen. Nach längerer Zeit kommen sie in eigentümlicher Weise, aus den Falten eines

alten Mantels, wieder zum Vorschein. Und siehe da! das Pariser Perlenwunder erneuert sich! Aus den nachgemachten Spitzen, die gestohlen waren, sind echte geworden!

Wie mag das nur zu erklären sein?

Der frühere Besitzer der echten Spitzen war auch Hausfreund!

Wer lacht da?!

Was wir da erzählen, ist eine Spitzen-Geschichte in des Wortes doppelter Bedeutung! Sie handelt von Spitzen und spielt im Kreise der Spitzen unserer Gesellschaft! der höchsten Spitzen!

Wir sammeln noch einige pikante Einzelheiten . . . dann werden wir wohl noch deutlicher werden dürfen.

Also Fortsetzung folgt . . . in der nächsten Nummer!"

Von dem Aufsatze wurde viel gesprochen, man zerbrach sich den Kopf, wer damit gemeint sei.

Auch Rosina de Meauclair erhielt zufällig Kenntnis davon. Sie lächelte darüber wie alle anderen. Aber sie war doch neugierig geworden, und als sie sich die Nummer hatte kommen lassen, lächelte sie nicht mehr.

Die Mitteilung über den „alten Mantel" machte sie nachdenklich.

Sie bat den ihr wohlgesinnten Börsenfreund zu sich, erzählte ihm, im tiefsten Vertrauen und unter dem Gelübde der Verschwiegenheit, daß sie sich mit einem reichen Amerikaner vermählen werde und ohne Aufsehen Berlin verlassen möchte, erhob ihre Kapitalien, packte in aller Stille ihre Sachen und bat den umsichtigen und gefälligen Freund, die Versteigerung ihres Mobiliars zu übernehmen. Der zuvorkommende Mann erklärte sich dazu

auch gern bereit, bedauerte herzlich die plötzliche Abreise seiner liebenswürdigen Freundin, wußte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen zu schätzen und war der einzige, der Fräulein Rosina de Meauclair auf die Bahn brachte.

Mit dem nächsten Schnelldampfer des „Norddeutschen Lloyd" fuhr die anmutige junge Dame von Bremen nach New-York. Der Berliner Freund erledigte ihre Angelegenheiten auf das gewissenhafteste . . .

Dem Grafen Albrecht von Ifeneck war, wie auch dem Fürsten Ulrich, die betreffende Nummer des „Rechtsstaat" mit dem rotangestrichenen Spitzenaufsatz unter Briefumschlag zugestellt worden. Des Präsidenten strenge Züge verfinsterten sich umheimlich, während er diesen Artikel las.

Er hatte, seit seiner Rückkehr vom Urlaube, seine Frau nur ein einziges Mal und nur auf ganz kurze Zeit sehen können und deren Zustand überaus bedenklich gefunden. Sie hatte ihm auf seinen Gruß nicht geantwortet, war jäh von ihrer Arbeit aufgesprungen und dann mit hochroten Wangen in eine Ecke geflüchtet. Von da hatte sie erst leise, dann immer lauter, schließlich schreiend verlangt, daß man sie allein lasse. Es war dem Präsidenten unmöglich gewesen, sie zu beruhigen, und in schmerzlicher Erregung hatte er sich zurückziehen müssen. Er hatte mit Geheimrat Lohausen gesprochen, und dieser hatte ihm mit wahrer Ergriffenheit bestätigen müssen, daß die Notwendigkeit, die Frau Gräfin in eine Anstalt für Gemüts- und Nervenkranke überzuführen, sich immer gebieterischer geltend mache. Der Arzt stimmte mit dem

Gatten darin überein, daß man sich zu diesem Aeußersten erst im letzten Augenblicke entscheiden werde . . .

Mit seiner unglücklichen Frau konnte Graf Albrecht keine Rücksprache nehmen. Er setzte seinen Hut auf und begab sich in das nahegelegene Hotel Royal.

Ulrich hatte mit dem Jungen gespielt, den Alix auf dem Schoße tanzen ließ, als ihm die Karte des Präsidenten überbracht wurde.

„Führen Sie den Herrn nebenan in den kleinen Salon!"

Ulrich gab dem Jungen noch einen Kuß, lächelte Alix zu und trat in das Nebenzimmer, dessen Thür er hinter sich schloß.

Die Herren begrüßten sich höflich und förmlich. Ulrich schob einen Sessel ab und bat den Grafen, Platz zu nehmen.

Als dieser nach wenigen Worten die Zeitungsnummer aus der Tasche holte, fiel ihm der Fürst mit verbindlichem Ausdruck in die Rede:

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich unterbreche! Ich habe von diesem Bubenstreich schon seit beinahe acht Tagen Kenntnis. Ich sollte dem Verfasser Schweigegelder zahlen. Wenn ich Ihnen erkläre, daß der Verfasser der Baron Emmerich von Saza ist, so werden Sie gewiß mit mir darin übereinstimmen, daß es unserer durchaus unwürdig wäre, darauf anders als mit unserer Verachtung zu antworten."

„Es liegt auch in meinen Gewohnheiten nicht, mich mit diesem Gesindel zu befassen. Die Persönlichkeit des Schreibers werde ich, da ich sie nun kenne, genau so behandeln, wie Sie, mein Fürst! Was mich stutzig macht,

ist die von dem Elenden erwähnte Thatsache. Die meiner Frau gestohlene Spitze ist in der That wieder zum Vorschein gekommen, und über die Frage, ob sie echt oder nachgemacht ist — mit anderen Worten: ob es diejenige ist, welche ich meiner Frau geschenkt habe, oder eine andere — herrscht eine Meinungsverschiedenheit, die demnächst durch sachverständiges Gutachten geschlichtet werden soll. An eine so boshafte Darstellung habe ich natürlich nicht denken können. Und nur über das Sachliche wollte ich um Auskunft gebeten haben."

„Nun . . . die der Gräfin Juliane gestohlenen Spitzen sind allerdings die echten!"

„Was?!" rief der Präsident in wahrer Bestürzung aus, und seine Züge versteinerten sich. Alles Blut war ihm aus dem Antlitz gewichen.

„Also wirklich!" fuhr der Fürst mit Erbitterung fort. „Erreichen diese Buben wirklich ihren Zweck! Soll wirklich jeder hergelaufene Lump eine Familie in Schrecken versetzen, in Verzweiflung bringen können! Ich bitte dringend, Herr Graf, daß Sie mich ruhig anhören! Ich kannte die merkwürdige Schwärmerei der Frau Gräfin für Spitzen und habe ihr, wie Sie ja wissen, die echte Lamoralspitze zur Vergleichung mit ihrer nachgeahmten zur Verfügung gestellt. Als mir die Gräfin mein Eigentum zurückgeben wollte, als ich sah, wie schwer sie sich davon trennte, und mir überlegte, wie gleichgültig es sei, ob in dem Glaskasten der Kypsteiner Sammlung einige Zeit die eine oder die andere liege, bat ich die Frau Gräfin, die echte einstweilen zu behalten und mir die Nachahmung zu geben. Es war absolut kein Geschenk,

es war ein Darlehen. Nur unter der bestimmten Verpflichtung meinerseits, daß ich die Spitze wieder fordern würde, konnte ich die Frau Gräfin dazu bewegen, mein Anerbieten anzunehmen. Ehe dieser Austausch aber stattfinden konnte, wurde der Schrank erbrochen, die Spitze gestohlen . . . Diese harmlose Heimlichkeit wird nun zu den schändlichsten Verdächtigungen mißbraucht! Es thut mir leid, daß die Verleumdung auch auf Sie Eindruck zu machen scheint!"

„Ich will Ihnen gern glauben," sagte der Präsident finster. „Denn es wäre furchtbar, wenn nicht die einfache Wahrheit, sondern etwas anderes, durch die Ritterlichkeit Erzwungenes hier gesagt würde! — ich will nicht zweifeln! Aber ich bin in einer seltsam peinlichen Lage! Die Niedertracht und Verleumdung hat sich jetzt der Sache bemächtigt. Und Sie kennen deren verhängnisvolle Macht so gut wie ich! Man wird sich bei diesem ersten Bubenstreiche nicht beruhigen. Sie haben's ja gelesen: es werden Fortsetzungen angekündigt! Darauf kann ich es nicht ankommen lassen! Und auch Sie, mein Fürst, haben nicht mehr das Recht, die Sache mit Stillschweigen abzuthun! Wir haben beide einen Namen, beide eine Stellung vor Besudelung zu wahren!"

„Gerade unser Name und unsere Stellung verpflichten uns, diese Unsauberkeiten nicht anzurühren. Mit dem ‚Rechtsstaat' können wir nicht polemisieren, von einem Saza können wir keine Genugthuung fordern. Es ist ein Unglück, wenn man von dieser Meute angefallen wird, aber es ist keine Beleidigung!"

„Das ist, verzeihen Sie mir, mein Fürst, nicht meine

Auffassung! Beleidigung bleibt Beleidigung. Die Mittel, sie abzuwehren, sind freilich verschiedene. Verbieten es mir die Umstände, mir selbst die Genugthuung zu verschaffen, so habe ich diese beim Gesetz zu suchen. Und so niedrig steht mir kein Bube, daß ich mich schämen sollte, ihn der Gerechtigkeit zur Abstrafung zu überliefern. Ich begreife den Standpunkt, den Sie einnehmen, aber es ist nicht der meinige, und ich werde meine Wege gehen!"

Der Graf hatte sich erhoben. Die Bestimmtheit seiner Erklärung ließ den Fürsten erkennen, daß jeder Versuch, den Willen des greisen Mannes zu beugen, durchaus aussichtlos war. Er erwiderte den Abschiedsgruß des Präsidenten mit einer tiefen stummen Verbeugung.

Alix spielte noch immer mit dem Jungen. Ulrich trat an die geliebten Wesen heran. Es war ihm recht schwer ums Herz . . .

Freiherr Emmerich von Saza war mit sich gar nicht zufrieden. Er hatte sich der Uebereilung zu zeihen. Er hätte mit der Veröffentlichung des Spitzen-Aufsatzes doch noch warten sollen. Er hatte sein Pulver zu früh verschossen! Nun war das Aergernis da! Er hatte aus dem Fürsten noch nicht einen Heller herausgepreßt, und nun war es doch sehr fraglich, ob sich jetzt noch etwas würde herausschlagen lassen. Der Skandal war gemacht, er war verpufft! Die Zeitungen kündigten an, daß die Ernennung des Fürsten Ulrich von Engernheim zum Gesandten unmittelbar bevorstehe . . . Dann war er weit vom Schuß, dann war alles vergeblich gewesen, dann hatte Saza die schönste Gelegenheit, wirklich einmal einen

„großen Coup“ zu machen, in unverantwortlich thörichter Weise verscherzt!

Der Baron war wütend auf sich und alle Welt, auf den Fürsten am meisten! War die Sache verpfuscht, — Fürst Ulrich sollte wenigstens daran glauben!

In dieser Stimmung befand sich der Freiherr, als ihm ein Brief vom Grafen Albrecht von Isseneck zuging, in dem er gefragt wurde, ob es richtig sei, daß er den „Spitzen-Aufsatz“ in der Nummer des „Rechtsstaat“ vom 15. September 1883 verfaßt habe, und ob mit dem in jenem Aufsatze erzählten Vorfalle auf den Einbruch im Isseneckschen Palais und dessen Folgen angespielt werden solle. Der Präsident beabsichtige, gegen den Verfasser die Verleumdungsklage anzustrengen, und wenn dieser nicht obenein noch ein Feigling sei, so möge er hervortreten.

Umgehend antwortete der Freiherr: der Aufsatz sei allerdings von ihm, dem Unterzeichneten, geschrieben und veröffentlicht, und die da erzählte Geschichte solle in der That auf Vorgänge in der Isseneckschen Familie hindeuten. Er sehe der Klage mit Gelassenheit und Seelenruhe entgegen, könne aber dem Präsidenten doch nur raten, mit der Einreichung der Klage noch einige Tage, bis zum Erscheinen der nächsten Nummer des „Rechtsstaat“, zu warten, da ihm diese ungleich wertvolleres Material zu deren Begründung bieten dürfte.

Graf Albrecht von Isseneck wartete . . .

Am anderen Morgen schickte Saza die meuchlerischen Blätter seines zweiten Aufsatzes in die Druckerei.

Er hatte die Zündschnur angesteckt; mochte sie nun fröhlich weiterglimmen bis zum nächsten Sonnabend, um

dann die Explosion herbeizuführen und bei der Gelegenheit die Familien Engernheim und Isenеck in die Luft zu sprengen.

Sie hatten nicht hören wollen, die stolzen Thoren, — sie sollten fühlen!

XXII.

Am Sonnabend, 22. September 1883, herrschte in der Berliner Gesellschaft eine ganz merkwürdige Aufregung; und der in einem verachteten Schandblatt erschienene Aufsatz war es, der diese ungewöhnliche Bewegung hervorgerufen hatte. Die Zeitungsverkäufer wurden mit Gesuchen um die betreffende Nummer förmlich bestürmt, man zahlte dafür das Zehnfache, ja das Zwanzigfache des wirklichen Betrages. Dieser alle Erwartungen übersteigende Erfolg des Aufsatzes veranlaßte denn auch den wohlgefällig schmunzelnden Besitzer des „Rechtsstaat", in der Mittagsstunde die Form noch einmal einheben zu lassen und eine neue Ausgabe von zehntausend Exemplaren zu veranstalten. Er war selbst in der Expedition und strich lächelnd seinen starken schwarzen Schnurrbart, als er sah, wie sich die Verkäufer drängten und pufften, um nur möglichst schnell in den Besitz der noch feuchten Blätter zu gelangen, auf die die Käufer mit einem wahren Heißhunger warteten.

Der Aufsatz lautete so:

„Se. Durchlaucht der Spitzenfürst.

Unser letzter Aufsatz über die ergötzliche Verwandlung nachgemachter Spitzen in echte hat seine Wirkung gethan.

Diejenigen, die wir haben treffen wollen, haben sich in der That getroffen gefühlt.

Man hat den Verfasser, der seine guten Gründe dafür hatte, sich zunächst nicht zu nennen, der Feigheit geziehen, man hat ihn auch mit einer Klage wegen Verleumdung bedroht.

Den Vorwurf der Feigheit wird man nicht mehr zu erheben wagen. Dieser Aufsatz trägt die volle Unterschrift seines Urhebers, der sich zugleich auch zur Verfasserschaft des vorigen über die Spitzen bekennt.

Wie es um die Verleumdung bestellt ist, soll die folgende Darstellung des Thatsächlichen lehren.

Nachdem ich nun selbst mit meinem Namen hervortrete, liegt für mich keine Veranlassung mehr vor, mit den Namen derer, die in dieser Komödie der Irrungen die Hauptrollen spielen, hinter dem Berge zu halten.

Wir wollen nun also so deutlich sein, wie es gewünscht wird.

Se. Excellenz der Wirkl. Geheimrat und Präsident Graf Albrecht von Isseneck hat vor mehreren Jahren seiner sehr viel jüngeren Frau, Gräfin Juliane geborenen Gräfin Wiking, die kunstvolle Nachbildung einer berühmten alten Spitze zum Geschenk gemacht.

Die junge Gräfin scheint sich für dieses schöne Geschenk indessen nicht dankbar genug gezeigt zu haben. Jedenfalls hat sie die ziemlich häufige Abwesenheit ihres

Gemahls dazu benutzt, um zu ungewohnten Stunden, in denen weder junge Damen Herrenbesuche empfangen, noch junge Herren Damen Besuche machen, einen jüngeren interessanten Hausfreund zu empfangen, nachdem sie zuvor regelmäßig ihre Kammerzofe aus der störenden Nachbarschaft zu entfernen gewußt hatte.

Dieser Hausfreund war Se. Durchlaucht Fürst Ulrich von Engernheim, Herr auf Biesingen und Kypstein, zur Zeit Botschaftsrat in St. Petersburg.

Se. Durchlaucht hat sich nun für die mannigfachen Freundlichkeiten, die er von der Frau Gräfin empfangen, dadurch erkenntlich zu zeigen gesucht, daß er die nachgemachten Spitzen, die sie von ihrem Gemahl erhalten hatte, mit den in seinem Besitze befindlichen echten Spitzen vertauscht hat.

Bis dahin ist alles in schönster Ordnung.

Nun wird aber im Isenecksschen Palais eingebrochen. Die Spitzen werden gestohlen.

Das Unglück will, daß auch in jener Nacht Se. Durchlaucht der Frau Gesellschaft leistet . . .

Als Zeuge vor Gericht geladen, erklärt Se. Durchlaucht, daß er zu jener verfänglichen Stunde nicht im Isenecksschen Palais gewesen sei.

Nun, die Kammerzofe hat den Fürsten in den Park treten sehen.

Ich, der Unterzeichnete, habe ihn aus dem Park herauskommen sehen.

Der Fürst hat vor dem Thorweg in der Königgrätzerstraße eine Droschke genommen und ist zu Kroll gefahren.

Die unregelmäßigen charakteristischen Spuren im Schnee des Parkes sind von amtlicher Seite protokollarisch festgestellt. (Der Fürst leidet an einer Schwäche des linken Fußes und tritt mit den beiden Füßen nicht gleich auf.)

Und zu diesen unmittelbaren Beweisen kommt noch der mittelbare, der vielleicht überzeugendste: jener hinter dem Rücken des Gatten bewerkstelligte Umtausch der falschen mit den echten Spitzen!

Für diese Thatsachen rufe ich als Zeugen an:

Frau Gräfin Juliane von Iseneck, geborene Gräfin Wiking,

Fräulein Bertha Schmider, frühere Kammerzofe der Frau Gräfin,

August Spiddel, früher Droschkenkutscher,

Kriminalkommissar Beyer,

Se. Excellenz den Grafen von Iseneck,

Antiquitätenhändler Sparber;

und ich selbst verlange als Zeuge gehört zu werden.

Diese nachweisbaren Thatsachen hat Se. Durchlaucht Fürst Ulrich von Engernheim zeugeneidlich in Abrede gestellt.

Ich habe daher heute bei der zuständigen Behörde von diesen Thatsachen Anzeige gemacht und gegen Se. Durchlaucht den Fürsten von Engernheim die Anschuldigung des Meineids erhoben.

Ich erwarte, ich fordere, daß meiner Denunziation Folge gegeben werde!

Ich fordere, daß gegen Se. Durchlaucht den Fürsten Ulrich von Engernheim wegen Meineids, oder daß gegen mich, den Unterzeichneten, wegen wissentlich falscher An-

schuldigung das Verfahren eingeleitet werde. Das eine oder das andere! Ich fordere es als mein gutes Recht.

Und wenn in unserem Lande der Grundsatz, daß gleiches Recht für alle bestehen soll, keine hohle Redensart ist, so werden wir sehen, welchen Verlauf die Sache nimmt. Emmerich Freiherr von Saza."

Mit der bloßen Veröffentlichung dieses Aufsatzes, der allerdings wie ein Sprenggeschoß einschlug, hatte es sich Saza noch nicht genügen lassen. Er hatte vielmehr auch Sorge dafür getragen, daß die betreffende Nummer des „Rechtsstaat" in Hunderten von Exemplaren unter Briefumschlag an alle diejenigen Persönlichkeiten, welche irgendwie in Betracht kommen konnten, geschickt wurde: vor allem an die Vorgesetzten und Kollegen des Fürsten, an alle hohe Justizbeamte, an die Träger der vornehmsten Namen. Um zehn Uhr vormittags war der Aufsatz in der That von allen gelesen, auf die es ankam.

Nur zwei Persönlichkeiten, die an der Sache am stärksten mitbeteiligt waren, waren vollkommen ahnungslos: Juliane und Alix.

Sonst aber war die Wirkung dieser pamphletischen Granate eine furchtbare!

Alle, die mit Isenecks oder Engernheim irgendwie verkehrt hatten, waren bestürzt, die näheren Bekannten geradezu niedergeschmettert. Man hoffte zwar, daß der sattsam bekannte Schuft, der diese Brandfackel geschleudert, gelogen hatte. Aber die Zuversicht des Elenden machte die Standhaftesten in ihrem Vertrauen doch einigermaßen schwankend. Und alle erkannten, daß es mit diesem großen Skandal noch nicht abgethan sei, daß die Behörden zur

Einmischung gezwungen waren, daß die Beziehungen zwischen dem Fürsten Engernheim und dem Grafen Iseneck, die hier öffentlich auf das schlimmste verdächtigt worden waren, eine Klärung erheischten.

In früher Vormittagsstunde ließ sich Justizrat Felix Quintus beim Fürsten melden.

Der Fürst war sehr bleich, aber ruhig. Die beiden Männer besprachen sich lange Zeit, und das Ergebnis dieser Beratung war, daß der Fürst drei Schreiben aufsetzte, deren sofortige persönliche Beförderung der Justizrat übernahm.

In dem ersten an den Grafen von Iseneck gerichteten erklärte der Fürst, daß die Richter mit der vom „Rechtsstaat" zur Sprache gebrachten Sache auf seine Veranlassung sich sogleich befassen würden, daß er bis zu dem erfolgten richterlichen Spruche es ablehnen müsse, in irgendwelche persönliche Erörterung jener Angelegenheit einzutreten, sich dann aber, nach dem Urteil, zu jeder Erklärung zur Verfügung stelle.

In dem zweiten Schreiben an das Amt bat er im Hinblick auf den gegen ihn verübten Bubenstreich und den dadurch hervorgerufenen Skandal, der mit seiner amtlichen Stellung unverträglich sei, bis zur gerichtlichen Klärung der Angelegenheit um unbeschränkten Urlaub.

Der dritte Brief war an den Justizminister gerichtet. Der Fürst stellte an den Minister das dringende Gesuch, es geneigtest zu veranlassen, daß die Sache möglichst beschleunigt werde. Es sei ihm besonders wünschenswert, wenn seine Vernehmung in thunlichst kurzer Frist angesetzt würde, da er unmittelbar darauf mit den Sei-

nigen Berlin verlassen und sich nach Kypstein begeben wolle, um erst zur öffentlichen Verhandlung hierher zurückzukehren.

Der Justizrat, der sich die Ehre erbeten hatte, den Fürsten verteidigen zu dürfen, gab die Schreiben selbst ab, und wenige Stunden später hatte Ulrich die Antworten in Händen: vom Grafen Iseneck die einfache Empfangsanzeige, vom Amt die Bewilligung des Urlaubs in einer die hervorragenden Dienste des jugendlichen Staatsmannes besonders anerkennenden und schmeichelhaften Form, vom Minister einige sympathische zusagende Zeilen. Gleichzeitig erhielt auch der Fürst die Vorladung zum Untersuchungsrichter. Die Vernehmung war schon auf den anderen Morgen, obwohl es ein Sonntag war, angesetzt.

Alix bat ihren Mann, mit ihr am Abend ins Theater zu gehen.

„Ich bin nicht recht bei Stimmung, mein Kind! Am liebsten möchte ich keinen fremden Menschen sehen."

„Dann bleiben wir natürlich zu Hause! Und du hast gewiß recht! In meiner Vergnügungssucht habe ich nicht daran gedacht, daß du mir seit einigen Tagen gar nicht recht gefallen willst. Du kommst mir zerstreut und verstimmt vor, und wenn ich dich jetzt so ansehe — wo ist denn dein liebes, gutes, heiteres Gesicht? Fehlt dir etwas?"

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn und blickte aus ihren tiefblauen, unergründlichen Augen liebevoll zu ihm auf.

„Ich habe wirklich Verdruß gehabt, mein Herz! Frage nicht! Es ist nicht der Mangel an Vertrauen, der mir den Mund schließt. Es ist etwas, das dir unerreich-

bar fern liegt, das du nicht begreifen könntest . . . glaube mir, Kind!"

„Ich glaube dir alles und immer!"

„Das darfst du auch! Ich habe schon daran gedacht, ob es nicht am besten wäre, wenn ich um eine Verlängerung meines Urlaubs einkäme und mich mit dir und dem Jungen während dieser schönen Herbsttage noch auf ein paar Wochen auf Kypstein zurückzöge . . ."

„Das wäre zu himmlisch!"

„Dringliches liegt jetzt im Amte nicht vor; ich glaube nicht, daß es Schwierigkeiten machen kann. Und wenn wir zu dritt da oben auf dem alten Kypstein sitzen, dann werde ich den Aerger schon los werden und wieder der Alte!"

„Thu es! thu es gleich, liebster Ulrich! Deinetwegen . . . und auch meinetwegen! So schön wie da oben ist es nirgends auf der Welt! Ich will dich schon pflegen, und die dummen Menschen, die dich ärgern, sollst du bald vergessen haben! Wozu brauchen wir denn überhaupt andere Menschen? Wir können ja ganz gut ohne sie auskommen — ohne die dummen, und auch ohne die klugen! . . . Wenn es nach mir ginge, reisten wir heute ab!"

„Heut geht's wohl nicht mehr . . . aber vielleicht morgen!"

Alix schlang jubelnd die Arme um den geliebten Mann, er drückte sie herzlich an sich und küßte ihre Stirn. Im Nebenzimmer, dessen Thür offen stand, übte der kleine Junge, mit dem die Wärterin spielte, seine Lunge, lallte unbestimmbare Laute und jauchzte dazwischen hell auf . . .

Und in diesem Augenblicke hatte Ulrich alles ver-

gessen, was ihm seit langen Tagen nicht aus dem Sinn wollte, und alles abgestreift, was ihn so schwer belastete.

Für den Abend hatte er den Justizrat Quintus zum Thee geladen, mit dem er noch eine längere geschäftliche Unterredung hatte, und am anderen Morgen wurde er vom Untersuchungsrichter vernommen.

Es war derselbe Landgerichtsrat Briesen, der ihn vor Jahren, bei der Einbruchsangelegenheit, in derselben Sache schon einmal zu sich beschieden hatte. Der Untersuchungsrichter verlas die damalige Aussage, und der Fürst erklärte, daß er bei den früher gemachten Angaben verharre. Der Einzelheiten könne er sich freilich jetzt, nach Verlauf von über drei und einem halben Jahre, nicht mehr so genau erinnern, wie zu jener Zeit; aber was er damals gesagt habe, sei jedenfalls den Thatsachen entsprechend gewesen.

In einem Punkte sei er indessen schwankend geworden. Er könne nicht mehr genau angeben, ob er die ganze Strecke vom Hause des Barons Heddersdorf zu Kroll zu Fuß zurückgelegt, oder ob er für einen Teil des Wegs eine Droschke benutzt habe. Er wisse auch nicht mehr bestimmt, ob er direkt von der Behrenstraße nach Kroll sich begeben oder einen Umweg gemacht habe. Seine frühere Darstellung habe den Vorgängen, wie er sich deren zu erinnern geglaubt habe, unbedingt entsprochen, indessen sei doch die Möglichkeit eines unwissentlichen Irrtums nicht ausgeschlossen. Die Angabe des „Rechtsstaat", daß man ihn in der Königgrätzerstraße habe eine Droschke nehmen sehen, habe ihn stutzig gemacht.

Mit diesem Vorbehalt und den dadurch bedingten

Abänderungen, sowie mit der näheren Bezeichnung der Persönlichkeiten, die die einzelnen Thatsachen zu bezeugen hatten, wurde die frühere Aussage in allem Wesentlichen jetzt wiederholt, und damit war das Verhör beendet. Landgerichtsrat Briesen empfahl sich Sr. Durchlaucht mit demselben Respekte wie ehedem.

Der Landgerichtsrat schrieb noch die Zeugenvorladungen aus: für Landgerichtsdirektor Hillstädt, Fräulein Franziska Lessen, Tänzerin an der Königlichen Oper, und Legationsrat von Berwitz, klappte dann seine Mappe zu und brummte vor sich hin:

„Wenn nur der Schurke von Saza nicht recht hat! Denn wenn er recht hat, hätte der Fürst auch kaum anders handeln können. Unser Wissen ist eben Stückwerk, und unsere besten Gesetze sind es auch! Eine verteufelte Sache!"

Am Abend fuhren Ulrich und die Seinen nach Kypstein zurück.

Die Landschaft hatte sich schon völlig in das herbstliche Gewand gehüllt. Das heitere Grün war spärlicher geworden und matter, über den bewaldeten Höhen lag ein bräunlicher Bronzeton, aus dem sich das lichte Gelb des welkenden Nußbaumlaubs und das saftige volle Rot der Akazien und des wilden Weines kräftig abhoben. Die Wege waren schon mit toten Blättern bedeckt. In tieferem, roterem Lichte erglänzte das Sonnengold. Die Abende wurden länger. Mit ruhiger Ergebenheit, ohne furchtsames Bangen, aber nicht ohne Wehmut, sah die abblühende Natur dem Winter entgegen.

In dieser wundersamen Friedlichkeit zog die Ruhe auch in Ulrichs Herz.

Hier auf dem stillen Lande, fern dem gehässigen Getriebe der Menschen, in stündlichem Beisammensein mit der holden, nichtsahnenden Alix und dem entzückenden thörichten kleinen Jungen richtete sich Ulrich, den die stete Sorge um den Ausgang und die Entwirrung seiner persönlichen Angelegenheiten innerlich gebeugt hatte, obwohl er mit aller seelischen Kraft sich bestrebte, seine Niedergeschlagenheit zu meistern und ihr jeden äußerlich wahrnehmbaren Ausdruck zu wehren, — hier richtete er sich allmählich wieder auf.

Er glaubte fest und unerschütterlich an eine allgemeine, große, ausgleichende Gerechtigkeit, die zwischen der selbst bestimmten That und deren Lohn oder Strafe doch das Gleichgewicht herstellt, wenn auch das menschliche Fassungsvermögen oft nicht ausreicht, um zu erkennen, daß das Züngelchen der Wage wieder lotgerecht steht und einen Ruhepunkt wiedergefunden hat.

Und er fragte sich oftmals: „Steht die Strafe, die ich erduldet habe, noch immer nicht im Verhältnis zu der begangenen Schuld? Die unsagbare seelische Beängstigung, die mir jede Unbefangenheit des Genießens raubt, die mir keinen Augenblick ungetrübten Glückes mehr vergönnt, die sich kalt und lieblos zwischen mich und die Meinigen eindrängt; und dieser Jammer, ein Geheimnis, dessen Wahrung mir die Pflicht gebot, von der Hand eines Ruchlosen in frechster Weise entweiht und durch den Kot der Gassen geschleift zu sehen; und die beschämende, quälende Ohnmacht gegenüber einem armen Weibe, das meinetwegen zu leiden hat, und dessen herzzerreißende Gebrechlichkeit das unnachsichtige Gewissen mir beständig vor die Seele

führt; und endlich die Schmach, meinen Namen, der durch acht Jahrhunderte in fleckenloser Reinheit gestrahlt hat, das Wappen meiner Väter, die leuchtende Sonne mit dem stolzen Spruche: „occidit ut oriatur“, in Zusammenhang gebracht zu sehen mit einem gemeinen Verbrechen, das mit der entehrendsten Strafe bedroht wird, — ist das alles noch nicht genug?! Ist damit noch immer nicht die Schuld gesühnt, die ich in jugendlichem Sinnenrausch und Leichtsinn begangen habe? Ist das Schicksal unerbittlich, und verjährt die moralische Schuld denn wirklich nie? . . .“

„Ach! ich wollte, wir wären auf einer einsamen, unbewohnten Insel mitten im Ozean,“ sagte er einmal trübe lächelnd zu Alix, als sie auf der Terrasse plaudernd nebeneinander saßen und der dichte aus dem Flusse aufsteigende Nebel über die Niederung einen leuchtenden Schleier breitete, hinter dem auch das Städtchen in der Tiefe fast ganz verschwunden war. „Mein guter Vater war weiser, als ich früher begreifen konnte, als er sich ohne Haß vor den Menschen verschloß und nur noch mit deren schönen Werken Umgang pflegte, die keiner Niedertracht fähig sind!“

„Meinethalben könnten wir morgen absegeln, in das Unbekannte, in die Einsamkeit,“ erwiderte Alix. „Mit dir und dem Jungen würde ich es überall aushalten und mir's überall heimisch machen.“

Sie kamen noch öfter auf dies Gespräch zurück. Ulrich plante im stillen in der That so etwas wie eine große Reise in eine ferne Weltabgeschiedenheit, wie eine Entfernung aus der Heimat auf lange, lange Zeit. Er

mochte darüber noch nicht deutlicher sprechen, er hatte die Entwickelung der Dinge in Berlin abzuwarten.

Und diese drängten nun zur Entscheidung.

Am 1. November erhielt Fürst Ulrich aus Berlin die Abschrift der vom Staatsanwalt von Dünenhorn aufgesetzten Anklageschrift gegen ihn zugleich mit der Vorladung, sich am 12. November vor den Berliner Geschworenen zu stellen: „wegen Meineids".

Quintus schrieb ihm, daß eine vorherige nochmalige Besprechung zwischen Sr. Durchlaucht und ihm natürlich immerhin erwünscht, aber nicht gerade unerläßlich sei, da er sich zumuten dürfe, der Anklage vollkommen gerüstet gegenüberzutreten.

Der Fürst antwortete, daß er am 10. abends abreisen, am 11. abends gegen zehn Uhr in Berlin eintreffen und im Hotel Royal absteigen werde.

Alix war sehr betrübt, als sie beim Frühstück von Ulrich hörte, daß er gezwungen sei, in den nächsten Tagen eine kleine Reise zu machen, auf die er sie nicht mitnehmen könne.

„Ich bleibe nicht eine Stunde länger, als ich bleiben muß, das verspreche ich dir, mein Kind! In Berlin werde ich vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt sein. Wir würden dort nichts voneinander haben. Wir wären also nur im Wagen und im Coupee zusammen, nur während der achtundvierzigstündigen Fahrt hin und zurück. Und das wäre für dich wirklich ein bißchen zu anstrengend . . ."

„Darauf brauchtest du keine Rücksicht zu nehmen . . ."

„Und denke doch an den Jungen! Den könnten wir

doch bei diesem abscheulichen Wetter nicht mitnehmen, und du würdest dich doch schwer von ihm trennen und dich seinethalben beunruhigen!"

„Du hast recht! Ich will vernünftig sein und ruhig hier bleiben. Wie lange bleibst du fort?"

„Wir wollen einmal rechnen: Am 10. abends fahre ich ab, am 11. abends komme ich in Berlin an. Meine dortigen Geschäfte werden sich hoffentlich in zwei Tagen erledigen lassen: am 12. und 13. also; dann könnte ich am 14. früh wieder abreisen und am 15. früh hier eintreffen."

„Das macht doch beinahe eine volle Woche! Sie wird mir lang werden."

„Um dich zu zerstreuen, wäre es vielleicht gut, wenn wir Papa und Mama einlüden. Sie warten schon lange auf eine Einladung, wie ich glaube, und werden dir gewiß gern Gesellschaft leisten. Wir behalten sie dann gleich bis zu Weihnachten hier . . . was meinst du?"

Alix nahm den Vorschlag mit dankbarer Freude an, und noch an demselben Tage ging ein gemeinsames Schreiben von Ulrich und Alix an den Fürsten und die Fürstin von Eyckhof nach Menthin ab.

Ulrich hatte mit seinen Schwiegereltern über die Berliner Angelegenheit schon mehrere herzliche, vertrauliche Briefe getauscht; diese traf die Einladung also keineswegs unvorbereitet. Am Morgen der Abreise Ulrichs, am 10. November, trafen sie auf Kypstein ein, glücklich, ihre glücklichen Kinder und ihr reizendes Kindeskind wiederzusehen.

Ulrich nahm im Laufe des Nachmittags erst den Fürsten Engelbert und dann Karola beiseite und bat sie

in dringlichster Innigkeit, den wahren Zweck seiner Abwesenheit nicht durch eine Auffälligkeit oder Unvorsichtigkeit irgend welcher Art der klugen Alix zu verraten und alles zu vermeiden, was sie irgendwie beunruhigen könne. Am 12. abends, spätestens am 13. morgens, werde er in einer dringlichen Depesche an den Fürsten das Ergebnis der Verhandlungen vor dem Schwurgerichte melden.

„Was habt ihr nur für Heimlichkeiten!“ rief Alix mit gekünsteltem Unwillen aus. „Weihnachten ist ja noch lange hin, und die letzten Stunden wollen wir allesamt noch recht gemütlich miteinander verbringen!“

„Die letzten Stunden!“ schmollte Fürst Engelbert. „Wenn man dich so hört, möchte man glauben, daß du auf Monate und Jahre von Ulrich Abschied nimmst!“

„Es ist freilich nur eine Woche!“ entgegnete Alix. „Aber das ist gerade genug. Es ist eben das erste Mal in unserer Ehe, daß wir uns trennen!“

„Du hattest mir ja versprochen, vernünftig zu sein!“ begütigte Ulrich, während er ihre Wange streichelte. „Nun sei es auch . . . mir zuliebe!“

Die großen blauen Augen der jungen Frau füllten sich mit Thränen. Sie barg ihr Gesicht an Ulrichs Brust und flüsterte: „Ich schäme mich! . . . Ich bin ein Kind! . . . Ich weiß gar nicht, wie mir ist! . . . Aber ich bin sehr traurig! . . . Sei mir nicht böse! . . . Ich kann nichts dafür! . . . Sei mir nicht böse!“

Ulrich streichelte liebkosend das weiche, hellkastanienbraune, goldschimmernde Haar und sprach ihr freundlich zu. Und als sie seine volle warme Stimme hörte, beruhigte sie sich auch.

Aber der Abschied wurde ihr doch recht schwer.

Weshalb aber nur auch ihr Vater und ihre Mutter so ernst aussahen und ihrem Schwiegersohne mit einem so merkwürdigen Ausdruck von Ergriffenheit die Hand zum Abschied drückten, als Ulrich den Fuß auf den Steg des Wagens gesetzt hatte?

Alix und Ulrich küßten sich herzlich. Der Diener schloß die Thür und kletterte auf den Bock. Ulrich bog sich nochmals aus dem Fenster, und noch ein letzter Kuß! Ihr und dem strampelnden Jungen.

„Vorwärts!“ rief der Fürst Engelbert. Alix sprang ab. Der Kutscher schnalzte, und die Pferde zogen an.

Man konnte von der Terrasse aus den Wagen, der auf dem verschlungenen Wege immer wieder zum Vorschein kam, noch lange Zeit verfolgen. Dann wehten sie mit den Tüchern und sahen in der Ferne etwas Weißes flattern . . .

XXIII.

Im Einverständnis mit andern maßgebenden hohen Justizbeamten hatte es der Landgerichtsdirektor Raumer, welcher die Schwurgerichtsverhandlungen zu leiten hatte, für überflüssig gehalten, das betrübende Schauspiel, einen hohen Staatsbeamten von fürstlichem Geblüt unter der Anklage eines schweren Verbrechens vor die Schranken des Schwurgerichts gestellt zu sehen, vor einem großen Zuschauerkreise sich abspielen zu lassen, und daher für das Verfahren gegen den Fürsten Ulrich von Engernheim den kleinen Schwurgerichtssaal bestimmt.

Der Andrang war ein kolossaler gewesen, und die Enttäuschung war nun groß: denn nur ein verschwindend winziger Bruchteil der eingegangenen Meldungen zum Einlaß hatte berücksichtigt werden können. Der Präsident hatte sich vorbehalten, über diese geringe Anzahl von Einlaßkarten, die überhaupt bewilligt werden konnten, selbst zu verfügen. Es waren auch die erforderlichen Anordnungen getroffen, und bei der Verteilung ein sicheres Taktgefühl bewiesen, um das Ansammeln von Neugierigen vor dem Sitzungssaale und den Auflauf vor dem Gerichtsgebäude

zu verhindern. Und so war es denn nur ein kleiner Kreis, eine wahrhaft ausgewählt gute Gesellschaft, welche seit acht Uhr morgens, eine Stunde vor dem angesetzten Beginn der Verhandlungen, den beschränkten Zuschauerraum zu füllen begann und bald ganz besetzt hatte.

Auch die Geschworenen waren schon gegen dreiviertel auf neun vollzählig zur Stelle.

Wenige Minuten vor neun ging eine rauschende Bewegung der Neugier, der Teilnahme durch den jetzt vollbesetzten Raum hinter dem für die am Prozesse Beteiligten abgesonderten Teile des Saales. Fürst Ulrich von Engernheim erschien in Begleitung seines Verteidigers, des Justizrats Felix Quintus. Er war ganz schwarz gekleidet, hatte den zweireihigen Rock bis oben zugeknöpft und hielt den Hut in der Hand. Er schien vollkommen ruhig und gefaßt zu sein.

Die hohe, kräftige, männliche Gestalt, die ungezwungen vornehme Haltung, der edelgeschnittene Kopf mit dem kurzen blonden Haar und Vollbart — alles das war der großen Mehrheit des Publikums freilich längst bekannt, schien aber heute wie etwas Neues, Auffälliges zu wirken und wurde von den Herren und Damen mit besonderer Aufmerksamkeit gemustert. Der Fürst bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken, daß er der Gegenstand dieser aufmerksamen Betrachtung war. Er stand mit dem Zuschauerraume abgewandtem Gesicht neben seinem Verteidiger und unterhielt sich angelegentlich mit diesem.

Als kurz nach neun der Staatsanwalt von Dünenhorn — sein alter Freund und Duzbruder — seinen Platz einnahm — beide vermieden es, daß ihre Blicke

heute sich trafen —, öffnete der Fürst die kleine Thür, die zu dem für den Angeklagten abgesperrten Raume führte, und setzte sich auf den den Richtern nächststehenden Stuhl hinter seinen Verteidiger, etwas schräg, so daß er den Sitzen für die Richter und Geschworenen sein Gesicht zuwandte, von den Zuschauern aber nichts sah und auch nur von einem kleinen Teile derselben ins Gesicht gesehen werden konnte, und stützte das Kinn auf die Hand.

Gleich darauf trat der Gerichtshof ein. Der Fürst erhob sich zur Begrüßung des Vorsitzenden und seiner Beisitzer. Diese nahmen hinter dem grünen Tische Platz, und der Präsident eröffnete die Sitzung.

Nach Erledigung der üblichen Förmlichkeiten, der Auslosung und Beeidigung der Geschworenen, des Aufrufs der Zeugen, bei dem der Name des Freiherrn Emmerich von Saza eine unwillkürliche Bewegung hervorrief, wurde die umfangreiche Anklageschrift verlesen.

Diese stützte sich vor allem auf die unmittelbaren Belastungen durch Bertha Schmider und den Freiherrn von Saza: auf die ganz bestimmte Aussage der ersteren, die den Fürsten in der Nacht vom 21. auf den 22. Dezember etwa um ein Uhr in den Park habe eintreten, und die ebenso bestimmte Angabe des letzteren, der den Fürsten etwa um halb zwei den Park habe verlassen sehen. Vor dem Thorweg habe der Fürst in der Königgrätzerstraße eine Droschke genommen, den Kutscher angefeuert, schnell zu fahren, und für die kleine Strecke bis zu Kroll den unverhältnismäßig hohen Fahrpreis von zehn Mark gezahlt. (Zeugnis des früheren Kutschers A. Spiddel.) Die Erklärung des Angeklagten, wie er, um von der

Behrenstraße, wo er erwiesener- und zugestandenermaßen den Abend verbracht hatte, nach Kroll sich zu begeben, an diese Stelle der Königgrätzerstraße gekommen sei, die er nicht habe passieren können, müsse als ungenügend verworfen werden.

Diese belastenden Momente würden aber noch durch andere, und vielleicht noch beweiskräftigere unterstützt. Im Schnee des Parkes habe man die scharfen Eindrücke von Fußstapfen des nächtlichen Eindringlings gefunden, der erst nach ein Uhr, da bis zu dieser Stunde ein ungewöhnlich starker Schneefall gewesen sei, den Park durchschritten haben könne. Diese Spuren seien eigentümlicher Art gewesen, wie von einem Lahmenden herrührend. Auch im Parkzimmer nahe der Eingangsthür vom Parke her und auf dem Steinway-Flügel in der Nähe dieser Thür seien feuchte Spuren wahrgenommen worden. Man habe bei der früheren Verhandlung gegen Hotte und Genossen angenommen, daß diese Spuren von Wildicke herrührten. Wildicke, der der That, der Anstiftung und Beihilfe zum Einbruch geständig gewesen sei, habe indessen mit großer Bestimmtheit beständig erklärt, daß er nicht durch den Park gekommen sei, und er habe diese Erklärung auch jetzt im vollen Umfange aufrecht erhalten. Es sei nicht erfindlich, weshalb Wildicke, der das Wesentliche eingeräumt, sich darauf steifen solle, etwas verhältnismäßig Unwesentliches hartnäckig abzuleugnen. Die Annahme, die man in der früheren Verhandlung habe gelten lassen, daß der Einbrecher sich während der nur Minuten währenden Abwesenheit der Gräfin Ifeneck aus dem Parkzimmer in das Palais durch dieses Zimmer eingeschlichen und

sich durch dieses Zimmer entfernt, dabei aber Zeit gefunden habe, den Schnee von den Stiefeln zu schütteln, sich seines Ueberrocks und Hutes zu entledigen und diese Gegenstände bei seinem vermeintlichen Rückzuge wieder an sich zu nehmen, stelle sich bei genauerer Prüfung doch als eine allzu kühne dar.

Vielmehr erkläre sich alles auf einfache und ungezwungene Art, wenn man die Aussagen der Bertha Schmider, des Saza und des Kutschers als richtige gelten lasse: die beharrliche Ableugnung des Wildicke, die Spuren im Schnee, deren eigentümliche Bildung durch die Schwäche im linken Fuße des Fürsten bedingt sei, die feuchte Stelle auf dem Teppich, die Wasserspuren auf der Decke des Flügels, der bei dem Unwetter unverständliche Umweg, den der Angeklagte genommen zu haben erkläre, und dessen er sich früher nicht erinnert habe, der ungewöhnlich hohe Preis für die einfache Droschkenfahrt — alles mit einem Wort!

Die Anklage bedauerte, daß die Hauptbelastungszeugin, Gräfin Juliane von Iseneck, nach dem Gutachten der Sachverständigen in einem nichtvernehmungsfähigen Zustande sich befinde, und daß, nach demselben sachverständigen Gutachten, nicht abzusehen sei, wann und ob überhaupt die Zeugin vernommen werden könne. Indessen seien die Aussagen der anderen Zeugen so bestimmte, daß die Anklage auf die Vernehmung dieser Zeugin verzichten dürfe.

Auf den Alibibeweis, den der Angeklagte anzutreten versucht habe, sei kein besonderes Gewicht zu legen. Wenn man annehme, daß sich der Angeklagte nur kurze Zeit, vielleicht nur wenige Minuten im Palais aufgehalten habe — und das sei in der That das Wahrscheinliche —, so

zerfalle der ganze künstliche Aufbau, dessen Kunst sogar als nicht unverdächtig bezeichnet werden dürfe, in sich.

Nach alledem erscheine der Angeklagte genügend belastet, am 15. April 1880 in der Verhandlung gegen Hotte und Genossen zeugeneidlich eine wissentlich falsche Angabe gemacht und dadurch einen Meineid begangen zu haben.

Der Vorsitzende trat nun in die eigentlichen Verhandlungen ein. Der Fürst erhob sich. Tiefe Stille herrschte im ganzen Raume. Die Feststellung des Persönlichen wurde erledigt.

Auf die Frage: ob sich der Angeklagte der ihm zur Last gelegten That schuldig bekenne, erwiderte der Fürst ruhig mit seiner vollen, warmen Stimme: „Nein, Herr Präsident!“

Das Verhör war ziemlich kurz. Der Fürst erklärte, daß er sich in der Nacht des Einbruchs, an die er aus verschiedenen Gründen äußerlicher Art eine inzwischen allerdings etwas verblaßte Erinnerung bewahrt habe, vom Baron von Heddersdorf zu Kroll begeben habe. Die Einladung des Herrn Landgerichtsdirektors Hillstädt, der ihn in seinem Wagen zu Kroll habe fahren wollen, habe er dankend abgelehnt, da er von der langen Reise und der Hitze im Ballsaal sich etwas abgespannt gefühlt und das Bedürfnis nach Auffrischung empfunden habe. Deshalb sei er trotz des schlechten Wetters, der Kälte und des heftigen Schneefalls zu Fuß gegangen. Ob er von der Behrenstraße rechts oder links in die Wilhelmstraße abgebogen sei, wisse er nicht mehr. Ebensowenig vermöge er zu sagen, ob er bis zu Kroll zu Fuß gegangen sei

oder unterwegs eine Droschke genommen habe. Es sei auch möglich, daß er, um einen Streit zwischen dem Kutscher und einem anderen Fahrlustigen abzuschneiden, dem Kutscher zugerufen habe: „Fahren Sie los! Sie bekommen zehn Mark!“ Er habe schon so manchem Kutscher, der bei Wind und Wetter auf seinem Bock steif gefroren sei, ein gutes Trinkgeld gegeben. Ueber alle diese Einzelheiten könne er keine absolut sichere Angaben machen. Er habe ihnen keinerlei Bedeutung beigemessen und nie geglaubt, daß er in die Lage kommen könne, darüber Rede und Antwort zu stehen.

„Das einzige, was ich mit Bestimmtheit weiß,“ schloß der Fürst, „ist, daß ich niemals zu ungewöhnlicher Zeit und heimlich bei Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Ifeneck gewesen bin — nicht gewesen sein kann, wie sich das für jeden, der die Ehre hat, die Frau Gräfin zu kennen, von selbst versteht. Alle entgegenstehenden Behauptungen sind irrige und unbegründete. Ich muß mich wegen der Einzelheiten, die mir ins Gedächtnis zu prägen gar keine Veranlassung für mich vorlag, auf dasjenige berufen, was ich früher ausgesagt habe. Ich nehme an, daß das im wesentlichen zutreffend gewesen sein wird. Ich würde mich aller dieser Dinge heute überhaupt nicht mehr erinnern, wenn nicht das unter dem frischeren Eindruck des Geschehenen aufgenommene Protokoll meinem Gedächtnis aufgeholfen hätte ... Das ist, was ich zunächst anzuführen hätte, Herr Präsident!“

„In dieser Sache haben auch gewisse Spitzen eine Rolle gespielt ... Die Anklage legt der Frage: ob es richtig sei, daß die Frau Gräfin von Ihnen sehr kostbare

echte Spitzen erhalten habe, ohne daß der Herr Graf Iseneck Kenntnis davon erlangt hätte, als Indizienbeweis eine gewisse Bedeutung bei. Könnten Sie sich darüber äußern?"

„Herr Präsident," sagte der Fürst mit bewegter Stimme, „das Unverfänglichste kann, wenn es von der Niedertracht in ein falsches Licht gerückt wird, wie etwas durchaus Strafbares wirken. Ich habe mir nie erlauben dürfen, der Frau Gräfin von Iseneck ein irgendwie nennenswertes Geschenk anzubieten, am wenigsten ein heimliches Geschenk. Ich habe der Frau Gräfin, die sich für Spitzen lebhaft interessierte, die in meinem Besitze befindlichen geliehen und die ihrigen, gewissermaßen als scherzhaftes Unterpfand, in Verwahrung genommen. Während meines Aufenthaltes in Berlin wäre der Umtausch unzweifelhaft bewerkstelligt worden, wenn nicht am ersten Tage meiner hiesigen Anwesenheit der Frau Gräfin die mir gehörigen Spitzen gestohlen worden wären. Daß ich über derartige, absolut nicht zur Sache gehörige Dinge öffentlich Auskunft zu geben gezwungen werde, erfüllt mich mit tiefem Bedauern. Denn diese Dinge sind geeignet, eine Dame zu kompromittieren, die auf die vollste Hochachtung aller den unbedingtesten Anspruch hat."

Und wieder ging ein gedämpftes Rauschen durch den Saal.

Der Fürst setzte sich. Das Verhör der Zeugen begann.

Der Verteidiger stellte den Antrag, die Zeugen Bertha Schmider, Saza und Wildicke mit Rücksicht darauf, daß der letztere sich noch im Zuchthause befinde, die ersteren bestraft und nicht in den Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte zurückgelangt seien, nicht zu vereidigen, beziehentlich

deren Vereidigung auszusetzen. Bei Saza, der von dem Fürsten persönlich beleidigt sei, sei eine starke persönliche Gehässigkeit gegen den Fürsten, die auch in dem von ihm verfaßten Skandalartikel im „Rechtsstaat" ihren unverkennbaren Ausdruck gefunden habe, vorhanden, die die Aussagen dieses Zeugen verdächtig mache. Den Antrag, die Vereidigung der genannten Zeugen einstweilen auszusetzen, erhob der Gerichtshof zum Beschluß.

Bertha Schmider zitterte heftig und war sehr bewegt, als der Vorsitzende sie mit strenger Eindringlichkeit daran gemahnte, daß es ihre Pflicht sei, auch für den Fall, daß sie nicht den Eid zu leisten habe, die volle Wahrheit zu sagen. Mit sehr leiser, trotz der wiederholten Aufforderung zu größerer Deutlichkeit kaum verständlicher Stimme machte sie ihre Aussage. Sie blieb dabei, daß sie in jener Nacht, „wie auch schon öfter, wenn Excellenz verreist waren", Se. Durchlaucht den Fürsten, den sie an seiner hohen breiten Gestalt und an seinem besonderen Gange immer ganz deutlich erkannt habe, etwa um ein Uhr durch den Park in das Palais habe eintreten sehen. Sie habe während der Abwesenheit des Herrn Präsidenten gewöhnlich in dem Toilettenzimmer dicht neben dem Parkzimmer geschlafen, sei aber an diesem Abende von der Frau Gräfin nach vorn in die entferntere Schlafstube geschickt worden.

Auf Veranlassung des Staatsanwalts wurde die Zeugin gefragt, ob sie nicht vor einiger Zeit an die Gräfin geschrieben und von dieser eine bedeutende Geldsumme erhalten habe. Bertha bejahte die Frage: sie habe fünfhundert Mark erhalten.

Nun ließ der Verteidiger die Zeugin darüber be-

fragen, ob sie nicht noch mehr Geld verlangt habe, und ob ihre spätere Geldforderung nicht unberücksichtigt geblieben sei. Auch diese Fragen wurden bejaht.

Der Verteidiger bat den Vorsitzenden, einige direkte Fragen an die Zeugin stellen zu dürfen.

„War die Frau Gräfin nicht im allgemeinen mit ihren Dienstboten sehr gut und freigebig?"

„Ja!"

„Wie sind Sie eigentlich auf den Gedanken gekommen, dem Saza Ihre Beobachtungen und dergleichen zu erzählen?"

Die Zeugin schwieg.

„Sie haben doch dem Saza erzählt, was Sie uns eben erzählt haben?"

„Ja!"

„Ich frage Sie nun: was hat Sie dazu bewogen? . . . Glaubten Sie vielleicht, daß Saza für Sie Geld von der Frau Gräfin erlangen würde? . . . Nun?! . . . Sie müssen mir antworten, Bertha Schmider!"

„Nein, das dachte ich nicht. Ich habe es dem Herrn Baron nur so gesagt."

„‚Nur so gesagt?' Standen Sie denn mit dem Baron Saza auf dem Fuße der vertraulichen Mitteilungen? Welche Beziehungen haben Sie denn überhaupt zu dem Herrn? Sie müssen ihn doch sehr genau kennen? Er hat Ihnen ja allerlei Gefälligkeiten erwiesen, z. B. die beiden bei den Akten befindlichen Briefe an den Fürsten Engernheim diktiert. Also beantworten Sie meine Frage: in welchen Beziehungen stehen Sie zu dem Herrn?"

„Ich bin Wirtschafterin beim Herrn Baron."

„So so! Wirtschafterin!“ wiederholte Quintus mit bitterer Ironie. „Sie wollen damit sagen, daß Sie bei dem Herrn wohnen und mit ihm gemeinsame Wirtschaft machen? . . . Ich möchte die Herren Geschworenen bitten, dieser Mitteilung die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Sie gibt uns vielleicht den Schlüssel für manche Uebereinstimmungen in den Kundgebungen dieser Wirtschafterin und ihres Herrn.“

Als der hagere, dürre Freiherr von Saza mit dem gelben abgelebten Gesichte, auf das die Niedertracht ihren Stempel gedrückt hatte, vor die Schranken trat, äußerte sich die Erregung, die bei dem Erscheinen dieses Zeugen der Zuhörerschaft sich bemächtigte, abermals in einer unaufhaltsamen Bewegung. Der Vorsitzende ließ den Klöppel der Glocke einmal anschlagen, und alsbald trat wieder vollkommene Ruhe ein.

Saza berichtete über sein Zusammentreffen mit dem Fürsten in der Königgrätzerstraße in großer Ausführlichkeit und Bestimmtheit. Er habe den Herrn, den er aus dem Thorwege habe hervortreten sehen, allerdings nicht erkannt, er wisse aber und täusche sich auf keinen Fall, daß dieser Herr ihm die Droschke Nr. 1111 weggenommen habe, und durch Nachfrage bei dem Kutscher habe er ermittelt, daß dieser Herr der Fürst von Engernheim gewesen sei.

„Der Angeklagte räumt die Möglichkeit, eine Droschke in der Königgrätzerstraße genommen zu haben, ein,“ sagte der Vorsitzende. „Es handelt sich nur darum, ob Sie gesehen haben, daß der Angeklagte aus dem Parke des Iseneckschen Palais gekommen ist.“

„Das habe ich gesehen. Der Fürst drückte die Thür an, die ins Schloß fiel, sah sich um, ging auf die Droschke zu, die ich eben angerufen hatte, stieg ein und fuhr davon."

„Also Sie haben genau gesehen, daß der Angeklagte durch die Parkthür aus dem Parke auf die Königgrätzerstraße getreten ist."

„Das habe ich ganz genau gesehen."

„Sind noch Fragen an den Zeugen zu stellen?"

Justizrat Quintus erhob sich.

„Der Zeuge erklärte vorhin, daß er den ihm sehr wohlbekannten Fürsten, der ihm an jenem Abende, oder in jener Nacht, besonders auffällig geworden war, weil er eben zu dieser ungewohnten Stunde aus dem Parke trat, trotzdem nicht erkannt habe, obwohl er nur wenige Schritte von ihm entfernt war. Es war also wohl sehr dunkel?"

„Es war eine stürmische, fast finstere Schneenacht."

„So! Das hat aber die Bertha Schmider nicht verhindert, von ihrem Observationsposten im ersten Stock — also unter ungleich ungünstigeren Bedingungen — den Fürsten ganz genau zu erkennen! Die Herren Geschworenen werden sich ihr Urteil über die Aussage der Schmider bilden. Der Zeuge hat also erst indirekt, nach seiner Konferenz mit dem Kutscher in dem Budikerkeller, darauf schließen können, daß der nächtliche Parkbesucher identisch sei mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten?" fragte Quintus mit Schärfe.

„Doch nicht! Ich habe mir nach meinen eigenen Wahrnehmungen und nach den Mitteilungen, die ich sowohl von Fräulein Schmider als auch von dem Kutscher empfangen hatte, diese Ueberzeugung gebildet."

„Die Ueberzeugungen des Zeugen interessieren uns nicht," bemerkte Quintus in wegwerfendem Tone. „Wir wollen bloß erfahren, ob er Se. Durchlaucht aus dem Parke hat treten sehen, ob er Se. Durchlaucht erkannt hat? Er hat ihn nicht erkannt. Er hat irgend jemand herauskommen sehen, das mag sein. Denn es ist unzweifelhaft jemand im Parke gewesen. Den Fürsten aber hat er nicht herauskommen sehen. Er hat sich seinen Fürsten scharfsinnig konstruiert. Das allein wollte ich hervorgehoben wissen!"

Der Verteidiger nahm sein Blatt zur Hand, und während er einen Blick auf die dort gemachten Notizen warf, fragte er:

„Würde mir der Herr Vorsitzende gestatten, an den Zeugen noch einige direkte Fragen zu stellen?"

Der Vorsitzende machte eine zustimmende Bewegung.

„Sie wohnen mit der Schmider zusammen?" fragte Quintus.

„Natürlich, da sie in meinen Diensten steht."

„Gerade über das dienstliche Verhältnis wollte ich Sie fragen. Also sie wohnen zusammen! Nach dem, was wir hier gehört haben, scheint das Verhältnis zwischen Herrn und Dienerin doch ein ziemlich ungewöhnliches zu sein, so daß es für den Nichteingeweihten zweifelhaft bleibt, ob der Herr der maître oder der valet und ob die Dienerin die servante oder maîtresse ist. Denn in der That scheint der Herr die Dienerin bedient zu haben. Haben Sie der Schmider nicht die bei den Akten befindlichen Briefe diktiert?"

Saza schwieg. Das Auditorium lauschte in gespanntester Aufmerksamkeit.

„Der Herr Vorsitzende," sprach Quintus, sich an den Gerichtshof wendend, „hat gewiß die Güte, den Zeugen darauf aufmerksam zu machen, daß ein Meineidsprozeß unter Umständen auch einen anderen gebären kann!"

„Sie haben die Frage des Herrn Verteidigers gehört," griff nun der Präsident ein. „Sie ist eine erhebliche und muß von Ihnen beantwortet werden. Sagen Sie die volle Wahrheit, Zeuge! Jede Ihrer Aussagen ist von unabsehbarer Tragweite! Vergessen Sie nicht einen Augenblick, daß es sich um die Ehre und Freiheit eines Mannes handelt. Wenn Sie die Ehre und Freiheit dieses Mannes durch Ihre wahren Aussagen auch vernichten müßten, Sie hätten unbedingt die Wahrheit zu sagen! Aber Sie würden sich einer schweren Sünde schuldig machen, die der himmlische Richter und auch die irdische Gerechtigkeit mit der härtesten Strafe belegen, wenn Sie die Unwahrheit sagten — sei es, um dem Angeklagten zu schaden, sei es, um ihm zu nützen. Es ist meine Pflicht, Ihnen das in eindringlichster Weise vorzuhalten! . . . Und nun beantworten Sie die Frage des Herrn Verteidigers: haben Sie Ihrer Wirtschafterin die von dieser an den Angeklagten gerichteten Briefe diktiert?"

Saza suchte nach einer Antwort . . .

„Bertha Schmider! treten Sie noch einmal vor!" befahl der Vorsitzende.

Bertha gehorchte mit wankenden Knieen.

„Sie haben gehört, um was es sich handelt. Wie steht's mit den Briefen, die der Fürst von Engernheim von Ihrer Hand erhalten hat?" fragte er streng. „Haben

Sie dieselben ohne fremde Hilfe geschrieben? Antworten Sie die Wahrheit!"

„Nein, Herr Präsident," antwortete Bertha zitternd.

„Wer hat Ihnen dabei geholfen?"

„Der Herr Baron!"

„Hat er sie nur nachgesehen, oder hat er sie Ihnen diktiert?"

„Der Herr Baron hat sie diktiert!"

„Wörtlich?"

„Ja, Herr Präsident!"

„Sie können sich setzen!"

Die Zuhörer hatten während dieses Zwischenfalls den Atem angehalten. Jetzt ging wieder ein gedämpftes Wogen durch die dichtbesetzten Reihen.

„Ich habe den Zeugen noch einiges zu fragen," bemerkte Quintus. „Der Herr Vorsitzende gestattet? . . . Zeuge Saza, Sie sind an jenem Abende noch mit Sr. Durchlaucht dem Fürsten bei Kroll zusammengetroffen. Ueber diese Begegnung möchte ich von Ihnen noch einiges erfahren."

„Ich traf den Fürsten in der Loge . . ."

„Sie trafen den Fürsten? Das heißt: Sie begaben sich in die Loge, in der der Fürst saß! Sie suchten ihn auf!"

„Nun ja! Ich grüßte, der Fürst erwiderte den Gruß nicht, sei es, daß er mich nicht gesehen hatte, sei es aus anderen Gründen."

„Entschuldigen Sie. Ein Zweifel darüber ist nicht gestattet. Se. Durchlaucht hatte Sie allerdings gesehen, und gerade weil er Sie gesehen hatte, wandte er Ihnen den Rücken, ohne Ihren Gruß zu erwidern."

„Weil ich das damals auch glaubte, stellte ich den Fürsten zur Rede."

„Ganz recht! Und was antwortete Se. Durchlaucht?"

„Irgendetwas Ausweichendes!"

„O nein! Der Fürst erklärte Ihnen in unzweideutiger Weise, daß er mit Ihnen weder einen Gruß tauschen, noch eine Unterhaltung führen, noch eine Kugel wechseln werde. Ist Ihnen nicht bei einem früheren Konflikte mit jemand anderem von einem Ehrenrate die Satisfaktionsfähigkeit abgesprochen worden?"

„Ich möchte den Herrn Vorsitzenden bitten, mich als Zeugen vor derartigen Fragen zu schützen!" rief Saza entrüstet aus.

„Es genügt mir, daß Sie die Frage nicht verneinen!" bemerkte Quintus mit eiserner Ruhe. „Also diese Scene spielte sich in der Loge bei Kroll ab, in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember. Sie verabschiedeten sich aus der Loge mit der Erklärung: Se. Durchlaucht werde noch von Ihnen hören! Weshalb haben Sie dieser Drohung keine Folge gegeben?"

„Auf solche Fragen kann ich gar nichts antworten!" versetzte Saza unwillig.

„So darf ich Ihrem Gedächtnisse vielleicht zu Hilfe kommen. Am nächsten Morgen, am 22. Dezember, wurden Sie wegen Untreue zu sechs Monaten Gefängnis und Ehrverlust verurteilt. Da war allerdings keine rechte Gelegenheit dazu, Ehrenhändel auszutragen!"

Der Verteidiger setzte sich lächelnd nieder. Und wiederum rauschte es leise im Saale. Auch die Geschworenen flüsterten sich einige Bemerkungen zu. Das lederne braune

Gesicht des Freiherrn hatte eine grünliche Färbung angenommen, seine Finger zupften nervös den langen Schnurrbart, die Stirnadern schwollen ihm an, es kochte in ihm.

„Sie können sich setzen!“ sagte der Vorsitzende.

Bebend trat Saza zurück und ließ sich auf den Bertha entferntesten Stuhl nieder. Er legte die langen Beine übereinander, klopfte erregt mit der Rechten auf das Knie und schnob den Atem durch die aufgeblähten Nasenflügel.

Die Aussage des biederen Kutschers Spiddel, die Saza als den höchsten Trumpf hatte ausspielen wollen, machte gar keine Wirkung, da der Fürst die Möglichkeit zugab, mit der Spiddelschen Droschke zu Kroll gefahren zu sein.

Der Kutscher wurde gefragt, ob er den Fürsten habe aus dem Parke kommen sehen?

Darauf wie auf manches andere antwortete er: „Aber, lieber Herr, wie soll ich das noch wissen!“ Allerdings erinnerte er sich, zehn Mark für die kurze Fahrt erhalten zu haben.

Die Frage des Staatsanwalts, ob das nicht etwas ganz Ungewöhnliches sei, bejahte er. Die Gegenfrage des Verteidigers, ob der Fürst, den Spiddel ja oft gefahren, nicht immer sehr generöse Trinkgelder gegeben habe, beantwortete er mit der Versicherung, daß er auf den Herrn Grafen — Spiddel blieb bei dieser Titulatur — stets gewartet habe, denn der Herr Graf sei sein bester Fahrgast gewesen; unter einem preußischen Thaler habe er nie gegeben, aber er erinnere sich, daß sich der Herr Graf auch auf einen Fünfmarkschein nichts habe herausgeben lassen.

Der Kriminalkommissar Beyer machte klare und sachliche Angaben über die eigentümlichen Fußstapfen im Schnee und über die Schneespuren auf dem Teppich und dem Flügel.

Mit besonderer Spannung sah man den Angaben des Fritz Wildicke entgegen, der, angethan mit seinen Sträflingskleidern, von zwei Schutzleuten in den Saal geführt wurde.

Die unausgesetzte Behauptung des Zuchthäuslers, daß er nur in der Wilhelmstraße gewesen sei, den Park aber gar nicht betreten habe, belastete den Fürsten am meisten. Es war in der That nicht abzusehen, weshalb Wildicke es in Abrede stellen sollte, im Parke gewesen zu sein, da ihm diese Ableugnung nicht den mindesten Vorteil gewährte. War Wildicke aber thatsächlich nicht im Parke gewesen, fand seine Beteuerung heute, da man für die Schneeeindrücke eine andere Erklärung gefunden zu haben glaubte, mehr Glauben als früher, dann stand es noch immer schlimm um die Sache des Fürsten.

Es war ja schon an sich ein schier wunderbar zu nennender Zufall, daß sich eingestandenermaßen ein Lahmer am Einbruch in der Wilhelmstraße beteiligt, und daß man im Parke die Eindrücke eines lahmenden Fußes gefunden hatte, die von einem anderen herrühren sollten. Beim Fürsten, den die beiden Hauptbelastungszeugen in den Park und aus dem Parke hatten kommen sehen, traf diese vom Schnee bewahrte Eigentümlichkeit des Ganges auch zu. Die Möglichkeit, daß gar noch ein Dritter mit einer ebenfalls abnormen Fußbildung mit der Sache zu schaffen haben könne, durfte doch als ausgeschlossen gelten.

Glaubte man also Wildicke, wenn er fest behauptete, daß er nicht im Parke gewesen sei, so wurde der Verdacht, daß der Fürst dagewesen sein könne, sehr wesentlich befestigt.

Bis jetzt war Quintus mit dem Verlaufe der Sache sehr zufrieden. Der Fürst hatte augenscheinlich auf die Geschworenen den denkbar günstigsten Eindruck hervorgerufen. Die beiden schlimmsten Zeugen, Bertha und Saza, hatte Quintus selbst nahezu unschädlich gemacht. Er fürchtete nur noch Wildicke. Er nahm sich vor, den unbequemen Zeugen im Sturmlauf über den Haufen zu rennen und von dem Zuchthäusler nur mit souveränster Verachtung, als von einem durch und durch verlogenen und unglaubwürdigen Wicht zu sprechen.

Aber Wildicke bereitete ihm, bereitete allen die stärkste Ueberraschung!

Als Wildicke den Justizrat Quintus erblickte, seinen alten, eifrigen Verteidiger, der ihm in einer früheren Sache uneigennützig seine Zeit und seine Arbeitskraft geopfert hatte, lächelte er vergnügt und nickte ihm freundlich zu. Der Justizrat war die einzige Persönlichkeit im Saale, die ihm sympathisch war, alle anderen waren ihm gleichgültig. Und da regte sich in dem verstockten Sünder ein wunderliches Gefühl von Dankbarkeit für den einen und von bübischem Verlangen, den anderen einen Possen zu spielen, das nun seine Haltung bestimmte.

Der schlaue Wildicke, der den Fürsten als Zeugen bei dem Einbruchsprozesse gesehen hatte, der wußte, daß dieser Herr jene von Bertha bezeichnete Persönlichkeit war, die ihrer Herrin geheime Besuche machte, der nun den Fürsten auf der Anklagebank erblickte und vor diesem den

Justizrat Quintus, seinen bewährten Freund, übersah die Situation mit einem Blicke. Er blinzte dem Verteidiger zu, als wolle er ihm sagen: „Heute zahle ich meine Schuld! Deinen Freund wollen wir schon herauspauken. Was schadet's mir?!"

Der Präsident ermahnte Wildicke eindringlich, streng bei der Wahrheit zu bleiben.

Wildicke machte ein möglichst treuherziges Gesicht und versprach es.

„Sie haben sich in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember an dem von Hotte verübten Einbruch im Iseneckschen Palais beteiligt. Sie sind damals in der Wilhelmstraße gewesen und haben die Sachen, die Ihnen Hotte durchs Fenster reichte, an sich genommen?"

„Jawohl, Herr Präsident?"

„Es sind nun auch Spuren im Schnee des Parkes gesehen worden. Sie haben es bisher sowohl in der Voruntersuchung gegen Sie, wie in der Verhandlung, wie auch bei Ihren neuerlichen Verhören beständig mit großer Beharrlichkeit in Abrede gestellt, daß Sie damals im Parke gewesen seien, und fest behauptet, daß diese damals beobachteten Fußstapfen im Schnee nicht von Ihnen hergerührt hätten. Bleiben Sie bei diesen Behauptungen stehen?"

„Nein, Herr Präsident!" antwortete Wildicke laut.

Diese völlig unerwartete Verneinung brachte eine tiefe Wirkung auf alle hervor.

Ein Summen und Surren ging durch den ganzen Saal, der Staatsanwalt schnellte von seinem Sitze empor. Quintus, der sich gerade Notizen machte, ließ die Feder fallen und blickte erstaunt auf.

„Sie scheinen mich nicht recht verstanden zu haben," bemerkte der Präsident. Und langsam und gemessen, mit scharfer Betonung der wichtigen Worte, fuhr er fort: „Ich frage Sie, ob Sie damals nur in der Wilhelmstraße gewesen sind, wie Sie bis jetzt stets behauptet haben, oder ob Sie auch im Parke gewesen sind, was Sie bis jetzt stets in Abrede gestellt haben? Also noch einmal: . . ."

„Ich habe Sie schon verstanden, Herr Präsident!" fiel Wildicke ein. „Also: Ich bin damals in der Wilhelmstraße und im Parke gewesen. Erst im Parke und dann in der Wilhelmstraße!"

Jetzt war die Erregung, die sich aller bemächtigt hatte, kaum zu zügeln.

Der Präsident mußte wieder zur Glocke greifen.

„Aber sagen Sie, Wildicke, weshalb haben Sie denn bisher beständig das Gegenteil behauptet?"

„Als Angeklagter sagt man ja manches manchmal anders, als es ist."

„Und sprechen Sie jetzt die volle Wahrheit?"

„Jawohl, Herr Präsident!"

„Nun, dann erzählen Sie uns einmal, wie sich die Sache zugetragen hat, wie Sie in den Park hinein-, wie Sie aus dem Parke herausgekommen sind?"

„Genau so, wie es damals der Herr Kriminalkommissar Beyer und der frühere Herr Staatsanwalt expliziert haben! Ganz genau so! Ich habe die Parkthür mit einem Nachschlüssel geöffnet . . ."

„Um welche Zeit?"

„Nach Mitternacht war's sicher, so etwa um halb eins, vielleicht aber auch noch später. Nach der Uhr habe

ich nicht gesehen. Dann habe ich mich im Parke versteckt und aufgepaßt, was die Frau Gräfin mit ihrem Hunde im Zimmer machte. Das Zimmer war hell und draußen war es dunkel. Als ich sah, wie die Gräfin mit dem Hunde ins Nebenzimmer trat, machte ich leise die Thür auf, die Thür vom Parke zum Zimmer, die nicht verschlossen war. Ich hatte einen Ueberrock und einen Hut. Die legte ich ab, weil sie mich bei der Arbeit genieren konnten. Vielleicht habe ich mir auch den Schnee abgeschüttelt. Das weiß ich so genau nicht mehr . . ."

„Aber, Wildicke," unterbrach ihn der Vorsitzende. „Das war doch sehr unbedacht gehandelt! Und es klingt recht wenig wahrscheinlich! Wenn Sie sich in dem Zimmer überflüssiger Weise aufhielten, so war die Gefahr der Entdeckung doch eine sehr große! Und Ihre Sachen konnten doch leicht bemerkt werden. Das Zimmer war hell. Da hätte man doch sogleich auf den Thäter gefahndet und, wenn man ihn auch nicht erwischt, jedenfalls sehr beweiskräftige Stücke von ihm in Händen gehabt!"

„Das ist ja alles ganz richtig, Herr Präsident! Das habe ich den Herren damals gerade so gesagt wie Sie, beinahe wörtlich, — damals, Herr Präsident, als ich mich herauslügen wollte, aber der Herr Kommissar sagte: solche Sachen, die man nicht begreifen könne, kämen bei allen Einbrüchen vor! Und der Herr Kommissar hat ganz recht. Erklären kann ich's Ihnen nicht, aber gethan habe ich's!"

„Nun, also weiter!"

„Dann bin ich leise durch das Zimmer gegangen

und habe die Tapetenthür geöffnet. In dem Toilettenzimmer habe ich mich wieder versteckt. Dann brachte die Frau Gräfin den Hund herein. Er schnupperte wohl, aber er fand mich nicht. Bald darauf kam Hotte von der andern Seite, vom Flur her. Der Hund schlug an, aber Hotte kannte ihn gut und beruhigte ihn. Außerdem rief die Frau Gräfin aus dem Nebenzimmer dem Hunde zu, er solle ruhig sein. Nun ging's an die Arbeit. Das wollte der Hund nicht leiden. Da rief ihn die Gräfin ab. Sie mußte wohl auch gehört haben, was wir da machten. Ich öffnete leise die Thür zu ihrem Zimmer. Sie war mit dem Hunde gerade hinausgegangen. Ich machte nun schnell, daß ich davonkam, nahm meine Sachen und lief durch den Park. Da zog ich mir erst den Ueberzieher an und setzte den Hut auf. Dann ging ich durch die Voßstraße, und da ist mir so, als ob ich einem Herrn begegnet wäre, der wohl der Herr da gewesen sein könnte ... Aber das will ich nicht beschwören, was ich nicht weiß, das sage ich auch nicht! ... Kurz und gut, ich ging durch die Voßstraße nach der Wilhelmstraße; da wartete ich, bis Hotte sich meldete. Ich hatte nichts mitnehmen können. Hotte hatte alles zusammengerafft, und dann hat er mir die ganze Sore durchs Fenster zugesteckt. So verhält sich die Sache! Genau so, wie es die Herren damals auseinandergesetzt haben!"

Mit wachsendem Staunen hatte der Fürst diesem Menschen zugehört. Er wußte nicht, wodurch er sich die Teilnahme dieses Verbrechers erworben hatte! Er wußte nicht, was er von alledem halten sollte. Wie kam der Mensch dazu, mit dreister Stirn diese offenbaren Unwahr-

heiten zu sagen, für ihn einzuspringen und an seine Stelle zu treten?

Ach, die Schuld, die Fürst Ulrich begangen hatte, die ihn hierherführte, die ihm diese entsetzlichen Stunden bereitete, mußte eine furchtbar große sein, wenn er nun gar seine Rettung von der Strafe einem Verbrecher, der lächelnd, aus Uebermut, um der Justiz und deren Beamten einen Schabernack zu spielen, seinetwegen ein neues Verbrechen begehen mußte, — wenn er, Fürst Ulrich von Engernheim, dem Meineide eines Fritz Wildicke seine Rettung verdanken sollte!

Der Staatsanwalt nahm Wildicke scharf ins Verhör und suchte ihm seine Lügen nachzuweisen, ihn zu überrumpeln. Wildicke ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und blieb dabei: „Früher habe ich gelogen, jetzt sage ich die Wahrheit!“

„Aber wie kommen Sie denn dazu, jahrelang beharrlich zu lügen, und wie können Sie verlangen, daß wir nun auf einmal an die Wahrheit Ihrer Worte glauben sollen?!“ rief der Staatsanwalt.

Der schlagfertige Wildicke gab zur Antwort: „Früher, Herr Staatsanwalt, war ich Angeklagter! Da darf man lügen. Jetzt bin ich Zeuge. Da muß man die Wahrheit sagen!“

„Nun, die Herren Geschworenen werden wissen, welche Glaubwürdigkeit sie einem aus dem Zuchthaus herausgeholten Menschen beizumessen haben!“

„Ich bin auf Veranlassung des Herrn Staatsanwalts selbst aus dem Zuchthause herausgeholt und hierhergebracht worden — wahrscheinlich doch, weil der Herr

Staatsanwalt der Ansicht war, daß man zwar wegen Einbruchs bestraft sein und dennoch die Wahrheit sagen könne. Ich habe die Wahrheit gesagt!"

Unter allgemeiner mächtiger Erregung wurde Wildicke, der noch einen letzten pfiffigen, triumphierenden Blick seinem verehrten Justizrat zugeworfen hatte, von den Schutzleuten wieder abgeführt.

Er hatte sich seit nahezu vier Jahren zum erstenmal wieder eine lustige Stunde bereitet. Seine stille Hoffnung, daß er Rosen vielleicht erspähen werde, blieb leider unerfüllt.

Der Präsident wollte eine Pause machen, um nach derselben mit dem Verhör der Entlastungszeugen zu beginnen.

Da erhob sich der Verteidiger, der den gewaltigen Eindruck der Wildickeschen Aussage voll und ganz zu Gunsten seines Schutzbefohlenen auszubeuten beflissen war, und sagte: „Die Herren Geschworenen werden sich, nachdem sie die Belastungszeugen gehört haben, von der vorliegenden Sache schon ein genügendes Bild haben machen können. Wir verzichten auf die Vernehmung aller Entlastungszeugen!"

„Wenn der Herr Staatsanwalt dagegen keine Einwendungen zu machen hat?" fragte der Vorsitzende. Herr von Dünenhorn erhob sich halb und machte eine verneinende Bewegung. „Die Herren Geschworenen?" Mit leiserer Stimme zu den Herren Richtern gewandt, fragte er weiter: „Die Herren sind damit einverstanden?" ...

Die Beisitzer stimmten zu.

„Nun also," verkündete er laut, „der Gerichtshof

verzichtet auf die Vernehmung der noch geladenen Zeugen: Landgerichtsdirektor Hillstädt, Fräulein Franziska Lessen, Legationsrat von Berwitz, und entläßt dieselben. Vor der Begründung der Anklage durch den Herrn Staatsanwalt wollen wir eine einstündige Pause eintreten lassen. Pünktlich um dreiviertel auf vier werden die Verhandlungen wieder aufgenommen."

Geräuschvoll wurde die Sitzung aufgehoben. Richter und Geschworene zogen sich in ihre Zimmer zurück. Die Zuhörer strömten in lebhaftem und lautem Gespräch auf die Korridore und wurden auf dem freien Platze vor dem Gerichtsgebäude von Neugierigen umringt, die jede Einzelheit über den Verlauf der aufregenden Verhandlung mit einer wahren Gier verschlangen.

Die Erbitterung, die allgemein gegen Saza herrschte, nahm ganz bedenkliche Verhältnisse an. Als der Baron aus dem Gerichtsgebäude trat, mußte er so höhnische und bedrohliche Bemerkungen hören, daß er sich veranlaßt fand, wieder umzukehren und zu seiner persönlichen Sicherheit die Begleitung eines Schutzmannes zu erbitten. Das erregte die leidenschaftlichen jungen Gemüter nur noch mehr, und lautes Gejohle tönte ihm nun entgegen und begleitete ihn, trotz der Bewachung, bis er in einer nahegelegenen Restauration sich dieser unangenehmen Kundgebung zu entziehen suchte.

Da wollte er sich an einen Tisch setzen, an dem zwei jüngere Herren saßen, zwei Stühle aber noch unbesetzt waren.

„Bitte!" rief der eine derselben, indem er aufstand und den Stuhl, den Saza gerade nehmen wollte, umlegte. „Die Plätze sind besetzt . . . von anständigen Leuten."

Der Wirt, der inzwischen gehört hatte, wer der eben eingetretene Gast war, trat an ihn heran und sagte mit halblauter Stimme: „Ich muß Sie ersuchen, meine Wirtschaft zu verlassen. Es wird Ihnen hier nichts verabfolgt. Meine Stammgäste wollen nicht mit Ihnen zusammen sein, und auf diese habe ich Rücksichten zu nehmen. Also ich bitte . . ."

Saza zuckte die Achseln und trat auf den Flur. Dort blieb er, bis sein bewaffneter Begleiter eine Droschke herangeholt hatte, und mit diesem fuhr er dann weiter in die Stadt hinein, um in einer kleinen Gastwirtschaft einen Imbiß zu nehmen.

Der Fürst hatte gewartet, bis sich der Strom auf dem Korridor verlaufen hatte. Dann folgte er der Einladung seines Verteidigers in das Advokatenzimmer. Da genossen sie eine Kleinigkeit, rauchten eine Cigarre und unterhielten sich, bis der Nuntius meldete, daß der Präsident die Geschworenen habe benachrichtigen lassen, und daß die Sitzung sogleich wieder beginnen werde.

XXIV.

Die Herren vom Gericht und die Geschworenen hatten ihre Sitze wieder eingenommen. Der Fürst saß auf seinem früheren Platze hinter seinem Verteidiger. Der Zuschauerraum war vollkommen gefüllt. Auf den Anschlag der Glocke verstummte alles.

„Ich eröffne die Sitzung und erteile nunmehr dem Herrn Staatsanwalt zur Begründung der Anklage das Wort," sagte der Vorsitzende.

Unter atemloser Spannung erhob sich Herr von Dünenhorn und begann also:

„Meine Herren Geschworenen!

„Keiner von uns allen hat sich dem tiefen, ja erschütternden Eindruck, den die Veranlassung zu unseren Verhandlungen hervorgerufen hat, entziehen können. Ich selbst nehme keinen Anstand, es frei auszusprechen, daß ich meinem persönlichen Empfinden Gewalt anthun muß, um dem ehernen Gebote meiner sachlichen Pflicht, meines Amtes zu genügen. Laut und stark spricht in mir die

Stimme ernsten und wahren Mitgefühls mit jenem Manne gegen den ich als Ankläger aufzutreten gezwungen bin. Und wenn ich dieser Stimme auch nicht Gehör geben darf, so ist sie doch mächtig genug, um mir in der Erfüllung meiner starren Pflicht die äußerste Schonung aufzuerlegen.

„Der Mann, den Sie heute auf jener Bank sehen, hat nichts gemein mit jenen verkommenen und ruchlosen Elementen der Gesellschaft, die unsere Sicherheit an Gut und Blut bedrohen, gegen deren gewaltsame oder heimtückische Angriffe die Bürger den Schutz des Staates anrufen und die Strenge des Gesetzes fordern. Er hat nichts gemein mit jenen, die vor ihm auf derselben Bank gesessen haben und seinen Platz nach ihm einnehmen werden.

„Aus edelstem Blute ist der Angeklagte entsprossen. In überreichem Maße hat das Schicksal all seine Vergünstigungen, die es nur seinen bevorzugtesten Lieblingen spendet, über ihn ausgeschüttet. Geboren und aufgewachsen im üppigsten Ueberfluß, von einem edlen Vater liebevoll erzogen, in steter Vergegenwärtigung einer uralten und ruhmreichen Ueberlieferung, von Kindesbeinen an daran gewöhnt, dem Verehrungswürdigen Verehrung zu zollen, und unabläßig darauf hingewiesen, durch hohes Wollen und vornehmes Vollbringen zum heiligsten Familienschatze: zur Ehre des Geschlechtes, beizusteuern; — ausgestattet mit blühender Gesundheit, mit liebens- und achtungswerten Charaktereigenschaften und hervorragenden Gaben des Verstandes, die durch eine ausgezeichnete Bildung, durch ernsthaftes Studium entwickelt, zum Wohle der großen Gemeinsamkeit des Staates schon verwertet wurden und in Zukunft in noch bedeutenderer Weise ver-

wertet werden sollten — das ist der Mann, der ihnen heute als Angeklagter gegenübersteht, das ist Fürst Ulrich von Engernheim!

„Und gegen diesen Mann, dem noch in dieser Stunde unser aller wärmste und wahrste Sympathien gehören, muß ich die Anklage erheben wegen einer Handlung, die unser Gesetz den schwersten Verbrechen beigesellt. Wahrlich, da bedarf es fast übermenschlicher Anstrengungen, um jede weichherzige Anwandlung zu meistern! ‚Werde hart!' muß ich mir mit dem Schmied von Ruhla zurufen. Ich darf den Blick nicht auf jene Stelle richten, von der der Angeklagte mit würdevoller Gelassenheit zu mir aufschaut; ich muß ihn richten auf jene unbewegliche steinerne Gestalt, die mit der Wage in der einen und dem Richtschwert in der anderen Hand auf dem Firste dieses Gebäudes thront, auf die Themis mit verbundenen Augen.

„Die Gerechtigkeit, meine Herren Geschworenen, ist nicht blind. Sie sieht scharf und gut! Richtet sie aber, so legt sie die Binde um die Augen, sie wägt nur die That und urteilt ohne Ansehen der Person.

„So wie ich es über mich habe gewinnen müssen, mich — soweit menschliche Kräfte überhaupt es vermögen — von allen bestrickenden Einflüssen des Persönlichen zu befreien, so bitte ich auch Sie, meine Herren Geschworenen, verhärten Sie sich gegen alle Empfindungen des Mitgefühls, die die Person hervorzurufen vollberechtigt ist. Fassen Sie lediglich die Sache ins Auge! Nur das Sachliche haben Sie zu prüfen, über das Sachliche allein hat ihr Gewissen zu urteilen!

„In unseren unruhvollen Tagen ist diese Mahnung eine doppelt und dreifach gerechtfertigte, ja eine notwendige! Die Güter dieser Welt sind nicht gleich verteilt, sind nie gleich verteilt gewesen. Seit Menschengedenken bemühen sich Wissenschaft und Erfahrung, Theorie und Praxis, die gewaltigen Ungleichheiten, die sich von den ersten Anfängen der Kultur an gezeigt und sich mit der fortschreitenden Kultur immer schärfer herausgebildet haben, nach Möglichkeit zu mildern. Es ist auch von Einzelnen und von größeren Gemeinwesen mancherlei Ersprießliches nach dieser Richtung hin geschehen. Zu einem durchgreifenden Resultate jedoch, das diejenigen, die sich zurückgesetzt, bedrückt, mißhandelt fühlen, einigermaßen befriedigt hätte, ist man nicht gelangt, wird man wohl schwerlich jemals gelangen können. Jener fürchterliche Gegensatz zwischen den Beneideten und denen, die beneiden, hat gerade in unseren Tagen — wie wir es an den Handlungen der Pariser Kommune, der russischen Nihilisten, der irischen Fenier und an den Plänen der internationalen Sozialisten schaudernd haben erkennen müssen — die entsetzlichsten Verbrechen schon gezeitigt: Mord, Brandstiftung, Raub, Zerstörung von Gebäuden und Feldern, und die Anarchie: den allgemeinen Umsturz, das Wirrwarr, die Nacht als Zukunftsideal verkündet. Keine Einrichtung ist verschont geblieben von den Angriffen der Erbitterten, der Respekt vor dem Althergebrachten und durch Jahrtausende Gefestigten hat sie nicht zu bändigen vermocht. An die Grundpfeiler des Staates und der Gesellschaft: an die Monarchie, an die Heiligkeit der Kirche, an die Bedingungen, welche die Familie in zivilisierten Staaten bilden

und den Söhnen den ungetrübten Genuß des von den Vätern Erworbenen sichern, an alles, was uns als verehrungswürdig und unverletzlich gilt, ist die Axt der Zerstörung gelegt worden.

„Nun, meine Herren Geschworenen, aus dieser wilden Brandung der Parteien erhebt sich wie ein eherner Fels eine gewaltige Freistatt, an der die wütenden Wogen machtlos zerschellen. Keine Gewalt hat sie zu erschüttern vermocht, und dem einen wie dem andern der Kämpfenden ist sie dasselbe rettende, bergende, schützende Eiland: das ist das Recht!

„Wenn irgend etwas im stande ist, die unversöhnlichen Gegensätze unserer Gesellschaft milder zu stimmen, so ist es das von hoch und gering, von arm und reich geteilte Bewußtsein, im Rechte schließlich doch den Schutz des Guten und die Strafe des Bösen zu finden. Die Besitzenden und die Besitzlosen haben dasselbe mächtige Interesse daran, das Recht in unerreichbarer Höhe, in unbefleckbarer Reinheit zu erhalten. Und unser großer König Friedrich hat mit Recht gesagt, daß ein Gerichtshof, der ungerechtes Urteil fällt, schlimmer ist als eine Mörderbande.

„Es wäre entsetzlich, wenn gegen uns mit Berechtigung der Vorwurf erhoben werden könnte, daß wir mit zweierlei Maß und Gewicht messen; wenn diejenigen, die sich schon ohnehin die Enterbten, die Stiefkinder des Geschicks nennen, achselzuckend ausrufen dürften: ‚Die großen Herren behalten immer recht! Hätte ein gemeiner Mann dasselbe gethan, was dieser Hochgeborene gethan hat, er wäre der Strafe sicherlich nicht entgangen!‘ Ob Fürst,

ob Proletarier — es darf uns nicht kümmern! Ihre milde Menschlichkeit, meine Herren Geschworenen, könnte von verhängnisvollen Folgen sein! Bedenken Sie das wohl, beherzigen Sie diese eindringliche Mahnung und folgen Sie mir nun auf dem Wege der thatsächlichen Feststellung, den ich jetzt einschlagen werde."

In scharfer, anschaulicher Weise und in beredten Worten gab nun der Staatsanwalt eine Darstellung der Vorgänge in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember, wie sie die Anklageschrift schon skizziert hatte. Die seine Ausführungen durchkreuzende, alle Welt überraschende neueste Aussage des Fritz Wildicke beseitigte er in knappen Worten von äußerster Energie. Er bezeichnete sie als eine jener, leider nicht ungewöhnlichen Ruchlosigkeiten, deren sich Bösewichter, im Glauben ihrer Straffreiheit, schuldig machen, um schadenfroh ihrer erbittertsten Feindin, der Gerechtigkeit, ein Schnippchen zu schlagen. Den sittlichen Wert der anderen Belastungszeugen, des Saza und der Schmider, wolle er nicht prüfen, wolle auch nicht nach den Beweggründen ihres Handelns forschen, aber der sachliche Wert ihrer Angaben könne dadurch nicht beeinträchtigt werden. Ständen diese Angaben allein und unabhängig da, so würde er selbst für deren unbedingte Glaubhaftigkeit einzutreten Anstand nehmen; allein sie fügten sich als organische Glieder vollkommen richtig in das Ganze ein, sie erklärten alles sonst Unerklärliche.

„Der Angeklagte will sich vom Ball in der Behrenstraße zu Kroll begeben. Er lehnt die Einladung eines Bekannten, der ihn in seinem Wagen dorthin fahren will, ab. Auf einmal finden wir ihn in der Königgrätzerstraße,

die er auf seinem Wege gar nicht berühren kann, und da nimmt er, der die Einladung zum herrschaftlichen Wagen abgelehnt hatte und zu Fuß gehen wollte, eine Droschke und kann nun auf einmal gar nicht schnell genug zu Kroll kommen, und bietet dem Kutscher den sechsfachen Betrag der Fahrtaxe, wenn ihn dieser nur schnell zu Kroll bringt, wo er von Bekannten gesehen sein will! . . .

„Ist das verständlich, meine Herren Geschworenen? Klafft da nicht eine Lücke? Können Sie sich vorstellen, daß jemand, der ein bestimmtes Ziel hat, bei Frost und Schneegestöber gemächlich in der Nacht spazieren geht, sein Ziel gänzlich aus den Augen verliert und auf einmal, ohne irgend eine erkenntliche Veranlassung, die ungewöhnlichsten Mittel anwendet, um in kürzester Zeit dies Ziel zu erreichen?

„Da treten nun zwei Zeugen hervor und machen in bestimmtester Form Angaben, die in ganz wunderbarer Weise diese Lücke füllen, das Fehlende ergänzen, das Unerklärliche erklären.

„Schenken wir diesen Zeugen Glauben — und nach meiner tiefsten Ueberzeugung verdienen sie in diesem Falle den vollsten Glauben —, dann lichtet sich alles!

„Die Zeugin Schmider hat gesehen, daß der Angeklagte von der Königgrätzerstraße durch den Park in das Palais sich begeben hat — gegen ein Uhr. Bald darauf hat der Zeuge Saza gesehen, daß der Angeklagte aus dem Parke auf die Königgrätzerstraße getreten ist und dort die vom Zeugen vorher angerufene Droschke genommen hat.

„Nun, meine Herren Geschworenen, begreifen wir

alles und haben nicht nötig, uns einen phantastischen, unbegreiflichen, zweck- und ziellosen Spaziergang bei Nacht und Grauen zu fabulieren. Nun begreifen wir, daß der Angeklagte die Einladung, den Wagen des ihm bekannten Herrn mit zu benutzen, ablehnt. Der Angeklagte will allein sein und sein Ziel niemand anvertrauen. Nun begreifen wir, daß er dem Unwetter trotzbietet und zu Fuß geht. Nun begreifen wir, daß wir die Spuren seines eigentümlichen Ganges im Schnee des Parkes finden, daß der Schnee, der sich auf seinen Stiefeln und Kleidern aufgeballt hat, auf dem Teppich und dem Flügel im Parkzimmer dem wachsamen und geübten Auge des Beamten noch wahrnehmbar ist. Nun begreifen wir, daß wir ihn bald darauf in der Königgrätzerstraße treffen. Und nun begreifen wir, daß er, um die auf den Besuch verwandte Zeit wieder einzubringen, den Kutscher durch eine unverhältnismäßig hohe Belohnung zu größter Eile anfeuert, daß er mit einer gewissen Beflissenheit die Zeit seines Eintreffens bei Kroll feststellen läßt.

„Meine Herren Geschworenen! Für mich unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel: der Angeklagte ist in jener Nacht und zu jener Stunde im gräflich Isseneckschen Palais gewesen.

„Es erscheint mir menschlich durchaus erklärlich, daß der Angeklagte über diesen nächtlichen Besuch im Palais das unbedingte Stillschweigen unter allen Umständen zu bewahren für seine ritterliche Pflicht hielt. Die besonderen Verhältnisse: die Abwesenheit des Gemahls, das Geheimnisvolle der Nacht, boten der Gehässigkeit reichlichen Stoff und forderten die schlimmste Deutung heraus. Die

Ehre einer hochstehenden jungen Dame konnte, wenn darüber etwas verlautete, tödlich getroffen werden.

„Nun, meine Herren, auf dem unsauberen Pfade, den uns der Denunziant gewiesen hat, wird und darf die anklagende Behörde nicht vorwärts schreiten. Ich glaube lieber das Gute als das Arge, und ich bin zum Glück nicht genötigt, eine ohnehin schwer geprüfte Frau in noch größere Bedrängnis zu bringen. Wie oft haben wir es erlebt, daß Verhältnisse sich in wunderlichster Weise verschlingen und den Anschein einer Schuld hervorrufen, die thatsächlich nicht begangen ist! Wenn, wie ich hoffen darf, wie ich glaube, jener Begegnung im Palais auch kein unlauteres Motiv zu Grunde gelegen hat, so war diese doch dazu angethan, die bösen Zungen zu entfesseln, und ein Mann von Ehre mußte alles thun, was er thun konnte, um eine Thatsache als ungeschehen hinzustellen, die für die daran Mitbeteiligte verhängnisvoll werden konnte.

„Das radikalste Mittel dazu war allerdings die einfache Ableugnung des Besuchs; die Ableugnung unter allen Verhältnissen! Und hier beginnt die Schuld des Angeklagten! Eine Schuld, begangen in selbstloser, aufopfernder Weise, — denn, meine Herren, ein Ehrenmann bringt ein furchtbares Opfer, wenn er die Wahrheit opfert! — eine Schuld, begangen aus dem edlen Motive, von einer allgemein verehrten Frau jede Verdächtigung fernzuhalten.

„Aber so edel das Motiv auch war, es durfte ihn gleichwohl nicht bestimmen. Mit dem Eide gibt es kein Feilschen, keine Transaktion, keine Abfindung! Auf die an ihn gestellte unzweideutige Frage durfte der Fürst

nicht anders antworten, als: ‚Ja, ich bin in dem Hause gewesen!‘ Wir haben den Angeklagten gehört und zweifeln nicht, daß er die überzeugenden Töne der Wahrheit gefunden haben würde, wenn er erklärt hätte, daß er unter seltsam erscheinenden Verhältnissen, die der Verdächtigung breiten Raum gewähren, mit der Frau Gräfin allein zu sein Veranlassung gehabt habe, und daß er doch das Tageslicht nicht zu scheuen habe. Und unsere menschlich gesinnten Richter würden das vollkommen begriffen haben, es wäre eine starke Unannehmlichkeit gewesen, aber nichts weiter. Der Angeklagte aber hat unter seinem Eid erklärt: ‚Ich bin nicht dagewesen!‘ und deswegen haben wir die Anklage gegen ihn erheben müssen.

„Bei der Erhebung dieser Anklage haben wir gewissenhaft geprüft, ob unter diesen ganz besonderen Umständen dem Angeklagten nicht die Wohlthat der Fahrlässigkeit zu gute kommen könne. Wir haben diese Frage verneinen müssen. Der Angeklagte hat gründliche juristische Studien gemacht, die juristischen Prüfungen mit Auszeichnung bestanden und steht auf einer so hohen Stufe der Bildung, daß ihm die Bedeutung der ihm vom Richter vorgelegten Frage und die Bedeutung seiner unter dem Zeugeneide darauf gegebenen Antwort vollkommen klar sein mußten.

„Indessen, meine Herren Geschworenen, verhehle ich Ihnen keineswegs, daß es meinem Innersten widerstrebt, gegen den Angeklagten auch nur den Mindestbetrag jener entehrenden Strafe zu beantragen, die das Gesetz über den gemeinen wissentlichen Meineid verhängt. Der nächtliche Besuch im Palais in Abwesenheit des Hausherrn

könnte von diesem aber als ein widerrechtliches Eindringen in sein befriedetes Besitztum betrachtet werden und wäre also ein Vergehen, das unser Gesetz mit einer Geldbuße, unter Umständen mit Gefängnis bestraft. Da in diesem Falle die Angabe der Wahrheit gegen den damaligen Zeugen selbst eine Verfolgung wegen dieses Vergehens hätte nach sich ziehen können, so würde hier nicht das Verbrechen des wissentlichen Meineids in seiner schroffen Gestalt, sondern ein Vergehen in milderer Form vorliegen, das die verwirkte Strafe auf ein Viertel ermäßigen, in diesem Falle die Zuchthaus- in Gefängnisstrafe umwandeln und endlich den Verurteilten im Vollgenuß der Ehrenrechte belassen würde.

„Dahin richtet sich also mein Antrag. Der Angeklagte hat, als er unter seinem Eide erklärte, daß er in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember nicht im Palais des Grafen Iseneck gewesen sei, wie ich Ihnen bewiesen zu haben glaube, eine wissentlich falsche Angabe gemacht. Da aber die Bekundung der Wahrheit gegen ihn selbst eine Verfolgung wegen widerrechtlichen Eindringens in ein befriedetes Eigentum hätte nach sich ziehen können, so würde dieser Umstand zu Gunsten des Angeklagten zur Geltung kommen.

„Sie werden nun den Herrn Verteidiger hören, dessen Aufgabe in diesem Falle die dankbarere ist. Meine Pflicht erheischt, daß ich mich noch einmal an Ihr Gewissen wende. Vergessen Sie Rang und Stand, Charakter und Leistungen, vergessen Sie alles Persönliche! Nur über diese That haben Sie zu urteilen, über nichts anderes! Und wenn Sie mit mir die Ueberzeugung teilen, daß der

Angeklagte die ihm zur Last gelegte That begangen hat, daß er aus zartfühlender Ritterlichkeit, um die vergifteten Pfeile der Verleumdung von einer verehrungswürdigen Frau abzulenken, auch vor dem Richter eine Thatsache in Abrede gestellt hat, zu deren Ableugnung vor jedem Unbefugten seine männliche Ehre ihn verpflichtet haben würde, — wenn Sie das mit mir glauben, so werden Sie die Schuldfrage bejahen müssen, mag es Ihnen auch menschlich noch so nahe gehen, mag es Sie auch mit der schmerzlichsten Teilnahme ganz erfüllen.

„Und, meine Herren Geschworenen, glauben Sie meinem aufrichtigen Worte: so grausam der Schmerz auch wäre, den Ihnen die Erfüllung Ihres schweren Amtes durch die Verurteilung eines Mannes von den Eigenschaften des Angeklagten bereiten würde, dieser Schmerz würde doch nicht größer und nicht quälender sein können, als das Gefühl, das mich übermannt, wenn ich das Schuldig für den Angeklagten beantrage!"

Der Staatsanwalt setzte sich. Die wahre Ergriffenheit, die sich seiner bemächtigt hatte, und die auch in dem warmen Tone seiner vollen und wohllautenden Stimme ihren wahren Ausdruck fand, teilte sich allen seinen Hörern mit.

Eine schwere drückende Gewitterluft schien den Saal zu füllen, eine dumpfe Schwüle, die jede Bewegung hemmte, jeden Laut erstickte. Eine geraume Zeit herrschte bange Stille, und erst ganz allmählich begann es sich zu regen. Man vernahm ein gedämpftes unlustiges Flüstern und gewahrte eine gewisse drängende Unruhe, wie ein Verlangen nach Befreiung aus diesem unerträglich stickigen Dunste.

„Ich würde es dem Herrn Verteidiger anheimstellen, ob er sogleich das Wort ergreifen will, oder ob es ihm wünschenswert erscheint, daß wir zunächst eine kürzere Erholungspause eintreten lassen," bemerkte der Vorsitzende nach einiger Zeit.

„Ich möchte den Herrn Vorsitzenden gehorsamst bitten, die Verhandlungen ohne weitere Unterbrechung zu Ende zu führen."

„So erteile ich also dem Herrn Verteidiger das Wort."

Erst bei diesen Worten des Vorsitzenden schien das bis dahin zurückgedämmte Empfinden der Zuhörer wieder hervorzubrechen. Es war wie ein allgemeines Aufatmen. Einen Augenblick rauschte es durch den Saal; alsbald aber wurde es, ohne daß der Vorsitzende die Glocke in Bewegung zu setzen brauchte, feierlich still, auf allen Gesichtern spiegelte sich die Spannung wieder, mit der man dem Wirken des Verteidigers entgegensah, und alle lauschten erwartungsvoll, als er begann:

„Meine Herren Geschworenen!"

„Es ist etwas nicht Gewöhnliches, daß die ersten Worte des Verteidigers nichts anderes sein können als Worte des wahrsten Dankes, die er an den Vertreter der Anklage zu richten hat. Mit vollem Rechte hat der Herr Staatsanwalt in der traurigen Angelegenheit, die uns beschäftigt, meine Aufgabe als die dankbarere bezeichnet — denn ich kann mir in der That nichts Schöneres und Erhabeneres denken, als die Vornehmheit und Reinheit gegen den von der Ruchlosigkeit unternommenen Versuch der Entwürdigung und Besudelung verteidigen zu dürfen. Ja, meine Aufgabe ist die erfreulichere, und ich füge

dankerfüllten Herzens hinzu, der Herr Staatsanwalt hat sie mir wesentlich erleichtert. Das in jedem Zuge treffende Bild, das er von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Engernheim gezeichnet hat, die sich aus jedem seiner Sätze unaufhaltsam herauszwängende Ueberzeugung, daß ein Ehrenmann wie dieser, ein Edelmann in des Wortes edelster Bedeutung überhaupt unfähig ist, eine Handlung zu begehen, die unser Gesetz den schwersten Verbrechen beigesellt, — mit einem Worte: alles Wesentliche, was das Gerechtigkeitsgefühl und die Gewissenhaftigkeit des Herrn Vertreters der Anklage über den Angeklagten zu sagen geheischt hat, — ich übernehme es, ohne ein Jota daran zu ändern, für die Verteidigung.

„Bei dieser sieghaften Macht der Persönlichkeit des Fürsten hat es das eifrigste Bestreben des Herrn Anklägers sein müssen, Sie, meine Herren Geschworenen, gewaltsam loszureißen von dem Eindrucke, den diese Persönlichkeit auf jedermann machen muß. Auch in dieser Beziehung darf ich mich eins fühlen mit dem Herrn Staatsanwalt. Es wäre allerdings zu wohlfeil, dadurch eine Wirkung zu erzielen, daß ich den Charakter des Beschuldigten dem seiner Beschuldiger gegenüberstelle. Nein, meine Herren, jene Sippe, die die Erholungspause zwischen einer eben abgebüßten Strafe und einer unzweifelhaft in kürzester Zeit abzubüßenden dazu benutzt, um die Ruhe und den Ruf Unschuldiger wenn möglich zu vernichten, verdient nicht einmal die Ehre, zu anständigen Menschen auch nur in einen Gegensatz gebracht zu werden. Zu diesen Leuten gibt es für uns gar keine Beziehungen. Man geht mit ihnen um, wie Fürst von Engernheim mit Saza, d. h.

man geht unter keiner Bedingung mit ihnen um, man wendet ihnen verächtlich den Rücken.

„Ich bedarf auch keineswegs der von dem Herrn Staatsanwalt gefürchteten Wirkung durch das Persönliche und habe die sachlichste Prüfung der That nicht nur nicht zu scheuen, ich habe diese Prüfung zu beanspruchen.

„Aber was ist diese That? Ist sie gerade das und nur das, was wir von dem zusammen hausenden Paare Saza und Schmider gehört haben? Und nur das, was diese Zeugen, dieser Herausgeber des ‚Rechtsstaat' und seine ehrbare Wirtschafterin, ausgesagt haben, — nur das hat der Fürst in Abrede gestellt. Lediglich auf die Denunziation und auf die Zeugnisse dieses Paares stützt sich die Anklage. Fallen diese Zeugnisse weg, so stürzt das ganze morsche Gebäude kläglich zusammen.

„Wie steht es nun um diese Zeugnisse?

„Meine Herren Geschworenen! Ich werde Sie bitten, die Briefe, welche die Schmider unter dem Diktate des Saza an Se. Durchlaucht geschrieben, später in Ihrem Beratungszimmer zu lesen, und zwar im Zusammenhange mit den Aufsätzen, die derselbe Saza in seinem genügend bekannten Blatte über Se. Durchlaucht veröffentlicht hat. Die ersteren sind die vertrauliche Vorrede zu den letzteren. Man begreift die Aufsätze erst, wenn man die Briefe kennt. Und was stellt das Ganze dar? Eine versuchte, freilich mißlungene Erpressung der niedrigsten Art, gefolgt von bubenhafter Rachsucht wegen des Mißlingens!

„Das ist die Wahrheit, die ich hier ausspreche, ohne meine Worte abzuwägen.

„Nun, meine Herren Geschworenen, die Erpressung

gedeiht nur unter dem Sonnenschein der Lüge. Und nichts soll mich davon abhalten, meiner Ueberzeugung hier Ausdruck zu geben: jene Leute, die heute noch als Zeugen ihre Sitze in diesem Saal einnehmen, und die bald, das hoffe ich von der Gerechtigkeit, als Erpresser den ihnen gebührenden Platz auf der Anklagebank einnehmen werden, haben gelogen!"

„Ich muß den Herrn Verteidiger bitten," unterbrach jetzt der Vorsitzende, „sich zu vergegenwärtigen, daß mein Amt mich verpflichtet, die Zeugen zu schützen. Ich darf wohl hoffen, daß es mir die Verteidigung, die ich in keiner Weise zu beschränken beabsichtige, ermöglicht, nicht noch einmal rügend eingreifen zu müssen."

Quintus verneigte sich gegen den Vorsitzenden.

„Ich nehme den Verweis mit schuldiger Ehrerbietung entgegen, und da ich mir in der That sagen muß, daß es in einem Falle wie dem vorliegenden für den Herrn Vorsitzenden eine kaum zu bewältigende Aufgabe ist, solche Zeugen vor Beschimpfung zu wahren, so werde ich thun, was ich vermag, um dem Herrn Vorsitzenden seine schwere Aufgabe nicht noch zu erschweren.

„So also steht es um die Zeugnisse dieses Artikelschreibers und seiner Briefstellerin. Diese allein haben Se. Durchlaucht den Park betreten und verlassen sehen.

„Im Parke sind aber notorisch die Spuren nur eines Mannes im Schnee wahrgenommen worden.

„Nun tritt heute der Fritz Wildicke vor uns und erklärt: ‚Ich bin im Parke gewesen! Ich habe jene Spuren hinterlassen!'

„Ueber diese wichtige Aussage scheint mir der Herr

Staatsanwalt doch etwas zu flüchtig und mit zu großer Geringschätzung hinweggehuscht zu sein! Ich bin natürlich weit davon entfernt, mich auf Wildicke als auf einen klassischen Zeugen zu berufen. Aber dieser Wildicke ist vom Herrn Staatsanwalt geladen worden gerade wie Saza. Arcades ambo! — was Byron, beiläufig bemerkt, einmal etwas frei mit: ‚gleich gemeine Seelen' übersetzt. Und ohne irgendwelche unliebsame Beziehung auf einen Zeugen darf ich doch im allgemeinen sagen: Einbrecher und Erpresser — ich weiß nicht, wem ich, allgemein gesprochen, den Vorrang einräumen würde. In Bezug auf die Glaubwürdigkeit insbesondere aber unbedingt dem Einbrecher! Denn dieser braucht kein anderes Werkzeug als das Stemmeisen und den Dietrich. Für den Erpresser aber ist die Lüge im Bunde mit der Verleumdung und Bedrohung das unentbehrliche Handwerkszeug.

„Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß auf mich der Ausspruch des Wildicke: ‚Als Angeklagter darf ich lügen, als Zeuge muß ich die Wahrheit sagen,' diese freilich recht anfechtbare These einer lockern Moral, allerdings einigen Eindruck gemacht hat. Weshalb soll ich dem Wildicke weniger glauben als dem Saza?

„Und, meine Herren Geschworenen, behalten Sie eines im Auge: jene Spuren im Schnee haben den Beamten auf Wildicke geführt. Sie müssen demnach doch unbedingt so beschaffen gewesen sein, daß sie von Wildicke herrühren konnten. Nun sagt uns Wildicke: ja, diese Spuren rühren von mir her! Und das sollen wir ihm nicht glauben dürfen?

„Wenn wir ihm das aber glauben, — was wird dann aus den Beobachtungen der Schmider, die in stock-

finsterer Nacht auf fünfzig Schritt Entfernung unter den Bäumen des völlig unbeleuchteten Parkes einen Menschen an seinem Gange ganz genau erkennt, denselben, den ein anderer auf zwanzig Schritt in der von der Gaslaterne beleuchteten Straße beim besten Willen nicht zu erkennen vermag? Was aus den Beobachtungen des Saza, der einmal irgend jemand aus einem Parke hat kommen sehen und nach vier Jahren noch mit Bestimmtheit sagen will: dieser Unbekannte hat mir damals die Droschke weggenommen, und nun habe ich erfahren, daß der Fürst von Engernheim in jener Droschke gefahren ist, also ist der Fürst in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember aus dem Parke des Grafen Iseneck gekommen! Was wird dann aus der ganzen Anklage?

„Nein, meine Herren Geschworenen, der Fürst ist nicht im Parke gewesen, und er hat vor Gericht die Wahrheit gesagt.

„Aber ich gehe weiter, viel weiter! Ich sage: der Fürst durfte die an ihn gestellte Frage unter keiner Bedingung anders beantworten, als er sie beantwortet hat, und wenn er auch nach dem Buchstaben des Gesetzes sogar einen Meineid begangen hätte, selbst dann würde es Ihr Recht, ja Ihre Pflicht sein, ihn freizusprechen! Denn jenes Verbrechen, welches unser Gesetz als Meineid straft, hätte er unter diesen besonderen Verhältnissen nicht begangen!

„Setzen wir einmal den Fall, daß der Fürst in jener Nacht im Palais Iseneck wirklich gewesen sei. Folgen wir — wenn auch mit begreiflichem Widerstreben — an der Hand eines Saza der Anklage auf das Gebiet der un-

wahrscheinlichen Hypothese! Und nehmen wir weiter an, daß nun an den Fürsten jene Frage herantritt, deren Beantwortung für den Richter zur Beurteilung der ihm unterbreiteten Sache absolut gleichgültig ist — soll da der Fürst die für die Richter vollständig wertlose, vollständig gleichgültige Frage so beantworten müssen, daß dadurch die Ehre einer Frau, die Ehre einer Familie vernichtet wird? Das soll das Gesetz von ihm verlangen? Das würde mir ein erbauliches Gesetz sein!

„Und die Ehre der Unglücklichen wäre rettungslos verloren! Rettungslos! Wie viele oder vielmehr wie wenige würden unter diesen Verhältnissen mit der taktvollen Auffassung unseres Herrn Staatsanwalts übereinstimmen, den seine Kenntnis der Persönlichkeit berechtigt, unter allen Umständen von dem harmlosen Charakter eines wenn auch noch so ungewöhnlichen Beisammenseins überzeugt zu sein! Die Mehrheit, ja die Allgemeinheit, würde weniger freundlich urteilen, die große Meute würde die Opfer, die ihr der Denunziant zuführt, zerfleischen! Und alles das, weil auf eine zufällige, gelegentliche, unwichtige Frage, die gar nicht gestellt zu werden brauchte, durchaus nichts anderes als die eidlich gelobte Wahrheit gesagt werden muß?!

„Meine Herren Geschworenen, wir stehen unter der Herrschaft der Gesetze, nicht unter deren sinnloser Despotie. Das lebendige Gesetz herrscht, nicht der leichenstarre Buchstabe!

„Das Gesetz ist unzweifelhaft der höchste Ausdruck menschlicher Erkenntnis, menschlicher Weisheit. Niemand wird dies williger anerkennen als wir, die Diener des Gesetzes. Aber als Menschenwerk haftet auch dem Ge-

setze die Unvollkommenheit an. Es hat schlechte Gesetze gegeben, es giebt noch schlechte Gesetze! Ein Grauen befällt uns, wenn wir uns vergegenwärtigen, was unseren Voreltern, die doch gerade so klug waren wie wir, und gerade so gut, die in der Wissenschaft bahnbrechende, großartige Erfindungen und Entdeckungen gemacht, die herrlichsten Meisterwerke der Kunst und Dichtung geschaffen haben, in denen das Gefühl für das Wahre, Edle, Schöne und Sittliche gerade so stark entwickelt war, — wenn wir uns vergegenwärtigen, was unsern Vätern als Recht gegolten hat. Der Pranger, die Stäupung auf öffentlichem Markte, die Folter, die Brandmarkung, die Hexenprozesse — wie lange ist es denn her, daß diese gesetzlichen Unmenschlichkeiten von uns genommen sind? Wird ein späteres Geschlecht nicht über mancherlei, das bei uns heutzutage noch Gesetzeskraft hat, gerade so urteilen, wie wir über die gesetzkräftigen Roheiten unserer Väter?

„Wir wissen es nur zu gut, daß auch unser Gesetz nicht vollkommen ist, daß neue Zeiten neue Verhältnisse, und neue Verhältnisse neue Bedürfnisse zeitigen, und deshalb steht auch die gesetzgebende Maschine niemals still und arbeitet an der steten Vervollkommnung der gesetzlichen Einrichtungen.

„Unter diesen Vervollkommnungen ist als der herrlichsten eine, als eine der größten Wohlthaten für die Menschheit zu bezeichnen, die Einführung der Geschworenengerichte, die Befreiung der Rechtsprechung aus den unverrückbaren Schranken der einseitigen Fachgelehrsamkeit, die nur ein Amt, aber keine Meinung haben darf, die Ueberweisung dieser Rechtsprechung an die Mitthätigkeit

des schlichten ungelehrten Bürgers, der umgekehrt kein Amt, sondern nur eine Meinung haben soll.

„Da, wo das Gesetz, das in seiner Knappheit und Allgemeinheit unmöglich allen denkbaren Fällen gleichermaßen angepaßt sein kann, das hier zu milde, dort zu strenge strafen muß, sich dem menschlichen Empfinden und Gewissen als ein ungerechtes darstellt, da haben Sie, meine Herren Geschworenen, mit Ihrem gesunden Urteile und Ihrem Gefühle für das Wahre einzugreifen, und dem gelehrten Richter die Möglichkeit zu gewähren, über das gesetzliche Recht hinweg dem allgemein menschlichen Rechte zum Siege zu verhelfen!

„Das Gesetz muß geschrieben sein. Aber der Buchstabe tötet und der Geist macht lebendig. Und gerade Ihre Pflicht ist es, den Buchstaben durch den geistigen Inhalt zu beleben. Sie brauchen nicht gesetzeskundig zu sein, Sie sollen es sogar nicht sein. Sie sollen als rechtschaffen fühlende und klar und schlicht denkende Männer nur wissen, was recht und unrecht, was wahr und falsch, was sittlich und unsittlich ist, — nichts weiter! Sie haben nur die Gesamtheit auf sich wirken zu lassen und nur nach ihrem Gewissen zu prüfen und zu entscheiden. Kein Mensch hat das Recht, Sie nach ihren Gründen zu fragen. Man verlangt von Ihnen keine andere Antwort als ja und nein!

„Nun, meine Herren Geschworenen, wenn ein Zeuge vor Gericht eine wissentlich falsche Angabe macht, so begeht er einen Meineid, ein entehrendes Verbrechen. Daß das Gesetz die falsche Aussage vor Gericht mit den allerschwersten Strafen bedroht, ist eine unabweisbare Not-

wendigkeit. Die Gerechtigkeit würde unterwühlt und in ihren Grundfesten erschüttert, wenn dem Richter nicht die Macht gegeben wäre, die Bekundung der Wahrheit mit den stärksten Mitteln zu erzwingen. Für den Meineid dürfen auch mit vollstem Rechte nicht allgemeine mildernde Umstände als zulässig angesehen werden. Die wenigen Fälle, welche die Strafbarkeit des Meineids vermindern, sind durch das Gesetz ganz genau bestimmt.

„Sind aber außer diesen bestimmten Fällen nicht noch andere denkbar, die das Gesetz in seiner knappen Allgemeinheit nicht hat vorhersehen, nicht hat berücksichtigen können, und die doch nach unser aller wahrstem Empfinden keine Vergehen sind, geschweige denn Verbrechen, die eine entehrende Strafe nach sich ziehen?

„Wenn an mich als Zeugen eine Frage gestellt wird, deren Beantwortung für die zur Verhandlung stehende Sache von keinerlei Bedeutung sein kann, eine zufällige Frage, muß ich diese Frage unter allen Umständen beantworten, — auch wenn ich damit einen Vertrauensbruch an einem Freunde begehe, ein Familiengeheimnis offenbare, das Unverschuldete in Verzweiflung stürzt, wenn ich ein Gelübde breche, wenn ich das, was mir ein Sterbender in der Not der letzten Stunde im felsenfesten Vertrauen auf meine Treue gebeichtet hat, der Oeffentlichkeit preisgebe?

„Muß ich das? Muß ich, um der gesetzlichen Forderung zu genügen, eine Schurkerei begehen, deren verhängnisvolle Folgen außer allem Verhältnis stehen zu dem Werte, den meine Aussage haben könnte? Muß ich das? Bin ich ein Meineidiger, wenn ich mir den Jammer

der Familie, den vertrauenden Blick des Sterbenden vergegenwärtige, und jenes Geheimnis, das nicht das meinige ist, treulich wahre? — Will das Gesetz, daß ich, weil ich thue, was Pflicht und Ehre mir gebieten, aus der Gesellschaft der ehrlichen Leute ausgestoßen werde?

„Nein, meine Herren Geschworenen, das will das Gesetz nicht! Ich befinde mich in diesem Falle im Zustande der Notwehr, die die Strafbarkeit jeder Handlung aufhebt. Ich habe die Pflicht, mein Geheimnis, das mir anvertraute Gut zu verteidigen und durch alle Mittel den rechtswidrigen Angriff abzuwenden. Diese sittliche Notwehr ist gerade so berechtigt wie die körperliche. Oder wäre ein solches Geheimnis etwa weniger wert als kostbarer Schmuck, als Gold und Goldeswert? Ist derjenige, der in den eisernen Schrank meines Vertrauens einbricht und mir das Geheimnis raubt und versilbert, etwa besser als der Einbrecher, der mit dem Stemmeisen arbeitet? Steht der Erpresser höher da als der Räuber und Mörder?

„Nein! Den Räuber, den Mörder, der mich bedroht, darf ich in berechtigter Verteidigung meines Guts und Bluts niederschlagen! Und dem Erpresser sollte ich die verborgensten Schätze meines Innern mit gebundenen Händen ausliefern müssen, und das Gesetz sollte dem Schurken dabei Handlangerdienste zu leisten genötigt sein? Und eine Frage, die ein solcher Bube an mich stellen läßt, sollte ich auf alle Fälle zu beantworten haben, wenn ich mich nicht eines Meineids schuldig machen wollte?

„Ich darf den Erpresser nicht niederschlagen, aber ich darf mich gegen ihn verteidigen, mit allen Mitteln. Und ebensowenig wie ich einen Mord begehe, wenn ich

den Raubmörder niederschieße, ebensowenig begehe ich einen Meineid, wenn ich in der Bedrängnis durch einen Erpresser, um mir selbst, um einem dritten die Treue zu wahren, die Unwahrheit sage. Dann ist die Notlüge Notwehr!

„Unter allen Verbrechern steht der Erpresser auf der niedrigsten Stufe der Verkommenheit. Bei den anderen schwersten Verbrechen sind Gewalten im Bunde, die in einem gewissen Sinne doch noch etwas Versöhnliches haben: Leidenschaft, Mut. Diese erbärmlichen Schufte aber, die uns eine beängstigende, bedrohliche Verborgenheit heimtückisch entwenden, die uns unter der steten Bedrohung, diese Verborgenheit in die schadenfrohe Oeffentlichkeit zu bringen, unsere Ehre zu besudeln, unseren Namen zu beflecken, unsere Stellung zu untergraben, langsam und unerbittlich das Blut abzapfen, die sich vom Raube unserer Seelenruhe und des erquickenden Schlafes mästen, — diese entsetzlichsten aller Räuber und Mörder sind obenein noch leidenschaftslos und feig!

„Und vor diesen ruchlosen Buben haben Sie uns, haben Sie sich selbst zu schützen! Ja, sich selbst! Denn keiner von Ihnen ist vor den räuberischen Ueberfällen dieser Bande gesichert. Heute ergötzt der ‚Rechtsstaat' seine Leser auf Kosten Sr. Durchlaucht des Fürsten von Engernheim, morgen wird er sich vielleicht in einem pikanten Artikel mit einem von Ihnen zu befassen haben! Wer kann's wissen?

„Wenden Sie sich mit Ekel und Abscheu von dem Wust und Unflat, die dieser Saza hier aufgefahren hat, gewähren Sie sich nach der grausamen Prüfung, die Ihnen

das rachsüchtige Laster auferlegt, die hohe Befriedigung, ja, die sittliche Befreiung, ihren Blick auf jenen edlen Mann zu richten, der mir die hohe Ehre erwiesen hat, für ihn das Wort führen zu dürfen! Treten Sie in Ihr Beratungszimmer nicht mit jenem niederdrückenden Schmerze, da strafen zu müssen, wo die laute Mahnung Ihres Gewissens die strafende Hand fesseln möchte, treten Sie in Ihr Beratungszimmer vielmehr mit dem erhebenden Bewußtsein, dem höchststehenden, ungeschriebenen, sittlichen Gesetze auch da sieghafte Geltung verschaffen zu dürfen, wo das für den gelehrten Richter allein maßgebende geschriebene Gesetz diesen Sieg des rechten Rechtes vielleicht erschweren könnte. Als vollkommen unabhängige Männer, deren Freiheit durch keine anderen, als die von Ihrem eigenen Gewissen gezogenen Grenzen beschränkt ist, werden Sie urteilen. In freudiger Erwartung sehe ich Ihrem Spruche entgegen. Sie werden dem Angeklagten sein Recht gewähren, meine Herren Geschworenen. Sie werden ihn freisprechen."

Unter allgemeiner tiefbrausender Bewegung setzte sich der Verteidiger. Ein wundersames Wogen ging durch die Menge. Ein leises Murmeln, kein vorlauter Ton. Eine unwillkürliche Aufrichtung, keine auffällige Gebärde. So flutete es und rauschte es.

Der Vorsitzende warf einen fragenden Blick auf den Staatsanwalt. Dieser verneinte die stumme Frage mit einer Verbeugung.

„Hat der Angeklagte zu seiner Verteidigung noch etwas anzuführen?" fragte der Vorsitzende den Fürsten.

Ulrich erhob sich, verneigte sich stumm und setzte sich wieder.

Der Vorsitzende verlas nun die beiden vom Gerichtshof aufgesetzten Fragen, die den Geschworenen zur Beantwortung vorgelegt werden sollten, und mit deren Fassung sich die Vertreter der Anklage und der Verteidigung einverstanden erklärten:

„Ist der Angeklagte schuldig, in der Sitzung der Strafkammer des Berliner Landgerichts am 15. April 1880 durch die von ihm unter seinem Zeugeneide gemachte Angabe, daß er in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember nicht in den zum Ifeneckschen Palais gehörigen Park und nicht in das gräflich Ifeneckſche Palais gedrungen sei, wissentlich ein falsches Zeugnis mit einem Eide bekräftigt zu haben?

„Und im Falle der Bejahung dieser Frage:

„Konnte die Angabe der Wahrheit gegen den Angeklagten eine Verfolgung wegen des Vergehens des widerrechtlichen Eindringens in ein befriedetes Besitztum nach sich ziehen?"

Nach der Rechtsbelehrung durch den Herrn Vorsitzenden zogen sich die Geschworenen in das Beratungszimmer zurück.

Es war beinahe acht Uhr, als die Herren aufbrachen, die Richter in ihr Zimmer traten, und der Justizrat Quintus den Fürsten bat, ihm in die Anwaltsstube zu folgen, da er bei der Verkündigung des Wahrspruchs der Geschworenen nicht im Sitzungssaale sein dürfe. Von den Zuhörern wich keiner von seinem Posten. Jetzt wurden ziemlich laute Unterhaltungen geführt, man tauschte die Meinungen über die Reden des Staatsanwalts und des Verteidigers, man diskutierte lebhaft die Frage: ist der Fürst im Ifeneck-

schen Palais gewesen, ist er nicht da gewesen? — Darüber gingen die Ansichten auseinander. Völlige Uebereinstimmung aber herrschte darüber, daß der Fürst auch im schlimmsten Falle nicht anders, als er gehandelt, hatte handeln dürfen. Die Erbitterung gegen Saza, die die Worte des Verteidigers zu lodernder Flamme geschürt hatte, war eine unbeschreibliche.

In der Anwaltsstube ergriff Ulrich die Hand seines Verteidigers und drückte sie kräftig.

„Ich danke Ihnen!" sagte er; nichts weiter. Er war tief bewegt.

Aber vielleicht doch weniger bewegt als Quintus selbst, der jetzt gar kein Wort finden konnte. Dieser nickte stumm und füllte ein Glas mit Wasser, das er in einem Zuge leerte.

Nach kaum zehn Minuten meldete der Nuntius, daß die Geschworenen soeben geläutet hätten.

„Man wird Sie rufen, Durchlaucht," sagte Quintus und entfernte sich eilends. Der Fürst blieb allein.

Die Geschworenen, Richter, Staatsanwalt und Verteidiger hatten ihre Sitze wieder eingenommen.

Es wurde wahrhaft unheimlich still.

Der Obmann erhob sich, nahm den Fragebogen und las laut und vernehmlich:

„Auf Ehre und Gewissen bezeuge ich als den Spruch der Geschworenen: Erste Frage: ‚Ist der Angeklagte schuldig, in der Sitzung der Strafkammer des Berliner Landgerichts am 15. April 1880 durch die von ihm unter seinem Zeugeneide gemachte Angabe, daß er in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember nicht in den zum Iseneckschen Palais gehörigen Park und nicht in das gräflich Iseneckschen

Palais gedrungen sei, wissentlich ein falsches Zeugnis mit einem Eide bekräftigt zu haben?' — Nein!"

Bei diesem „Nein" brach unbändig mit elementarer Gewalt ein Jubelsturm los, den nichts aufzuhalten vermochte. Es war wie der befreiende Aufschrei zum Leben. Der Vorsitzende griff zur Glocke. Da trat sofort wieder Ruhe ein. Aber die helle Freude leuchtete aus aller Augen.

„Lassen Sie den Angeklagten eintreten!" befahl der Vorsitzende dem Nuntius.

Unter tiefstem Schweigen betrat Fürst Ulrich wieder den Saal. In männlich vornehmer Haltung stand er da, unbeweglich, keine Fiber zuckte in ihm.

Der Gerichtsschreiber verlas den Wahrspruch der Geschworenen. Bei dem entscheidenden Worte „Nein", das wiederum in den Reihen der Zuhörer seinen gedämpften Nachhall fand, senkte er auf einen Augenblick die Lider. Aber er rührte und regte sich nicht.

Der Vorsitzende verkündete im Namen des Königs das Urteil des Schwurgerichts, das den Angeklagten von Strafe und Kosten frei sprach. Der Fürst verneigte sich tief gegen den Gerichtshof und die Geschworenen.

Die Verhandlungen waren geschlossen.

Wild tosend flutete die Menge auf die Korridore. Da staute sie sich vor der Thür zum Sitzungssaal, um dem Fürsten zuzujubeln. Die Beamten hatten Mühe, diese Kundgebung zu vereiteln, und es gelang ihnen erst nach geraumer Zeit, die Korridore und Treppen räumen zu lassen. Draußen auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude hatten die Schutzleute ebenfalls vollauf zu thun,

um die Ansammlung der Neugierigen auseinander zu fegen und die Säumigen zum Weitergehen anzutreiben.

Für Saza und die Schmider, deren persönliche Sicherheit angesichts der furchtbaren Erregung der Menge in nicht unbedenklicher Weise bedroht erschien, hatte der Präsident einen besonderen Schutz aufbieten müssen. Sie wurden unter sicherer Bedeckung durch eine kleine Seitenthür zu einer verschlossenen Droschke, die der Präsident hatte vorfahren lassen, geführt, und da rollten die Jammergestalten unter allseitigen Verwünschungen ihrer Behausung zu.

Diejenigen, welche dem Fürsten eine sympathische Ovation darbringen wollten, kamen nicht auf ihre Rechnung. Der Fürst blieb noch längere Zeit mit Quintus im Sitzungssaal. Herr von Dünenhorn wollte grüßend an ihnen vorübergehen. Da trat ihm Ulrich in den Weg und streckte ihm die Hand entgegen.

„Du hast deine Pflicht gethan, Alter! Zwischen uns bleibt's hoffentlich beim alten."

Der Staatsanwalt drückte kräftig Ulrichs Hand.

„Ich bin dir von Herzen dankbar! Bewahre mir deine Freundschaft!"

Dünenhorns Stimme zitterte. Er war mächtig ergriffen. Er biß die Zähne aufeinander, grüßte die beiden und verließ den Saal.

„Wie spät haben wir's denn?" fragte Ulrich Quintus.

„Gleich halb neun!"

„O weh! dann kann ich heute nicht mehr telegraphieren! Kypstein hat beschränkten Tagesdienst. Meine Schwiegereltern werden in großer Unruhe sein!"

„Und die Frau Fürstin!"

„Meine Frau hat zum Glück keine Ahnung von der ganzen Sache. Das ist das einzige, was mich tröstet! — Aber ich will jedenfalls die Depesche heut noch aufgeben, dann haben meine Schwiegereltern morgen zu frühster Stunde Nachricht . . . Und nun, lieber Justizrat, meldet sich mein Magen ziemlich heftig. Sie bereiten mir doch die Freude, mit mir zu speisen und den Abend mit mir zu verbringen?"

„Es wird mir eine Auszeichnung sein . . . Wir können übrigens jetzt, wie ich glaube, den Rückzug unbehelligt antreten. Die Menge scheint sich verlaufen zu haben. Ich bitte um einen Augenblick Geduld. Ich will meine Robe ablegen und eine Droschke vorfahren lassen — vor der kleinen Seitenthür. Da können wir ungesehen entschlüpfen."

Die beiden nahmen denselben Weg, den vor ihnen Saza und Bertha mit Zittern und Zagen gegangen waren.

Auf dem Platze wogte noch immer eine freudig bewegte Menge, aber niemand gewahrte den Fürsten und dessen Rechtsbeistand, als diese in der geschlossenen Droschke vorüberfuhren.

XXV.

Sie saßen in einem behaglichen kleinen Zimmer des Hotel Royal, Fürst Ulrich von Engernheim und Justizrat Felix Quintus; sie hatten gut gegessen und gut getrunken und rauchten jetzt bei einer Tasse Kaffee eine gute Cigarre, als der Kellner dem Fürsten ein Schreiben mit der Meldung überreichte, daß draußen ein Diener auf Antwort warte.

„Sie verzeihen," sagte der Fürst, während er den Brief öffnete.

„Bitte, bitte!"

Ulrich las den Brief — sehr aufmerksam, wie es schien. Dann trat er an den kleinen Schreibtisch, schrieb einige Zeilen, verschloß sie und übergab sie dem Kellner zur Uebermittlung an den wartenden Diener.

Nach diesem Zwischenfalle wurde die abgebrochene Unterhaltung wieder aufgenommen. Es war gegen elf Uhr, als sich Quintus vom Fürsten verabschiedete.

Als der Fürst allein war, zog er den Brief, den er vor einer Stunde empfangen hatte, aus der Tasche und las ihn noch einmal. Er lautete so:

„Berlin, 12. November 1883.

Durchlauchtigster Fürst!

Ich habe mit meinem Freunde, dem Justizminister, und in dessen Loge der heutigen Verhandlung beigewohnt. Die Aussage eines Angeklagten vor Gericht kann eine andere sein als diejenige, die derselbe, insofern er ein Ehrenmann ist, einem anderen Ehrenmanne gegenüber zu machen hätte. Ein freisprechendes Urteil beseitigt nur die gerichtliche Strafbarkeit, enthebt den Freigesprochenen aber darum noch nicht der Pflicht, für seine Handlungen die persönliche Verantwortung zu übernehmen, wenn durch diese Handlungen ein dritter sich in seiner Ehre beleidigt fühlen muß.

Ich stelle daher die Frage: Können Euere Durchlaucht mir Ihr Ehrenwort darauf geben, daß Sie in jener Nacht nicht in meinem Hause gewesen sind?

In diesem Fall würde ich die Ehre haben, Euere Durchlaucht morgen bei mir erwarten zu dürfen.

Im anderen Fall bitte ich, mir zu bestimmen, zu welcher Stunde des Vormittags Euere Durchlaucht zwei von mir bevollmächtigte Freunde morgen erwarten würden

Einer baldigen Antwort gewärtig verharrt

Euerer Durchlaucht gehorsamster

Graf Albrecht von Isenek."

Der Fürst hatte darauf geantwortet:

„Hochgeborener Herr Graf!

Ich werde morgen vormittag nicht ausgehen und von neun Uhr an den angekündigten Besuch zu erwarten die Ehre haben. Euer Hochgeboren

gehorsamster

Fürst Ulrich von Engernheim."

Ulrich schrieb noch zwei kurze Briefe an ihm befreundete Herren: an den Botschafter Grafen Pracks und Legationsrat von Berwitz, und beauftragte seinen Diener, die beiden Briefe morgen in aller Frühe, jedenfalls vor acht Uhr, an ihre Adressen zu befördern; dann öffnete er das Fenster, ließ die kalte Nachtluft eindringen und blickte nachdenklich auf die Linden hinab. Er reckte sich. Er fühlte eine lästige Schwere in den Gliedern. Jetzt spürte er auf einmal die Anstrengung des Tages, und eine starke Müdigkeit übermannte ihn.

Mit schwerfälligen Schritten ging er in sein Schlafzimmer. Auf dem Tisch lag ein Stoß von Visitenkarten, die teilnehmende und glückwünschende Freunde und Bekannte beim Portier abzugeben sich beeifert hatten. Er fühlte sich so abgespannt, daß er nicht einmal die Namen las. Er entkleidete sich, und kaum hatte er das Licht gelöscht, so war er auch schon fest eingeschlafen. Er schlief, ohne aufzuwachen, bis zum anderen Morgen.

Eben war er vom Frühstück aufgestanden, und eben hatte die kleine Kaminuhr neun geschlagen, als sich die Herren Baron von Heddersdorf, bevollmächtigter Gesandter beim Bundesrate, und Oberstleutnant Graf Lebrecht von Boost, Kommandeur eines Garde-Kavallerie-Regiments, bei ihm melden ließen. Er ließ die Herren in den Salon führen, in den er noch vor ihnen eintrat.

Die Herren begrüßten sich in höflichster Weise; sie kannten sich alle; einer Vorstellung bedurfte es also nicht.

Fürst Ulrich lud die Herren zum Sitzen ein und, während er sich selbst setzte, fragte er:

„Dürfte ich die Herren fragen, was mir die Ehre ihres Besuches verschafft?"

Graf Boost, der ältere der beiden, wandte sich mit folgenden Worten an den Fürsten:

„Unser Freund Graf von Iseneck fühlt sich durch gewisse in öffentlicher Gerichtsverhandlung zur Sprache gebrachte Thatsachen von Euerer Durchlaucht in seiner Ehre verletzt und hat uns beauftragt, von Euerer Durchlaucht Genugthuung zu fordern. Unser Freund erachtet die ihm zugefügte Beleidigung als eine so schwere, daß eine ehrenvolle Entscheidung nur durch die Waffen herbeigeführt werden kann. Sind Euere Durchlaucht geneigt, diese Forderung anzunehmen?"

„Jawohl, Herr Graf!" antwortete Ulrich. — „Ich nehme die Forderung des Herrn Grafen von Iseneck an. In kürzester Zeit, ich denke, bis elf Uhr, werde ich die Ehre haben, Ihnen die Namen zweier meiner Freunde mitzuteilen, die ich mit der Wahrnehmung meiner Interessen betrauen werde. Würden Sie mir sagen wollen, wann und wo meine Freunde mit Ihnen, meine Herren, in Unterhandlung treten könnten?"

„Wir werden die Ehre haben," nahm jetzt Baron von Heddersdorf das Wort, „die von Ihnen zu bezeichnenden Herren von elf Uhr an in meiner Wohnung zu erwarten."

Die beiden erhoben sich, auch der Fürst stand nun auf, geleitete die Herren bis zur Thür, und nach gegenseitiger tiefer Verbeugung verabschiedeten sie sich.

Eine halbe Stunde später kam Berwitz und gleich darauf Graf Pracks.

Die Weisungen, die der Fürst seinen Freunden zu geben hatte, beanspruchten nur ganz kurze Zeit. Von einem Sühneversuch könne unter den obwaltenden Verhältnissen füglich nicht die Rede sein, und um Zeit zu ersparen, könne derselbe von vornherein als gescheitert angesehen werden; er sei bereit, die Bedingungen des Zweikampfes, wie sie die gegnerischen Sekundanten vorschlagen würden, ohne weiteres anzunehmen, und bitte seine Freunde, in dieser Beziehung keinerlei Schwierigkeit zu machen, überhaupt alles zu vermeiden, was die Sache in die Länge ziehen könne. Durch mögliche Beschleunigung würden sie ihn sehr verpflichten. Am liebsten wäre es ihm, wenn der Zweikampf womöglich schon morgen früh bei Tagesanbruch stattfinden könne.

Mit diesen Instruktionen versehen, begaben sich Graf Pracks und Herr von Berwitz um elf Uhr zum Baron von Heddersdorf. Von diesem und dem Grafen Boost wurden sie schon erwartet.

Graf Boost nahm, nachdem die vier Herren sich gesetzt hatten, als ältester Sekundant des Grafen von Iseneck zuerst das Wort.

„Die Herren sind unzweifelhaft durch Se. Durchlaucht den Fürsten von Engernheim von dem Zweck unserer Zusammenkunft vollkommen unterrichtet, und ich brauche auf die peinliche Veranlassung wohl nicht zurückzukommen!“ Er machte eine kurze Pause. „Ihr Schweigen glaube ich als Zustimmung auffassen zu dürfen,“ fuhr er fort. „Graf Iseneck, der uns mit der Vertretung seiner Interessen beehrt hat, besteht darauf, sich für die ihm von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Engernheim

zugefügte Beleidigung Genugthuung durch die Waffen zu verschaffen und lehnt jeden anderen Versuch des Ausgleichs unbedingt ab."

„Fürst von Engernheim," erklärte nun Graf Pracks, „hat diesen Fall vorhergesehen und wäre selbst nicht in der Lage, einen anderen Weg zu beschreiten. Wir würden also zu konstatieren haben, daß der Sühneversuch als gescheitert zu betrachten ist."

„Sehr wohl," erwiderte Graf Boost. „Demnach würde es erübrigen, die näheren Bedingungen des Zweikampfes festzustellen. Unserem Auftraggeber steht als dem Beleidigten die Wahl der Waffen zu. Die Herren erkennen dies an? . . . Graf Iseneck hat beschlossen, daß der Zweikampf mit Pistolen ausgefochten werden solle. Auch damit erklären sich die Herren einverstanden? . . . Im übrigen würden folgende Bestimmungen gelten: fünfzehn Schritt Distanze mit festem Standpunkt und freiem Schuß, und dreimaliger Kugelwechsel."

„Fünfzehn Schritt, freier Schuß und dreimaliger Kugelwechsel?" wiederholte Graf Pracks. — „Erscheinen diese Bestimmungen den Herren nicht übertrieben hart?"

„Unser Auftraggeber glaubt auf diesen Bestimmungen bestehen zu sollen," entgegnete Graf Boost. „Auch wir haben auf die allerdings ungewöhnliche Härte dieser Bestimmungen eindringlich aufmerksam gemacht und uns sehr ernstlich, leider vergeblich bemüht, den Grafen Iseneck zu einer Milderung gefügig zu stimmen. Unser Auftraggeber besteht unbedingt auf seiner Forderung unter den Ihnen eben mitgeteilten Bedingungen."

„So bleibt uns nichts anderes übrig, als dieselben

anzunehmen," versetzte Graf Pracks. „In dem Wunsche, diese Angelegenheit in kürzester Frist zum Austrag zu bringen, begegnen wir uns wohl?"

„Vollkommen!" bestätigte Graf Boost. „Die Frage der Bestimmung eines geeigneten Terrains und der Wahl geeigneter Waffen dürfte uns kaum aufhalten, und ich würde mir also den Vorschlag erlauben, den Zweikampf auf morgen früh gleich nach Tagesanbruch, also ein Viertel nach sieben Uhr, anzusetzen."

„Morgen früh, ein Viertel nach sieben Uhr; vollkommen einverstanden!" bemerkte der Botschafter.

„Wegen des Terrains und der Waffen hätte ihnen Herr Baron von Heddersdorf Vorschläge zu machen," bemerkte Graf Boost.

„Ein Vetter von mir," berichtete nun Baron von Heddersdorf, „besitzt hier in der Nähe, im Westen, etwa drei Kilometer hinter dem Charlottenburger Schloßgarten, das Gut Britzow mit einem großen Park, der abseits von der großen Straße liegt und für unsere Zwecke vollkommen geeignet wäre. Ich würde darüber auch frei verfügen können und in der Lage sein, die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um jede unliebsame Störung zu vermeiden."

„Also: Britzow, etwa drei Kilometer hinter dem Charlottenburger Schloßgarten?" wiederholte der Botschafter. „Die Kutscher wissen den Weg?"

„Jeder Berliner Kutscher kennt Britzow."

„Und um welche Stunde müßten wir vom Hotel Royal abfahren, um pünktlich zur Stelle zu sein? Wir würden meinen Wagen nehmen . . ."

„Mit eigenen Pferden ... etwa fünfunddreißig, höchstens vierzig Minuten, Excellenz," antwortete der Baron.

„Dann würden wir also zwischen halb und drei Viertel auf sieben abfahren?"

„Jawohl."

„Abgemacht. Und die Waffen?"

„Wenn Sie mir erlauben," sagte Heddersdorf, „zeige ich Ihnen die meinigen." Er nahm von einem Seitentische einen Mahagonikasten mit Metallbeschlag, öffnete ihn und bemerkte, während er den Sekundanten je eine Pistole reichte: „Es ist vorzügliche Arbeit. Ich habe vorhin aus jeder Pistole ein paar Schüsse abgegeben und mich überzeugt, daß sie im besten Zustande sind. Selbstverständlich sind sie dem Grafen Iseneck ebenso völlig unbekannt wie dem Fürsten von Engernheim. Indessen, wenn die Herren andere Wünsche hätten, würden wir anheimstellen ..."

„Aber nein!" unterbrach Pracks, der die Waffe sehr aufmerksam geprüft hatte. „Die Pistolen scheinen ja unserem Zwecke durchaus zu entsprechen."

„Sehr schöne Arbeit in der That!" rief Berwitz. „Und durchaus geeignet. Ich habe also auch meinerseits nichts dagegen einzuwenden. Ich habe übrigens auch recht gute Pistolen, die diesen kaum nachstehen dürften, und für deren unbedingte Zuverlässigkeit ich bürgen könnte. Ich werde dieselben morgen mitbringen. Wir könnten ja auf dem Terrain das Los entscheiden lassen, welche Waffen genommen werden sollen."

„Wir sind vollkommen damit einverstanden," versetzte der Oberstleutnant. „Die Herren würden wohl

auch für ärztlichen Beistand sorgen. Wir bringen unsererseits ebenfalls einen Arzt mit . . . Demnach wäre also über alle einzelnen Punkte eine Einigung erzielt. Es würde nur noch das Protokoll aufzusetzen sein. Die Herren von Berwitz und Baron von Heddersdorf würden wohl die Güte haben, sich dieser Mühe zu unterziehen?"

Die beiden Herren traten an den großen Schreibtisch und verfaßten gemeinsam das Schriftstück, während der Botschafter und der Oberstleutnant etwas abseits traten und sich über unerhebliche Dinge mit gedämpfter Stimme unterhielten.

Das Protokoll wurde alsdann von Herrn von Berwitz vorgelesen und von den vier Sekundanten unterschrieben.

Um halb eins waren Graf Albrecht von Isneck und Fürst Ulrich von Engernheim von allem genau unterrichtet . . .

Der vorhergehende Tag, der 12. November, der Tag des Prozesses, war für die Angehörigen des Fürsten auf Kypstein ein böser Tag der Unruhe und Aufregung gewesen.

Zwar hatte Ulrich, wie er es Alix bei seiner Abreise versprochen, am Morgen eine Depesche geschickt, die sie über sein Wohlsein, seine heitere Stimmung, die wahrscheinlich baldige Abwickelung seiner Geschäfte beruhigte. Fürst Engelbert und Fürstin Karola schienen dieser Meldung indessen nur mäßige Teilnahme entgegenzubringen. Sie waren merkwürdig befangen und unstät, flüsterten oft zusammen und brachen ihre Unterhaltung plötzlich ab, sobald sich Alix ihnen näherte, sahen sich in einer besonderen Weise an, — kurzum, sie konnten die ungewöhn-

liche Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte, nicht meistern und nicht verbergen; und diese Erregung schien nicht freudiger Natur zu sein.

„Aber was habt ihr nur?“ fragte Alix endlich, der das Benehmen ihrer Eltern längst aufgefallen war.

„Nichts, mein Kind,“ antwortete Fürst Eyckhof. „Wie kommst du zu der wunderlichen Frage? Nicht das Geringste!“

„Du kannst ja nicht lügen, Papa! Ebensowenig wie Mama! Ihr verheimlicht mir etwas . . . etwas Unangenehmes! Ich bin beunruhigt! Sagt es mir! . . . Sonst denke ich mir Schlimmeres! . . . Betrifft es Ulrich?“

„Aber wie kommst du nur darauf? Du siehst Gespenster! Es ist nichts, gar nichts!“

Alix schwieg, aber sie war keineswegs beruhigt.

Je weiter der Zeiger der Uhr vorrückte, desto auffälliger wurde die Erregung der Eltern. Als Alix über den Korridor ging, sah sie ihre Mutter mit einem Diener sprechen und dann in den Salon treten. Alix rief den Diener heran.

„Was hat die Frau Fürstin Sie gefragt?“

„Durchlaucht haben sich erkundigt, bis zu welcher Zeit das Telegraphenbüreau in Kypstein geöffnet ist, und wann die letzten Depeschen ausgetragen werden.“

Alix trat in das Zimmer. Es war um die achte Stunde. Fürst Engelbert und Karola standen am Kamin und sprachen mit halblauter Stimme. Als sie Alix erblickten, verstummten sie.

„Ich will wissen, was vorgeht!“ sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Ich bin kein Kind mehr! Ich weiß,

daß ihr mir etwas verbergt. Ihr erwartet Nachrichten ... eine Depesche ... aus Berlin? ... von Ulrich? ... Aber so sprecht doch! Ihr macht mich krank! Ist Ulrich etwas zugestoßen? Antwortet, wenn ihr mich lieb habt! Die schrecklichste Wahrheit würde mich weniger foltern, als diese unerträgliche Ungewißheit!"

Die Eltern sahen sich fragend an.

„Ihr macht mich wahnsinnig mit euerem Schweigen! Ihr ahnt nicht, welche Gedanken ich mir mache, sonst würdet ihr sprechen!" Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, sie lief wie verzweifelt im Zimmer auf und ab. Endlich ging sie auf ihre Mutter zu, die sich auf einen kleinen Sessel am Kamin niedergelassen hatte, sank vor ihr auf die Kniee, ergriff ihre Hände und schluchzte: „Mama! Du bist immer so gut gewesen! Du weißt nicht, wie du mich quälst! Habe doch Mitleid mit mir!"

Karola streichelte die weichen Haare ihres Kindes, und zu ihrem Manne aufblickend, sagte sie: „Ich bringe es nicht übers Herz, das Kind so zu foltern!"

Fürst Engelbert nickte zustimmend.

„Sei ruhig, Alix! Wir sagen dir alles! Es ist nichts, bei Gott nichts geschehen! Nichts, was dich schmerzen könnte. Nur eine große Unannehmlichkeit, nichts weiter. Man hat Ulrich wegen einer längst abgethanen Sache einen Prozeß gemacht, der heute verhandelt worden ist und natürlich nur zu Gunsten Ulrichs ausgefallen sein kann! Wir warten nun auf die Depesche! Das ist alles!"

Alix blickte ihrer Mutter fest ins Auge.

„Das ist wirklich alles?" fragte sie mit scharfer Betonung, während sie ihre Thränen trocknete.

„Alles!“ wiederholte Karola in ruhigem und beruhigendem Tone.

„Weshalb habt ihr mir denn das nicht gleich gesagt?“ versetzte sie lächelnd, indem sie sich erhob.

„Ulrich hatte uns gebeten, dir die unnütze Aufregung zu ersparen.“

„Und um was handelt es sich denn bei dem Prozeß? — Um eine Geldfrage?“

„Nein!“ griff nun der alte Fürst ein. „Um eine Ehrenfrage. Ein Schurke von Zeitungsschreiber hat Ulrichs Ehre angegriffen, und das wird heute entschieden.“

„So?!“ erwiderte Alix nachdenklich.

Die drei schwiegen lange Zeit. Alix starrte in das Kaminfeuer. Tausend Gedanken wälzten sich in ihrem Kopf. Plötzlich machte sie eine energische Bewegung.

„Heute ist es leider zu spät!“ rief sie. „Ich fahre morgen mit dem Frühzuge ab, dann bin ich übermorgen früh in Berlin! Mein Entschluß ist unabänderlich! Gebt euch keine Mühe, es mir auszureden! Ich weiß, was ich thue! Ich reise unbedingt. Wenn einer von euch mich begleiten will, um so besser! Wenn nicht, fahre ich allein!“

Alle Ueberredungsversuche scheiterten an dem unbeugsamen Willen der jungen Frau. Den Einwand, daß Ulrich vielleicht früher abreisen würde, und daß sie sich dann auf dem Wege kreuzen könnten, fertigte sie durch den Hinweis auf die am Morgen erhaltene Depesche von Ulrich ab, in welcher dieser gemeldet hatte, daß er frühestens am 13. abends Berlin werde verlassen können. Eine Depesche würde ihn also morgen unbedingt noch erreichen,

und er würde dann schon bis zum 14. morgens, bis zu ihrer Ankunft, warten.

Alle Bitten der Eltern waren umsonst. Alix ließ sogleich ihre Sachen packen und gab den Befehl, daß der Wagen morgen früh um sieben Uhr bereit stehe.

Am Abend beim Thee kam man überein, daß Fürstin Karola zur Pflege des Kindes auf Kypstein bleibe, und Fürst Engelbert seine Tochter nach Berlin begleite. Auf Alix' Wunsch wurde die Depesche, die am anderen Morgen zu frühester Stunde abgehen sollte, so gefaßt, daß Ulrich nur von der bevorstehenden Ankunft seines Schwiegervaters benachrichtigt wurde.

„Er würde mir vielleicht wegen meines eigenmächtigen Ungehorsams etwas böse sein!" sagte Alix. „Wenn er mich aber sieht, wird er mir schon vergeben. Und wenn ich ihm alles auseinandersetze, wird er mir sogar recht geben."

Die Depesche lautete also ganz einfach so: „Treffe morgen früh gegen acht Berlin ein, bitte meine Ankunft unbedingt abzuwarten. Hier alles wohlauf. Engelbert."

Am anderen Tage, beim Morgengrauen, verließen Alix und Fürst Engelbert das alte Kypsteiner Schloß. Sie hatten sich für den Nachmittag auf eine Zwischenstation eine Depesche bestellt. Und diese war denn auch zur Stelle. Sie lautete: „Eben die ersehnte Nachricht eingetroffen. Ulrich telegraphiert: ‚Ihr dürft mir gratulieren.' Nichts weiter. Bin herzensfroh. Günther vergnügt. Karola."

Alix strahlte.

„Nun werden wir eben die ersten sein, die sich mit

ihm freuen! Ist dein Kind nun wirklich so unverständig, wie du gestern behauptetest? Und habe ich nicht recht gehabt?"

„Natürlich! Du hast immer recht!" versetzte der Fürst lächelnd und küßte seine reizende Tochter auf die Stirn.

Nun leuchtete die Freude wieder aus den wundervollen Augen, und die junge Frau war anmutiger und bezaubernder denn je. Mit innigem Wohlgefallen ruhte der Blick des Vaters auf seinem glücklichen Kinde, während Wälder und Felder an ihnen vorüberjagten und das schnaubende eiserne Ungetüm auf den Schienen dem Norden zurafte.

XXVI.

Es war noch dunkel. Die Laternen brannten noch. Ein feiner Regen fiel kaum merklich vom schwarzen Himmel; eigentlich mehr ein dichter, feuchter Nebel. Es war ziemlich kalt und recht unbehaglich.

Ulrich hatte gestern abend alles erledigt, was er hatte erledigen wollen.

Er stand vollkommen angekleidet, den Hut auf dem Kopfe, am Fenster und blickte auf die leere dunkle Straße. Auf dem feuchten Pflaster zitterte der langgezerrte Wiederschein der Gasflammen. Es hatte eben halb sieben geschlagen.

Da bog von den Linden kommend ein mächtiger von zwei starken Braunen gezogener Landauer in die Wilhelmstraße ein und hielt vor der Thür des Hotels. Der Diener sprang vom Bock.

Ulrich öffnete sein Fenster und rief der dunklen Gestalt, die aus dem Wagen stieg, zu: „Bemühen Sie sich nicht! Ich komme schon!“

Sein Diener half ihm in den langen schweren Ueberzieher.

„Löschen Sie die Lampe und folgen Sie mir!“ sagte Ulrich.

Die Herren begrüßten sich unten mit warmem Händedruck.

„Es wäre mir lieb, wenn ich meinen Diener mitnehmen könnte,“ bemerkte Ulrich zum Grafen Pracks.

„Aber natürlich! . . . Sie können wieder nach Hause gehen,“ beschied der Botschafter seinen Kammerdiener.

Ulrichs Jean schloß die Wagenthür hinter den Herren und kletterte auf den Bock. Der Wagen rollte davon.

Ulrich und Pracks saßen auf den Hinterplätzen, ihnen gegenüber Berwitz und Dr. Zwirner, ein Altersgenosse und Universitätsfreund des Fürsten, der Hausarzt beim Grafen Pracks. Unterwegs wurde sehr wenig gesprochen.

Am Charlottenburger Knie holten sie einen anderen Landauer ein, der ebenfalls in schnellem Tempo die breite Chaussee hinauffuhr.

Graf Pracks ließ die Fensterscheibe herunter. An den Grauschimmeln und der hellbraunen Livree des Kutschers erkannte er das Fuhrwerk des Grafen Iseneck.

„Fahren Sie nicht vor!“ rief er seinem Kutscher zu. „Folgen Sie dem Wagen da. Wir haben dasselbe Ziel.“

Die beiden Wagen lenkten in einen großen Park ein. Der Thorweg stand offen. Auf einem ziemlich schmalen, vom Regen aufgeweichten Sandwege, der sich durch das Dickicht schlängelte, gelangten sie nach einigen Minuten zu einem etwas freier liegenden Häuschen, in dem wohl

der Gärtner mit seiner Familie wohnen mochte. Aus einem Fenster des Erdgeschosses fiel ein matter Lichtschimmer in das graue Licht des anbrechenden Tages.

Der vordere Wagen hielt. Graf Iseneck, Graf Boost, Baron von Heddersdorf und Geheimrat Dr. Lohausen stiegen aus und begaben sich etwas abseits. Als sie den Fürsten mit seinen Begleitern aussteigen sahen, schritten sie unter Heddersdorfs Führung einen kleinen Seitenpfad hinauf.

Ulrich und seine Freunde folgten ihnen in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten.

Kaum fünfhundert Schritte von dem Häuschen entfernt lag ein freier viereckiger Platz, den der Besitzer des Parks zum Lawn-Tennis-Spiel besonders hatte herrichten lassen. Er war von allen vier Seiten gleichmäßig von den jetzt entlaubten Bäumen des Parks umsäumt.

„Wir sind zur Stelle!" sagte Baron von Heddersdorf und blieb mit den Herren stehen.

Als Ulrich mit seinen Begleitern zu ihnen stieß, lüfteten sämtliche Herren schweigsam den Hut.

Der Tag war inzwischen mürrisch und grämlich herangedämmert. Graf Boost sah nach der Uhr. Es fehlten nur noch wenige Minuten an der festgesetzten Zeit.

Graf Albrecht von Iseneck und Fürst Ulrich hatten sich langsamen Schritts von einander entfernt. Die beiden Aerzte begrüßten sich nochmals und drückten sich die Hand. Sie sprachen leise miteinander.

Die vier Sekundanten traten zusammen und losten. Das Los entschied, daß Baron von Heddersdorf den Kampf zu leiten habe, dem sich der älteste Sekundant der Gegen-

partei, der Botschafter Graf Pracks, zur Beihilfe zugesellte.

Der Platz war für den Zweck vorzüglich geeignet. In der Mitte wurden die beiden Standpunkte, die durchaus gleichwertig in Bezug auf Licht und Umgebung waren, in einer Entfernung von fünfzehn Schritt bestimmt.

Die von Berwitz mitgebrachten Pistolen wurden nach aufmerksamer Besichtigung als vollkommen tauglich befunden. Das Los entschied indessen für die von Heddersdorf mitgebrachten. Wiederum wurde der Gebrauch der einzelnen Pistole aus dem Paar durch das Los den Gegnern zugewiesen.

Mit größter Sorgfalt wurde geladen: zuerst die Pistole des Grafen vom Baron von Heddersdorf, dann die Pistole des Fürsten vom Grafen Pracks. In den Lauf einer jeden Pistole wurde der Ladestock noch einmal eingeführt, um die volle Gleichheit der Ladungen festzustellen.

Darauf wurden die Gegner herangerufen.

„Ich bitte die Herren, sich ihrer Ueberzieher zu entledigen," ersuchte Baron Heddersdorf. „Die Röcke können die Herren anbehalten. Wenn aber die Herren feste Gegenstände in den Taschen haben, so bitte ich, dieselben abzugeben."

Graf Albrecht und Fürst Ulrich hatten ihre schweren Ueberzieher schon bei den ersten Worten abgeworfen. Nun reichten sie ihren Sekundanten Uhr, Portemonnaie, Brieftasche, Schlüssel; Ulrich holte aus der linken Brusttasche auch einen Brief, den er abgeben wollte.

„Den Brief dürfen Euere Durchlaucht behalten. Es handelt sich nur um Gegenstände, die Widerstand bieten könnten."

Der Fürst steckte den Brief wieder ein und knöpfte den Rock zu.

„Wollen Sie nun, Herr Botschafter," nahm der Baron das Wort, „das Protokoll mit den Kampfbedingungen verlesen?"

Es rieselte noch immer langsam und dünn vom Himmel. Die Feuchtigkeit verwischte die Schriftzüge auf dem Blatte, das der Botschafter jetzt entfaltete. Er las deutlich und mit fester Stimme: „Die Unterzeichneten sind gestern am 13. November 1883 vormittags 11 Uhr in der Wohnung des Barons von Hedderdorf zusammengetreten, um die zwischen Sr. Excellenz dem Grafen Albrecht von Iseneck und Sr. Durchlaucht dem Fürsten Ulrich von Engernheim-Kypstein schwebende Angelegenheit zu erörtern.

„Graf von Iseneck fühlt sich durch gewisse in öffentlicher Gerichtsverhandlung zur Sprache gebrachte Thatsachen durch den Fürsten von Engernheim in seiner Ehre gekränkt.

„Da ein ehrenvoller Ausgleich auf friedlichem Wege nicht hat erzielt werden können, erübrigt nichts anderes, als die Waffen entscheiden zu lassen.

„Nach gescheitertem Sühneversuche haben die Unterzeichneten in gegenseitigem Einvernehmen und dem Verlangen ihrer Auftraggeber entsprechend für den Kampf folgendes bestimmt:

„Der Zweikampf findet am 14. November d. J. 7¼ Uhr vormittags auf dem Grundstück des Ritterguts Britzow bei Charlottenburg statt.

„Er wird mit Pistolen ausgefochten, mit festem

Standpunkt und freiem Schuß, bei einer Distanz von fünfzehn Schritt und mit dreimaligem Kugelwechsel.

„Es bestehen keinerlei andere Vereinbarungen.

„Berlin, am 13. November 1883, Mittags 12 Uhr.

„Baron von Heddersdorf, Bevollmächtigter zum Bundesrate,

„Graf Lebrecht von Boost, Oberstleutnant,

für den Grafen von Iseneck."

„Graf Pracks, Botschafter,

„von Berwitz, Legationsrat,

für den Fürsten von Engernheim."

Graf Pracks faltete das Blatt zusammen.

„Meine Herren!" sagte nun Baron von Heddersdorf mit feierlichem Ernste. „Sie haben die festgesetzten Bedingungen gehört? . . . Sie heißen sie gut? . . . Sie versprechen, denselben getreulich nachzukommen?"

Albrecht und Ulrich neigten zustimmend das Haupt.

„Ich werde nur ‚Schießen!' kommandieren. Dann wenden Sie sich um und spannen. Sie schießen dann, wann Sie wollen. An eine bestimmte Frist sind Sie nicht gebunden."

Graf Boost führte den Grafen Iseneck auf den durch das Los ihm bestimmten Platz, Berwitz den Fürsten auf den diesem angewiesenen. Die Pistolen wurden ihnen übergeben. Die beiden Gegner waren Rücken gegen Rücken gestellt.

Alle vier Sekundanten stellten sich nebeneinander in einer mit der Schußrichtung parallelen Linie. Ulrich zu-

nächst stand Graf Boost, neben demselben Graf Pracks, dann folgten Baron Hedderstorf und Berwitz, der also dem Grafen Iseneck zunächst stand.

Die beiden Aerzte waren hinter die Sekundanten getreten.

Eine Sekunde unheimlicher Ruhe. Es rieselte noch immer.

„Schießen!" kommandierte Baron von Hedderstorf mit fester Stimme.

Die Beiden wandten sich und spannten.

Die Hähne knackten fast gleichzeitig.

Die Gegner blickten sich an, in finsterer Ruhe.

Graf Iseneck hob langsam die Pistole. Ulrich folgte der Bewegung mit der seinigen. Es war fürchterlich still. Die Sekundanten standen in steinerner Unbeweglichkeit da.

Das währte wenige Sekunden.

Da krachte ein Knall, und unter dem herabgedrückten Hahne der Pistole Isenecks dampfte ein zartes Wölkchen auf. Der Graf senkte die Pistole.

Aber Ulrich kam ihm zuvor, die bewaffnete Hand fiel herab. Er hatte ein wenig gerückt. Nun schwankte er und schlug jäh rücklings auf den feuchten Boden. Die Pistole war ihm entfallen. Es war das Werk eines Augenblicks.

Bestürzt sprangen die beiden Aerzte hinzu, rissen den Rock auf, die Weste, zerrissen das Hemd, das auf der linken Seite einen roten Flecken zeigte.

Aus der Wunde rann langsam spärliches hellrotes Blut — nur wenige Tropfen, wie rote Thränen, die das scheidende Leben weinte. Sie rieselten ruhig über die

mächtige junge weiße Brust. Lohausen legte das Ohr an die Brust, der jüngere Arzt faßte den Puls . . .

Sie sahen sich traurig an und verstanden sich.

Lohausen führte den Finger an die Pupille des noch offenen Auges. Kein Zucken mehr. Es war alles aus! Das Leben war entflohen.

Die Kugel hatte die linke Herzkammer in der Mitte durchbohrt. Der Tod war ein augenblicklicher gewesen.

Ulrichs Gesicht zeigte nichts von Schmerz. Es hatte einen ruhigen, friedlich lächelnden Ausdruck.

Mit verstörtem Gesicht standen Pracks und Berwitz vor Ulrich und den neben ihm knieenden Aerzten, des Wortes unfähig, kaum des Gedankens mächtig. Sie scheuten sich, die Frage zu stellen, die sie sich mit Grauen schon selbst beantwortet hatten.

Endlich ermannte sich Pracks:

„Tot?"

Lohausen bejahte stumm

„Und keine Hoffnung?"

Der Arzt schüttelte langsam den Kopf.

Mit entblößtem Haupte schritt der Botschafter auf den Grafen Iseneck zu, der in düsterer Starrheit mit abgewandtem Gesicht neben Boost und Heddersdorf unbeweglich dastand. Alles Blut war ihm aus dem Gesicht gewichen. In der geballten Rechten umklammerte er noch immer den Schaft der tödlichen Waffe. Er hatte etwas Erschreckendes.

Als er den Botschafter erblickte, ließ er die Pistole zu Boden fallen und entblößte das greise Haupt. Auch

Heddersdorf hatte den Hut abgenommen, und Boost führte salutierend die Hand an seine Kopfbedeckung.

„Die Kugel ist mitten durchs Herz gedrungen und hat augenblicklichen Tod herbeigeführt."

Mit entsetzlicher finsterer Regungslosigkeit nahm Graf Isenеck die grausige Meldung entgegen; aber sein Gesicht wurde erdgrau, und seine Lippen nahmen eine bläuliche Färbung an.

Würdevoll neigte er das Haupt und würdevoll erhob er es wieder.

Graf Pracks grüßte, die anderen dankten, er kehrte zu den Aerzten zurück — zur Leiche des schönen, edlen, hoffnungsreichen jungen Fürsten.

Heddersdorf und Boost nahmen den Grafen unter den Arm. Er stützte sich schwer darauf und ließ sich führen, willenlos. Auf einem Umwege schleppten sie ihn, um nicht bei den anderen vorüberzukommen, zu seinem Wagen. Sie halfen ihm beim Einsteigen. Er ließ alles mit sich geschehen. Er lehnte sich an das Polster des Wagens und bedeckte seine Augen mit der Hand. Boost und Heddersdorf saßen ihm gegenüber. Kein Wort wurde gesprochen. Der Wagen fuhr nach Berlin zurück.

Berwitz hatte inzwischen den anderen Landauer an der Unglücksstätte vorfahren lassen.

Die Pferde witterten den Toten, sie scharrten und stampften, sie schnoben und wieherten und schäumten. Der Kutscher hatte Mühe, sie im Zaume zu halten.

Jean, der seinem guten Herrn sehr zugethan gewesen war, vergoß bittere Thränen.

Und nun faßten die Männer an: Pracks, Berwitz,

die beiden Aerzte und Jean, und mit vereinten Kräften hoben sie die Leiche in den Wagen, den man inzwischen aufgeschlagen hatte. Sie brachten die Leiche in eine halb liegende Stellung. Graf Pracks umschlang die Schultern des armen Ulrich, Jean, der gegenüber saß, hielt die Füße.

Der Wagen wurde wieder geschlossen, die Gardinen wurden herabgezogen, und im Schritt fuhr man nach der Stadt zurück. Eine anderthalbstündige, traurige Fahrt.

Berwitz und die Aerzte gingen bis Charlottenburg zu Fuß. Da fanden sie einen Wagen, der sie schnell nach Berlin zurückführte. Sie setzten den Hotelwirt von dem Vorgefallenen in Kenntnis, und es wurde Sorge dafür getragen, daß eine Tragbahre mit erfahrenen Trägern rechtzeitig zur Stelle sei . . .

Indessen waren Alix und Fürst Engelbert trotz einer ziemlich unbehaglichen Nacht und trotz des unangenehmen, grauen und naßkalten Wetters in heiterster Stimmung gegen halb acht in Berlin eingetroffen.

Alix freute sich darauf, Ulrich aller Wahrscheinlichkeit nach noch im festesten Schlafe zu überraschen, denn gewöhnlich war Ulrich ein Langschläfer. Sie war daher sehr erstaunt und nicht gerade angenehm berührt, als sie vom Portier hörte, daß der Fürst schon zu früher Stunde mit Jean ausgefahren sei. Der Spaß, auf den sie sich gefreut hatte, war ihr verdorben. Als sie auf weiteres Befragen erfuhr, daß ein Herr den Fürsten in einem Wagen abgeholt habe, wurde sie erst recht verdrießlich.

„Die dumme Jagd," schmollte sie zu ihrem Vater. „Wir hätten ihm doch lieber telegraphieren sollen, daß

ich komme, dann wäre er heut ganz gewiß nicht auf die Jagd gegangen!"

Sie begaben sich auf ihre Zimmer und machten Toilette. Alix brauchte sich nun leider nicht zu beeilen und ließ sich absichtlich viel Zeit.

Der Fürst stand schon seit einiger Zeit in tadellosem Morgenanzuge an dem großen Fenster in Ulrichs Zimmer, in dem er mit seiner Tochter frühstücken wollte. Er blickte ziemlich gedankenlos auf die nasse, trübe Straße.

Vor der Hotelthür standen zwei Männer, Arbeiter wie es schien. Mit ihrer Arbeit mußte es wohl keine Eile haben, denn sie blieben faullenzend auf dem Pflaster stehen, schwatzten und gafften.

Da bog ein Landauer von den Linden her in die Wilhelmstraße ein, im Schritt, und hielt vor dem Hotel. Die Wagenthür wurde geöffnet. Jean sprang heraus. Er sprach mit den zwei Leuten, die da standen. Sie trugen eine Sänfte heran. Der eine kletterte in den Wagen. Nun stieg Graf Pracks aus.

Ein Vorübergehender blieb stehen. Bald waren es mehrere.

Jetzt wurde ein Körper aus dem Wagen gehoben. Man sah nur die Füße, bis ans Knie.

Fürst Engelbert hielt sich mit beiden Händen am Fensterbrett.

„Um Gotteswillen!" rief er.

Er wollte sich abwenden. Es hielt ihn mit Gewalt am Fenster zurück. Er mußte das unglaubhafte, das wahre, das grausige Schauspiel sehen.

Sie hatten ihn auf der Bahre gebettet und mit einem Tuche bedeckt. Und nun trugen sie ihn herauf.

Die Neugierigen, die sich angesammelt hatten, wurden von einem Schutzmann zerstreut.

Besinnungslos stürzte der Fürst in das Zimmer seiner Tochter, die nur einen Schlafrock übergeworfen hatte, über den das aufgelöste Haar herabwallte.

„Was ist dir denn?“ fragte Alix ganz bestürzt, als sie ihren Vater, bleich, bebend, fassungslos vor sich sah.

Draußen polterte und stieß etwas. — Man hörte Stimmen.

„Ein Unglück! Fasse dich, mein armes Kind!“

Alix schnellte auf. Mit einem Satze sprang sie zur Thür des Salons und riß sie auf.

Die Thür vom Flur aus war inzwischen auch geöffnet, und sie schleppten eine schwere Last hinein. Die Träger keuchten, der dicke Schweiß stand ihnen auf der Stirn.

Alix war wie versteinert auf der Schwelle stehen geblieben, sie lehnte sich an die Thürpfoste, öffnete den Mund und starrte auf die Männer und auf das, was sie schleppten und nun behutsam auf den Teppich setzten.

Da war wohl auch Graf Pracks? Er grüßte nicht. Er sagte den Männern etwas, und diese gingen. Auch Graf Pracks war wieder verschwunden. Nur Jean stand neben dem, was die Männer getragen hatten . . .

Sie sah alles wie im Traum. Sie fühlte eine Hand. Sie schlug sie heftig von sich. Sie wußte nicht, daß es ihr Vater war, der sie stützen wollte.

Die Berührung hatte sie wie aus dem Starrkrampfe geweckt.

Sie schritt schwankend auf die Sänfte zu, sie schlug das Tuch zurück.

Ein gellender, hohler, furchtbarer Schrei ertönte, und Alix brach ohnmächtig nieder.

Man machte sich um die Bewußtlose zu schaffen, der Fürst, Graf Pracks, Jean . . . Sie schlug die Augen auf und blickte verwundert um sich. Sie betastete sich. Sie mochte nicht an sich selbst glauben. Ja, sie lebte!

Und er . . .

Ulrich war tot.

Sie hatte sich aufgerichtet. Sie starrte auf den geliebten Mann, der die guten Augen, die die Freunde ihm zugedrückt, nie mehr öffnen sollte . . . nie mehr!

Und schluchzend warf sie sich über die Leiche und küßte die schon bleichen Lippen, die kalte, grausig kalte Stirn. Sie weinte und weinte.

Erschöpft glitt sie neben der Bahre zu Boden.

Da erblickte sie die anderen.

„Laßt mich allein!" flehte sie. „Ich bitte euch! Ich will mit ihm allein bleiben! Laßt mich!"

Die anderen verließen schweigsam das Gemach.

Sie hatte seine Hand erfaßt, die schlaff herabhing, sie hatte sie in ihre Hände geschlossen, als wolle sie sie erwärmen. Sie bedeckte die Hand mit ihren Küssen und ihren Thränen.

„Was haben sie dir gethan, mein armer, guter Ulrich?" fragte sie ihn leise, während die Thränen ihre Wangen überströmten und auf das edle, friedlich verklärte Antlitz des heißgeliebten Toten fielen. Sie stöhnte und schluchzte. „Antworte mir doch! Nur noch einmal!"

Ulrich blieb still.

„Sie haben dich gemordet, dich Aermsten und Besten! Gemordet!“ schrie sie halb wahnsinnig vor Schmerz. „Verflucht der Bube, der mir das gethan!“

Und wieder warf sie sich jammernd über die Leiche und wimmerte wie ein hilfloses Kind.

Allmählich verstummten die herzzerreißenden Klagetöne, und langsam erhob Alix den Kopf. Sie richtete sich auf. Ihre Thränen waren versiegt. Um ihre bebenden Lippen aber zuckte es.

Sie stand vor ihm und betrachtete ihn jetzt zum erstenmal aufmerksam. Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen, um nun standhaft zu bleiben.

Sie verriegelte die Thüren. Sie knöpfte den Rock auf und schlug ihn zurück. Sie knöpfte die Weste auf und entblößte die Brust.

Da war die fürchterliche Wunde, eine kleine, unanfehnliche Wunde. Und dieser stumme Mund sagte der verzweifelten jungen Frau, daß das Grausamste vollbracht war.

Und als Alix bebend darauf starrte, quoll aus dieser schrecklichen Oeffnung, die das Eisen dem hastig herausbrechenden Leben gerissen hatte, noch ein heller, rötlicher Tropfen, — die letzte blutige Thräne.

Da sank Alix auf die Kniee, weinte und betete inbrünstig.

Sie stand auf. Aus der Seitentasche des Rockes sah etwas Weißes hervor. Ein Brief. Die Kugel hatte ihn in der Mitte durchbohrt und ein scharfes rundes Loch hineingekeilt.

„Für Alix," stand auf dem Umschlage.

Mit wankenden Schritten schleppte sie sich zu einem Sessel und las:

„Meine heißgeliebte Alix!

Wenn ich es Dir nicht mehr sagen kann, so will ich es Dir schreiben, daß ich nie eine andere geliebt habe, als Dich. Mein Herz hat Dir gehört vom ersten Augenblicke an, und mein letzter Gedanke, der letzte Schlag meines Herzens gehört Dir allein.

Ich habe dem Gebote der Ehre zu folgen, und die Ehre fragt nicht nach unserer Liebe. Es ist unerforschlich grausam, daß die schuldlosen Ueberlebenden am härtesten bestraft werden, aber es ist unabänderlich. Du bist die Tochter und das Weib eines Edelmanns. Sei tapfer, mein armes Kind, sei gefaßt! Laß Dich von Deinem Schmerz nicht überwältigen, gib den anderen ein Beispiel Deiner Seelenstärke. Du schuldest Dich unserem Kinde, das Du in der Liebe zu seinem Vater und in den Gesinnungen eines Edelmanns erziehen wirst.

Diejenige, an der ich in den Jahren meines jugendlichen Leichtsinns eine Schuld begangen habe, hat mir vergeben. Lies das beiliegende, von Dir selbst geschriebene Blatt.

Und auch Du wirst mir vergeben, wenn ich Dir durch meinen Tod den tiefsten Schmerz bereite. Denn ich habe nur Dich geliebt, Alix, ich liebe nur Dich, Du liebst mich, und die Liebe vergibt alles.

Sei tapfer!

Ich küsse Dich und unseren Sohn von ganzem Herzen und bin getreu bis in den Tod

Dein

Ulrich."

Einige Worte waren durch die Kugel aus dem Briefe herausgestoßen.

Das beigefügte Blatt enthielt jene Worte, welche vor langer, langer Zeit die fiebernde Juliane Alix in die Feder diktiert hatte, aber auch sie waren durch die Kugel verstümmelt: „Unser . . . . . buch sei vernichtet."

Die Silbe „Schuld" hatte die tödliche Kugel in ihrem Vernichtungsfluge mitgenommen und mitten in das Herz des Getöteten hineingejagt . . .

Am folgenden Tage schien die goldigste Sonne. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich warmer, schöner Tag.

In der Mittagsstunde bewegte sich ein unabsehbar langer Trauerzug vom Hotel Royal durch das Brandenburger Thor und die Königgrätzerstraße dem Potsdamer Bahnhof zu, von wo die Leiche des Fürsten Ulrich von Engernheim in einem Extrazuge nach Kypstein überführt werden sollte.

Vor dem Leichenwagen, auf dem der unter Blumenspenden unsichtbar gewordene Sarg stand, spielte die vom Grafen Boost beorderte Regimentsmusik den herrlichen Choral der Tröstung und Verheißung: „Jesus, meine Zuversicht."

Im ersten Wagen saß Alix mit ihrem Vater. Sie war unheimlich bleich und unbeweglich wie ein Bildwerk aus Marmor. Sie gedachte der Mahnung des Toten.

Sie hielt sich aufrecht. Sie war so tapfer, wie er es gewollt hatte . . .

Juliane, die für alle Eindrücke der Außenwelt fast völlig abgestumpft war, und deren Geist in tiefer Umnachtung dahinsiechte, hatte heute Thüren und Fenster des Parkzimmers weit geöffnet. Sie wollte Sonne haben. Sie hatte ein Plaid über die Kniee gebreitet und klöppelte, so hurtig und geschickt es die klammen kleinen Finger nur irgend gestatteten.

Plötzlich horchte sie auf.

Musik!

Sie hatte lange keine Musik gehört. Sie rief Ida.

„Erkundigen Sie sich," sagte sie mit undeutlicher Aussprache und schwerer Zunge, „was das für Musik ist."

„Ein Begräbnis, gnädige Gräfin."

„Wer wird begraben?"

„Ich werde der gnädigen Gräfin gleich Bescheid geben."

„Schnell! schnell! schnell!"

Sie klöppelte angstvoll weiter.

Ida kam nach wenigen Augenblicken mit der Meldung zurück: „Fürst Ulrich von Engernheim!"

Juliane sah aus blöden Augen zu ihr auf, ohne zu verstehen, und ließ den Klöppel langsam fallen.

„Fürst Ulrich? . . ." wiederholte sie.

Sie besann sich. Sie lächelte in befremdlicher Weise. Ida zog sich leise zurück.

Juliane nahm die Stäbchen wieder auf, arbeitete hastig und sang dazu:

„Bringt Schimpf und Gatten Qual,
Tod durch des Gatten Stahl!"

Sie hatte dazu eine lustige Weise gewählt. Und sie sang, ohne von ihrem Polster aufzusehen . . .

Nero richtete sich in seiner Ecke langsam auf, streckte sich und blickte verwundert um sich. Langsam näherte er sich seiner Herrin. Der Gesang war ihm ein unbekanntes und unangenehmes Geräusch. Er hob den Kopf, öffnete die Schnauze und heulte hoch und kläglich.

„Ruhig, Nero! still!“ rief Juliane, und der Ton, in dem sie dem Hunde zurief, erinnerte sie an irgendetwas schon einmal Dagewesenes. Darüber mußten wohl lange, lange Jahre vergangen sein! . . . Sie besann sich vergeblich . . .

In der Ferne verhallte der Choral im Geräusche der großen Stadt.

Anzeigen des
Cotta'schen Verlages

Paul Lindau:

Der Zug nach dem Westen

Berliner Roman

12. Auflage

Elegant gebunden M. 5.—

Arme Mädchen

Berliner Roman

11. Auflage

Elegant gebunden M. 5.—

Spitzen

Berliner Roman

11. u. 12. Auflage

Elegant gebunden M. 5.—

Die blaue Laterne

Berliner Roman

2 Bände

5. u. 6. Auflage

In 1 eleganten Leinenbande M. 7.50

	Eleg. geb.
Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare Brücke und andere Geschichten	M. 4.—
—„— Das verlorene Wort. Roman	„ 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung Zwei Erzählungen	„ 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 4. Aufl.	„ 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl.	„ 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 6. Aufl.	„ 4.50
—„— Aus fremder Seele. 3. Aufl.	„ 3.50
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl.	„ 5.—
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. 2. Aufl.	„ 4.50
—„— Wolken und Sunn'schein. 5. Aufl.	„ 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman	„ 4.—
—„— Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. 4. Aufl.	„ 5.—
Auerbach, Berthold, Barfüßele. 44.—46. Aufl.	„ 2.50
—„— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände	„ 4.20
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände	„ 4.20
—„— Spinoza. Ein Denkerleben	„ 1.70
—„— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte	„ 2.10
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen. 17. Tsd.	„ 3.—
—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd.	„ 3.80
—„— Aus der Jugendzeit. 10. Tsd.	„ 6.20
—„— Neue Märchen. 9. Tsd.	„ 4.—
—„— Sommermärchen. 40. u. 41. Tsd.	„ 4.20
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben. 2. u. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Aufl.	„ 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort v. Adolf Wilbrandt. 12. Aufl.	„ 3.50
Birt, Th., Menedem. Die Geschichte eines Ungläubigen	„ 5.—
Böhlau, Helene, Salin Kalifke. Novellen. 2. Aufl.	„ 4.—
Boy-Ed, Ida, Die fäende Hand. Roman. 5. Aufl.	„ 4.50
—„— Um Helena. Roman. 3. Aufl.	„ 4.50
—„— Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman. 16 u. 17. Aufl.	„ 5.—
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl.	„ 4.50
—„— Nur wer die Sehnsucht kennt... Roman. 6. u. 7. Aufl.	„ 4.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl.	„ 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman	„ 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl.	„ 4.—
Busse, Carl, Federspiel. Westliche und östliche Geschichten	„ 4.50
—„— Die Schüler von Polajevo. 3. u. 4. Aufl.	„ 4.—
—„— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten. 2. Aufl.	„ 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl.	„ 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Beichte Miniatur-Ausgabe. Mit Porträt. 2. Aufl.	„ 2.—
—„— Božena. Erzählung. 9.—11. Aufl.	„ 4.—
—„— Erzählungen. 6. Aufl.	„ 4.—
—„— Margarete. 7. Aufl.	„ 3.—
Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten	„ 3.—

	Eleg. geb.
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 9. Aufl.	M. 6.—
El-Correï, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl.	„ 5.—
Enderling, Paul, Zwischen Tat und Traum. Roman	„ 5.—
Engel, Eduard, Paraskewúla und andere Novellen	„ 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl.	„ 4.—
—„— Grete Minde. 8. Aufl.	„ 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl.	„ 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 15. u. 16. Aufl.	„ 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl.	„ 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl.	„ 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl.	„ 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände. 7. Aufl.	„ 7.50
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl.	„ 3.50
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 5. Aufl.	„ 3.50
—„— Neue Novellen. 2. Aufl.	„ 3.—
—„— Der Pojaz. Eine Geschichte aus dem Osten. 9. u. 10. Aufl.	„ 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl.	„ 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 6. Aufl.	„ 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände. 3. Aufl.	„ 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl.	„ 3.50
Frei, Leonore, Das leuchtende Reich. Roman	„ 5.—
Frey, Adolf, Die Jungfer von Wattenwil Historischer Schweizerroman. 5. Aufl.	„ 6.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl.	„ 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman	„ 4.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman 2 Bände. 3. Aufl.	„ 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellenbuch	„ 4.—
Harbou, Thea v., Die nach uns kommen. Roman. 2. Aufl.	„ 4.—
—„— Der Krieg und die Frauen. Novellen. 1.—3. Aufl.	„ 2.60
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits Ein moderner Totentanz. 2. Aufl.	„ 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	„ 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte einer Jugend. 18.—22. Aufl.	„ 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 76.—80. Aufl.	„ 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 47.—51. Aufl.	„ 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück! Drei Schweizer Novellen. 24. u. 25. Aufl.	„ 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 21.—25. Aufl.	„ 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 71.—75. Aufl.	„ 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 71.—75. Aufl.	„ 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman	„ 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman Mit Porträt. 36.—40. Aufl.	„ 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 11. u. 12. Aufl.	„ 3.50
—„— Die Burgkinder. Roman. 86.—90. Aufl.	„ 5.—
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman. 24.—28. Aufl.	„ 4.50

	Ueleg. geb.
Herzog, Rudolf, Es gibt ein Glück ... Novellen. 26.—30. Aufl.	M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 66.—70. Aufl.	„ 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 61.—65. Aufl.	„ 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 46.—50. Aufl.	„ 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählung. 10.—12. Aufl.	„ 3.50
—„— Die Welt in Gold. Novelle. 16.—20. Aufl.	„ 2.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 96.—100. Aufl.	„ 5.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 9. u. 10. Aufl.	„ 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 14. Aufl.	„ 2.40
—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl.	„ 4.50
—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl.	„ 4.50
—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen aus einem Alltagsleben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl.	„ 5.—
—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl.	„ 5.—
—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl.	„ 3.50
—„— Über allen Gipfeln. Roman. 9. u. 10. Aufl.	„ 4.50
—„— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas" u. andere Novellen	„ 4.50
—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bände. 26.—28. Aufl.	„ 6.80
—„— Helldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl.	„ 5.—
—„— Himmlische und irdische Liebe und andere Novellen. 2. Aufl.	„ 4.50
—„— Neue Märchen. 4. Aufl.	„ 5.—
—„— Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl.	„ 2.—
—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl.	„ 5.—
—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder. 2.—4. Aufl.	„ 5.—
—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl.	„ 4.50
—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl.	„ 5.—
—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände. 14. u. 15. Aufl.	„ 10.—
—„— Novellen vom Gardasee. 8. u. 9. Aufl.	„ 3.40
—„— Meraner Novellen. 12. Aufl.	„ 4.50
—„— Neue Novellen. 6. Aufl.	„ 4.50
—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bände. 14. u. 15. Aufl.	„ 6.80
—„— Plaudereien eines alten Freundespaars. 2.—4. Aufl.	„ 4.50
—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl.	„ 6.—
—„— Der Roman der Stiftsdame. 15. u. 16. Aufl.	„ 3.40
—„— Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. 3. Aufl.	„ 4.50
—„— Crone Stäudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl.	„ 3.40
—„— Gegen den Strom. Eine weltl. Klostergeschichte. 5. u. 6. Aufl.	„ 3.40
—„— Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. 3. Aufl.	„ 5.50
—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl.	„ 5.—
—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl.	„ 4.50
—„— Aus den Vorbergen. Novellen	„ 6.—
—„— Vroni und andere Novellen	„ 4.50
—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl.	„ 5.—
—„— Xaverl und andere Novellen	„ 4.50
Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 5. u. 6. Aufl.	„ 4.50
—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl.	„ 2.50
—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl.	„ 6.—
—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—

	Eleg. geb.
Hirschfeld, Georg, Nachwelt. Der Roman eines Starken 4. u. 5. Aufl.	M. 5.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman	„ 4.—
Hofer, Klara, Alles Leben ist Raub Der Weg Friedrich Hebbels. 2. Aufl.	„ 6.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl.	„ 3.50
—„— Ostseemärchen. 3. Aufl.	„ 4.—
Hopfen, Hans, Der letzte Rieb. 6. Aufl.	„ 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren Roman. 13. u. 14. Aufl.	„ 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes, siehe Kügelgen	
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	„ 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl.	„ 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl.	„ 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman 3 Bände. 75.—80. Aufl.	„11.40
—„— Martin Salander. Roman. 49.—53. Aufl.	„ 3.80
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 79.—83. Aufl.	„ 7.60
—„— Züricher Novellen. 78.—82. Aufl.	„ 3.80
—„— Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden. 61.—65. Aufl.	„ 3.80
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausgabe. 8. Aufl.	„ 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung Miniatur-Ausgabe. 8. Aufl.	„ 3.—
Knudsen, J., Angst. Der junge Martin Luther. Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann. 2. Aufl.	„ 5.—
Krauel, Wilhelm, Von der andern Art. Roman	„ 4.—
—„— Das Erbe der Väter. Ein Lebensbericht	„ 4.50
Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausgabe. 26. u. 27. Aufl.	„ 2.40
Kurz, Hermann (Der Schweizer), Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 5.—
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung	„ 3.—
—„— Italienische Erzählungen. 2. Aufl.	„ 4.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen	„ 3.—
—„— Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld. Erzählungen	„ 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl.	„ 4.—
—„— Florentiner Novellen. 6. u. 7. Aufl.	„ 4.50
—„— Phantasieen und Märchen	„ 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 7. Aufl.	„ 6.50
Langmann, Philipp, Leben und Musik. Roman	„ 4.50
Lilienfein, Heinrich, Von den Frauen und einer Frau Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl.	„ 3.—
—„— Ideale des Teufels. Eine boshafte Kulturfahrt. 2. Aufl.	„ 3.50
—„— Der versunkene Stern. 1.—3. Aufl.	„ 6.—
—„— Die große Stille. Roman. 4. Aufl.	„ 5.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 2 Bände 5. u. 6. Aufl.	„ 7.50

	Eleg. geb.
Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman. 11. Aufl.	M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 11. u. 12. Aufl.	„ 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 12. Aufl.	„ 5.—
Mauthner, Fritz, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln und Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr"	„ 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl.	„ 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige Roman. 2. Aufl.	„ 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman	„ 4.—
Moersberger, Felicitas Rose, Pastor Verden Ein Heideroman. 2.—5. Aufl.	„ 4.50
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen	„ 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen	„ 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman	„ 4.—
Nieffen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen. Buchschmuck von Hans Deiters	„ 4.—
—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters	„ 4.—
—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters	„ 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen	„ 4.50
—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen	„ 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 4. Aufl.	„ 6.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl.	„ 5.—
—„— Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl.	„ 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl.	„ 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl.	„ 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 7. Aufl.	„ 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl.	„ 5.—
Rittberg, Gräfin Charlotte, Der Weg zur Höhe. Roman	„ 4.—
Rommel-Hohrath, Clara, Im Banne Roms. Roman	„ 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft Roman. 2 Bände	„ 5.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamt-Ausgabe 10. Aufl. (51.—55. Tsd.)	„ 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe. 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.)	„ 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe. (4. Tsd.)	„ 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe. 2. Aufl. (3. Tsd.)	„ 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe	„ 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamt-Ausgabe	„ 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamt-Ausg.	„ 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande 3 Bände. 9. Tsd. je	„ 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tsd. „	„ 4.—
—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse herausgegeben von H. W. Seidel. 2. Tsd.	„ 4.—
Seidel, H. Wolfgang, Erinnerungen an Heinrich Seidel. 2. Aufl.	„ 5.—

	Sieg. geb.
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 4. Aufl.	M. 4.—
Speidel, Felix, Hindurch mit Freuden. Novellen	„ 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman	„ 3.50
—„— Stille Wasser. Roman	„ 4.—
Straß, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 13. u. 14. Aufl.	„ 5.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 4. Aufl.	„ 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 7. Aufl.	„ 4.50
—„— Seine englische Frau. Roman. 31.—35. Aufl.	„ 5.50
—„— Für Dich. Roman. 21.—25. Aufl.	„ 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 6. Aufl.	„ 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 12.—14. Aufl.	„ 5.—
—„— Herzblut. Roman. 19.—21. Aufl.	„ 5.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 6. u. 7. Aufl.	„ 4.50
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl.	„ 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 5. u. 6. Aufl.	„ 4.50
—„— Liebestrank. Roman. 16.—20. Aufl.	„ 5.—
—„— Stark wie die Mark. Roman. 21.—25. Aufl.	„ 6.—
—„— Montblanc. Roman. 8. u. 9. Aufl.	„ 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 9. u. 10. Aufl.	„ 4.50
—„— Du Schwert an meiner Linken Ein Roman aus der deutschen Armee. 36.—40. Aufl.	„ 5.50
—„— Die zwölfte Stunde. Novellen. 1.—5. Aufl.	„ 3.—
—„— Der weiße Tod. Roman. 19.—23. Aufl.	„ 4.—
—„— Es war ein Traum. Berliner Novellen. 5. Aufl.	„ 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 5. Aufl.	„ 5.—
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 51.—55. Aufl.	„ 6.—
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 35.—37. Aufl.	„ 4.50
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 31.—33. Aufl.	„ 3.—
—„— Der Katzensteg. Roman. 91.—95. Aufl.	„ 4.50
—„— Das hohe Lied. Roman. 56.—59. Aufl.	„ 6.—
—„— Die indische Lilie. Sieben Novellen. 21.—25. Aufl.	„ 4.—
—„— Frau Sorge. Roman. 136.—145. Aufl. Mit Jugendbildnis	„ 4.50
—„— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 35. u. 36. Aufl.	„ 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria	„ 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken. 4. u. 5. Aufl.	„ 3.—
Uxkull, Gräfin Lucy, Rote Nelken. Ein sozialer Roman	„ 5.—
Vockeradt, Emma, Wanderer im Dunkeln. Roman	„ 4.—
Vogt, Martha, An schwarzen Wassern. Zwei Novellen	„ 3.50
Vollert, Konrad, Sonja. Roman	„ 5.50
Voß, Richard, Alpentragödie. Roman. 5. u. 6. Aufl.	„ 5.50
—„— Römische Dorfgeschichten. 5. verm. Aufl.	„ 4.50
—„— Erdenschönheit. Ein Reisebuch. 2. Aufl.	„ 3.50
—„— Du mein Italien! Aus meinem römischen Leben 2. u. 3. Aufl.	„ 5.50
—„— Der Polyp und andere römische Erzählungen. 2. Aufl.	„ 5.—
—„— Richards Junge (Der Schönheitssucher). Roman. 3. Aufl.	„ 6.—

	Eleg. geb.
Watzdorf-Bachoff, E. v., Maria und Yvonne Geschichte einer Freundschaft. 2. Aufl.	M. 4.50
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl.	„ 5.50
—„— Adonis und andere Geschichten. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Meister Amor. Roman. 3. Aufl.	„ 4.50
—„— Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Dämonen und andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl.	„ 4.—
—„— Der Dornenweg. Roman. 5. Aufl.	„ 5.—
—„— Erika — Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	„ 4.50
—„— Fesseln. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Franz. Roman. 3. Aufl.	„ 4.50
—„— Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	„ 4.—
—„— Fridolins heimliche Ehe. 4. Aufl.	„ 3.50
—„— Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Hermann Ifinger. Roman. 7. Aufl.	„ 5.—
—„— Irma. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Hildegard Mahlmann. Roman. 4. Aufl.	„ 4.50
—„— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Novellen	„ 4.—
—„— Opus 23 und andere Geschichten. 2. Aufl.	„ 4.—
—„— Die Osterinsel. Roman. 5. Aufl.	„ 5.—
—„— Vater Robinson. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Familie Roland. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Die Rothenburger. Roman. 9.—11. Aufl.	„ 4.—
—„— Der Sänger. Roman. 4. Aufl.	„ 5.—
—„— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Die Tochter. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	„ 4.—
—„— Villa Maria. Roman. 3. Aufl.	„ 4.—
—„— Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Aufl.	„ 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 20. u. 21. Aufl.	„ 5.—
Wohlbrück, Olga, Die neue Rasse. Roman. 2.—5. Aufl.	„ 6.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Aufl.	„ 3.50
—„— Du bist mein. Zeitroman. 2. Aufl.	„ 5.—
—„— Erdkinder. Roman. 4. Aufl.	„ 4.50
—„— Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen. 2. Aufl.	„ 4.—
—„— Thoms friert. Roman. 2. Aufl.	„ 5.—
—„— Überschwemmung. Eine baltische Geschichte. 2. Aufl.	„ 3.50

Geheftete Exemplare der vorstehend verzeichneten Werke kosten pro Band 1 Mark weniger.

45.

46736/76

419 > N.Y.

R.?